Drohnen

Georg Ompteda
(Freiherr von)

Drohnen

Von demselben Verfasser erschien bisher:

„Von der Lebensstraße und andere Gedichte.“
„Freilichtbilder“. Skizzen und Novellen.
„Die Sünde“. Geschichte eines Offiziers.

0

Drohnen

Moderner Roman

von

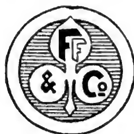
Georg Freiherr von Ompteda

(Georg Egestorff)

„ . . . . . Drohnen . . . . . welche der Gemeinde . . . . gänzlich nutzlos sind und zuletzt von ihren arbeitenden Schwestern umgebracht werden."

Charles Darwin:

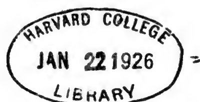
„Ueber die Entstehung der Arten." pag. 20.



Berlin W

F. Fontane & Co

1893


HARVARD COLLEGE
JAN 22 1926
LIBRARY

I.

In einem der hinteren Säle des „Grand Restaurant Westfal" unter den Linden, war trotz der späten Nachtstunde noch Licht. Eine buntgemischte Gesellschaft saß dort an einem halb abgeräumten Tische, auf dem nur noch einige Gläser standen, nach der Mitte zusammengerückt, und ein paar dickbauchige Liqueurflaschen. Kaffeetassen waren zur Seite geschoben, in den Unterschalen Asche und Cigarrenstummel. Ein Kellner mit glattrasiertem, bleichem Gesicht und kurzgehaltenem, spärlichem Backenbarte versuchte Ordnung auf der Tafel zu machen. Aber Erich Braunreuter wehrte es ihm:

— Wozu? Ist nicht nötig! Lassen Sie nur Schumann!

— Nur eine frische Serviette auflegen!

Er that es ohne sich weiter um den Herrn zu kümmern, der auch schon aufgestanden war und ein wenig unsicheren Ganges nach dem Fenster zu schritt. Braunreuter drängte die schweren Vorhänge zur Seite und griff nach dem Riegel um die Scheibe zu öffnen.

— Verfluchte Hitze!

Der Riegel widerstand seinen Bemühungen. Aergerlich zog er die weiße, fleischige Hand zurück und betrachtete mit halb zugekniffenem Auge die roten Flecken, welche das Eisen hinterlassen. Dann ging er an das andere Fenster,

dort dasselbe zu versuchen. Er hob die Stores: ein Paar stand dahinter, dicht an den Scheiben. Sie schienen den plötzlichen Beobachter gar nicht gewahr zu werden. Es klang als mache der Mann, ein Riese mit strohgelbem an den Kopf mit Pomade gekleistertem Haar, dem Mädchen Vorwürfe.

— Pardon!

Braunreuter ließ den Vorhang zurückfallen.

Bingersheim und die Cläre? Was hatten die wieder miteinander? Einen Augenblick überlegte er, aber als er an den Tisch zurücktrat, hatte sein weinerhitztes Hirn längst den Eindruck vergessen.

Das neue Tischtuch war schon wieder beschmutzt. Borck, den sie den „Bieber“ nannten, weil er mit Vornamen Castor hieß und noch dazu auffallend lange, scharfe Schneidezähne besaß, hatte eben mit dem Ellenbogen die Kaffeetasse seiner Nachbarin, der schönen, aschblonden Lilli Mara vom Thomastheater, umgeworfen. Alles schrie. Lilli kreischte fröhlich und sprang auf, um ihr Kleid in Sicherheit zu bringen.

Der dicke La Bruyère hielt sich mit den Riesenhänden die Ohren zu, obgleich ihm die Bewegung schwer ward, da er bei seiner Beleibtheit kaum die Arme soweit zu heben vermochte.

Keiner der andern achtete auf den Betrunkenen. Er schlug auf den Tisch, daß die Tassen in die Höhe sprangen:

— Ich mag das Brüllen nicht! Donnerwetter noch mal!

Braunreuter, der vor ihm stand und einen vergeblichen Versuch machte, sich eine Cigarre anzustecken, sah ihn verächtlich an:

— Schrei doch nicht so! Du brüllst ja selbst!

Diese Antwort fand des Dicken Beifall, denn es kam ihm nur darauf an, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Lilli Mara hatte sich über den Unfall beruhigt. Ein paar Kaffeeflecken waren auf ihr Kleid gekommen, aber das war ihr ziemlich einerlei: da mußte eben der Bieber ein anderes kaufen. Sie stand auf und trat an den großen Wandspiegel, in dem sie jedoch ihr Bild nur unvollkommen erkennen konnte, da er von oben bis unten zerkratzt und zerschnitten war. Mit der flachen Hand strich sie sich das schöne, blonde Haar zurück und kräuselte sich ein paar Löckchen wieder in die Schläfen. Braunreuter näherte sich ihr:

— Du solltest überhaupt die Stirn frei tragen!

— Er liebt aber gerade die Haare so!

— Das ist doch ganz Wurscht!

— Warum?

— Wenn man ihm einredet das stünde Dir, so glaubt er es auch. Wo soll er denn Geschmack herhaben. So'n oller Bieber!

Mit einem scharfen Blick fuhr sie herum:

— Ihr habt Euch wohl gezankt?

— I! bewahre!

Nun sah sie noch einmal in den Spiegel, dann drehte sie sich um und schob ihren Arm in den seinen:

— Wir sollten tanzen! Der Dicke muß spielen!

La Bruyère hatte sich auf ein Sofa an der Wand gesetzt und rauchte in vollstem Behagen. Sie ließ Braunreuter los:

— Dickchen spielen! Ja? Bitte.

— Erst 'nen Kuß.

— Ach Unsinn. Dickchen einen Walzer. Ja?

Der Dicke lachte dröhnend. Im Grunde genommen schmeichelte es ihm, daß er aufgefordert wurde.

— Kuß! Küßchen! — Dabei spitzte er die Lippen.

Lilli that spröde und meinte, erst müsse sie Castor Borck fragen, ob er es auch erlaube.

La Bruyère setzte ihr jedoch auseinander, daß der Bieber viel zu angelegentlich beschäftigt sei, als daß er auf solche Dummheiten achten könne.

Eine gewisse Bosheit lag in dieser Bemerkung, denn er kannte genau die Eifersucht der Mara. Sein hingeworfenes Wort hatte auch die gewünschte Wirkung: Lilli sah nun wie am Tische drüben Borck eben ihrer Freundin Mary Wohlmuth den Aermel am Handgelenk aufgeknöpft hatte, die kleinen Verschnürungen losnestelte und ihr dann auf den schlanken, weißen Arm einen Kuß nach dem anderen drückte. Mary lachte nur darüber und lehnte sich ohne den Bieber anzuschauen nach der anderen Seite zu Jessen, dem Jüngsten von allen. Sie verzogen ihn wegen seiner dunklen Augen, seiner ebenmäßigen Gestalt, vor allem aber wegen seines ein wenig zurückhaltenden Wesens, das nie roh und gemein wurde wie bei den Uebrigen, wenn sie etwas getrunken hatten. Er war der am wenigsten abgeschliffene, der ursprünglichste von ihnen. Verlegen fast, nicht dreist wie sie alle. Nicht so anmaßend und gleich begehrend ohne Vorspiel und nähere Bekanntschaft. Dafür war er auch erst vor ein paar Tagen in den Kreis gekommen. Von Bingersheim wurde er bevorzugt. Das gab bei den anderen den Ausschlag, denn Bingersheim hatte das Uebergewicht. Was die Mädchen aber am meisten bei Karl Jessen anzog, das war das Gerücht, obwohl es niemand bestätigt hatte, daß der junge Mann ein Künstler

sei, ein Stück Dichter. Das besaß einen geheimnisvollen Reiz für sie, in denen neben ihrem regellosem Leben ein verborgener Idealismus steckte, eine Weichheit, eine falsche Sentimentalität, die im Widerspruch stand zur Roheit und Brutalität ihrer Daseinsführung.

Mary schien den Worten Jessens zu lauschen. Mit ihren großen, kalten Augen blickte sie ihn an. Der Wein sprach aus ihrem leichtgerötetem Gesicht. Als Borck den bauschenden Aermel immer höher hinaufschob und nun ihren Oberarm zu küssen begann, achtete sie endlich darauf und entzog sich ihm. Er wandte sich halb herum und sah Lilli, die wütend auf den Boden gestampft hatte und die kleinen, zierlichen Fäustchen ballte.

Er kam zum Sofa herüber, auf dem La Bruyère saß, aber sobald er sich Lilli näherte, bog sie sich aus Rache zum Dicken herab, um sich küssen zu lassen. Dieser bekam jedoch einen Hustenanfall, da ihm während er lachte ein Tabaksblatt aus der Cigarette in die Kehle geraten, und nun hielt sie schnell entschlossen Braunreuter ihre Wange hin, der auch sofort einen Kuß darauf drückte. Der Bieber bemerkte es:

— Das verbitte ich mir!

— Nanu! Wenn sie's mir anbietet?

Braunreuter sah ihn starr an und in seinem Auge blitzte etwas wie Haß auf, der nur durch die Trunkenheit ein Ungewisses erhielt. Scheu senkte Borck den Blick. Dann war alles vorüber. Lilli begann von neuem:

— Kinder tanzen wollen wir! Tanzen! Dickchen spielt.

Dieser fand aber wieder einen Ausweg:

— Erst noch einen Schnaps, was? Einen gemeinsamen Schnaps!

La Bruyère stand auf und wälzte seine unförmliche Gestalt unter den Kronleuchter, der nun über der einen Tischecke hing, da sie beim Aufstehen alles bei Seite gerückt hatten. Dort baumelte an grünseidener Schnur in Birnengestalt die electrische Glocke. Er klingelte. Der bleiche Kellner mit dem Backenbart erschien in der Thür.

— Was befehlen Herr Baron?

— Cusenier extra sec, aber plötzlich, etwas plötzlich Schumann. Allons, allons.

Er klatschte in die Hände.

Borck hatte sich Braunreuter genähert und sagte ihm mit fast wehmütigem Ton, der ihm eigen war, wenn er zuviel getrunken hatte:

— Du, wir vertragen uns wieder.

— Ist nichts zu vertragen.

Braunreuters Stimme klang gereizt, dabei fuhr er sich durch sein ohnehin schon wirres Haar, so daß es ihm an den Schläfen zu Berge stand.

Der Dicke hielt eine Rede:

— Also meine Herrschaften: Aufforderung zum Tanz. Durch Schnaps. Cusenier extra sec. Originalflasche. Irdener Krug. Steinpott. Versöhnungsschluck. Auf die Li — abee! Liebe!

Das reizte Braunreuter zum Widerspruch:

— Giebt's nicht! —

La Bruyère fühlte sich piquirt, daß er unterbrochen wurde. Mit noch vernehmlicherer Stimme als sonst fuhr er, nun fast schreiend, fort:

— Die Liebe, welche uns alle unterge . . . ge . . . jocht hat, außer Herrn Aehrich Praunreiter aus Leibzg. Die Liebe, welche uns alle beherrscht . . .

— Besoffenheit! — Der Ausruf ertönte von Bingersheim, der hinter den Stores hervorgekommen war.

Einen Augenblick hatte der Dicke noch gewartet, nun aber begann er das fortwährende Hineinsprechen übel zu nehmen und wollte sich schon wieder setzen als der Kellner mit dem Curaçao erschien. Das brachte ihn von neuem in Redefluß:

— Die Liebe, welche das Schönste und Angenehmste ist in der Welt nach, nach . . . einem guten Schluck Wein . . . oder einer Cigarre . . . so nach Tisch . . . Schumann schenken Sie ein . . . Die Liebe, wie wir sie alle fühlen, außer Herrn Erich Braunreuter . . . Aehrich Praunreiter aus Leibzg . . .

— Prost! Prost! — schrie alles durcheinander, um ein Ende zu machen: Prost! Prost!

Schumann reichte die Gläser herum. Borck wollte mit Lilli anstoßen, aber sie schmollte noch und hing sich, nachdem sie ihr Glas geleert an Braunreuters Arm. Sie wiegte sich schon im Walzerschritt:

— Los Dicker! Los!

Sinnlose Wut ergriff plötzlich den kleinen sonst so ruhigen Bieber und er schleuderte sein Glas in die Ecke. Bingersheim packte ihn beim Arm. Der Riese preßte ihm die Knochen zusammen, daß Borck sich zusammenbog unter seinem Drucke:

— Was heißt das! Nicht die Stimmung stören.

Mary und Jessen schienen von allem, was um sie her vorging gar nichts bemerkt zu haben. Noch immer saß sie da mit aufgeknöpftem Aermel und hörte auf seine Worte, die er mit einer Eindringlichkeit an sie richtete, als ob es keinen Menschen auf der Welt gäbe als nur sie und

als ob sie Dinge verhandelten, von denen ihr Leben abhinge.

La Bruyère spielte einen Walzer. Er schlug auf das Klavier, daß die Saiten klirrten, dann griff er in den Bässen daneben und ab und zu einmal trafen seine fetten, klobigen Finger zwei Tasten zugleich. Dazu sang er einen Text in den die mit Braunreuter tanzende Lilli von Zeit zu Zeit ein „Pfui nicht so gemein" hineinschrie, worauf der Dicke dann dermaßen ins Lachen kam, daß er mit Singen und Spiel aussetzen mußte. Dann blieb das Paar stehen, abwartend bis er sich erholt hatte.

Braunreuter rief ihm zu, schneller zu spielen und nun raste La Bruyère über die Tasten und Lilli fegte durch den Saal. Als sie die Längsseite heraufgejagt kamen, konnten sie die Wendung nicht herausbekommen und stießen so stark an den Tisch, daß das Präsentierbrett mit dem Cusenier herunterfiel. Sie jauchzte vor Vergnügen. Braunreuter warf sich auf einen Stuhl und wischte sich den Schweiß, sodaß seine Frisur immer wilder wurde.

Durch den Anprall war das Paar am Tische aufgescheucht worden. Sie erhoben sich und Mary nestelte ihren Aermel zu, während sie Jessen von der Seite anblickte. Dieser hatte sich Bingersheim zugewendet mit der Frage wo denn Borck geblieben sei.

— Der wird wohl draußen sein, um sich die Hände zu waschen. Der Schnaps lief ihm darüber und der ist bekanntlich klebrig.

— Ich wußte gar nicht, daß La Bruyère Klavier spielt!

— Schön ist's nicht. Spielen Sie?

— Selten.

— Spielen Sie uns was vor!

Er bat das nicht zu verlangen, doch Bingersheim zog ihn zum Klavier, von dem er den Dicken fortdrängte. La Bruyère wollte aber nun durchaus weiterspielen. Schließlich gab er sich zufrieden und warf sich endlich der Länge nach auf das Sofa an der entgegengesetzten Wand, sodaß sein Riesenleib wie eine auf dem Wasser schwimmende Tonne hervorsah. Lilli trat mit Braunreuter zu ihm und drückte ihn nieder, um ihn dann wieder loszulassen. Da nun die Sprungfedern nachgaben, so schien der Koloß auf und nieder zu schweben, als ob er auf der Meeresfläche tanzend durch die Wellen gehoben würde. Braunreuter lachte aus vollem Halse. Immer toller ließ das Mädchen den Dicken auf- und abspringen. Dazu kreischte sie laut vor Belustigung und die Fettmasse brummte im Baß, jedesmal einen Laut von sich gebend, wenn Lilli sie berührte.

Während dessen hatte sich Jessen an das Instrument gesetzt. Doch der Lärm, das Gejohle und Gekreisch der Anderen ließ ihn nicht dazu kommen, anzufangen. Mary Wohlmuth wollte ihm behülflich sein:

— Seid doch mal 'n bißchen ruhig!

Aber sie sprach umsonst: die drei waren nicht zu beruhigen. Und als Jessen nun doch etwas zu spielen begann, kamen sie herüber und verlangten, daß er in einen Tanz übergehen solle, denn sie könnten das „blödsinnige, ernste Zeug“ nicht vertragen. Der Spieler ließ einen Czárdas hören, in den er geschickt Motive aus Brahms ungarischen Tänzen verflocht.

Mary hatte sich neben das Pianino gesetzt und lauschte der Musik.

Braunreuter schob den Tisch mit einem Ruck bei Seite, wobei in der Hast noch eine halbgefüllte Sektflasche herunterfiel, die im Rollen ihren Inhalt auf das Parkett ergoß. Der Dicke nahm unter erneutem Jubel Lillis das Salzfaß und schüttete den Inhalt in den fließenden Wein, um die Flut zu dämmen. Dann warf er eine Serviette auf den Boden und wischte mit dem Fuße auf.

Bingersheim brummte etwas von „Schweinerei" und klingelte nach Schumann. Aber als dieser eintrat, konnte doch nichts mehr gereinigt werden, denn zu den Klängen des Czárdas tanzten Braunreuter und La Bruyère wie rasend eine Art von pas de deux einander gegenüber, wobei sie fortwährend mit der Zunge schnalzten, schrien und unablässig mit abgespreizten Ellenbogen die Hand ans Genick legten. Der Dicke hatte seinen smoking coat abgelegt und die Weste aufgeknöpft. Auf seinem dunkelroten Gesicht standen große Schweißtropfen.

Nach einer Weile gaben es die beiden gänzlich erschöpft auf. Da ging der Spieler in einen Walzer über.

Bingersheim faßte Lilli Mara um die Taille und begann sie etwas steif herumzudrehen. Doch bald setzten sie sich nieder: das Größenverhältnis zwischen ihnen war zu ungleich und zudem der Riese ein sehr mäßiger Tänzer.

Jessen hatte zu spielen aufgehört. Er merkte, daß er zu viel getrunken hatte, um gut vortragen zu können, und sein Gefühl sträubte sich dagegen, hier den Klavierspieler abzugeben. Niemand hatte auf sein Schweigen geachtet, außer der Zuhörerin neben ihm auf dem Stuhl. Mary war ihm mit den Augen gefolgt:

— Spielen Sie weiter! Bitte!

— Es hört ja doch niemand zu.

— Ich höre zu! Wollen Sie mir mal allein vorspielen? Besuchen Sie mich doch mal!

Im ersten Augenblick wußte er nicht so recht, was er erwidern sollte. Ihm fielen die Worte ein, die Bingersheim gesagt, wie er vor ein paar Tagen zuerst nach Berlin gekommen war, und der Riese als engerer Landsmann, als Rheinländer, sich seiner angenommen:

— Ich werde ein Mädel einladen, so was rassiges haben Sie noch gar nicht gesehen!

Noch wehrte er sich in Gedanken, aber dann verwischte ihm der Wein alle Bedenken. Bei der Arbeit würde sie ihn doch nicht hindern, dessen war er gewiß. Von seinem Ziele, hier in Berlin an der Quelle Leben trinkend, Leben zu schildern und Leben zu dichten, wie es sich ihm in tausend Bildern im Hirn niedergeschlagen — von diesem Plane sollte ihn kein Mensch abbringen. Seine Zukunft, sein Wachsen, sein Können, das wollte, das mußte er sich erhalten.

Als sie sah, daß er auch nur einen Moment zögerte, kam sie ihm zuvor:

— Es verpflichtet Sie ja zu nichts.

Sie lächelte schalkhaft. Er entschloß sich kurz:

— Gut ich komme!

Es war ruhig im Saal geworden: La Bruyère lag in einem Polstersessel, die wulstigen Beine von sich gestreckt mit noch immer offener Weste, sodaß weitbauschend das Piquetvorhemd herausquoll auf dem an verschiedenen Stellen Rotwein und Curaçao ihre Spuren zurückgelassen. Er schien zu schlafen. Sein mattgelbes Seidentaschentuch hatte er sich über den Kopf gedeckt, der auf der Lehne des Stuhles lag, und sein Atem blähte in regelmäßigen Zwischenräumen die Seide. Braunreuter saß vom Tanze

noch immer völlig erschöpft auf dem Sofa. Lilli hatte ihren Kopf auf seinen Schoß gelegt, während sie sich auf den Kissen streckte und ihn von Zeit zu Zeit immer einmal irgendwo an Ohren, Haaren oder an der Kravatte zupfte. Plötzlich fuhr sie in die Höh':

— Kinder, wo ist denn die Cläre?

Bingersheim wandte sich ab, da ihm die Frage nach dem Mädchen unangenehm war. Er wollte mit Mary Wohlmuth ein gleichgültiges Gespräch beginnen. Sie fragte ihn, was er wieder einmal mit der Cläre gemacht, wo sie stecke, und als er ihr mit ein paar nichts sagenden Worten auszuweichen suchte, ließ sie ihn nicht entschlüpfen, sondern zwang ihn zum Geständnis, daß es eine kleine „Familienscene" gegeben, wie er sich ausdrückte. Er kam ihrer Aufforderung nach, sich um das Mädchen zu kümmern, und ging in der Annahme, daß sie herausgegangen sein müsse, dem Corridor zu.

Jessen war stummer Zuhörer gewesen. Die Energie Marys machte ihm Eindruck:

— Sie scheinen ja große Gewalt über Bingersheim zu besitzen!

— Er ist ein Schlappier der große Kerl. Nur so ein armes Ding wie die Cläre Müller behandelt er gemein. Er schindet sie, und das gute Tier läßt sich alles gefallen. Wissen Sie, er ist furchtbar launisch. Wenn er gewonnen hat kriegt sie ein Armband oder Gott weiß was alles, und wenn er verloren hat, bekommt sie — was ab.

— Aber warum . . . warum bleibt sie denn mit ihm zusammen?

— Ich weiß nicht. Vielleicht liebt sie ihn!

— Lieben?

— Nun ja! Oder wie Sie es nennen wollen! Liebe!

Pah! Was ist das! Man muß immer den Kopf klar behalten.

— Sind Sie etwa noch nie verliebt gewesen?

Er lachte. Seine Worte klangen gezwungen. Sie wich aus:

— Wenn ich einen gern haben würde, den müßte ich auch haben! Ganz! Für mich!

Wieder blickte sie ihn mit ihren kalten, dunklen Augen an, aber etwas Sinnliches lag zugleich in ihrem Blick.

Lilli Mara hatte sich nicht beruhigt. Sie fragte noch einmal nach der Cläre. Da dämmerte es in Erich Braunreuters Erinnerung auf, daß er sie ja vorher hinter der geschlossenen Portière am Fenster gesehen. Und er sagte es Lilli. Sie stand auf und riß den Vorhang beiseite. Dort stand Cläre noch immer. Sie hatte das Taschentuch in der Hand und biß darauf, während sie in die Nacht hinausstarrte. Es war ein großes, schönes Mädchen, mit reichem, blondem Haar. Nur ein wenig abfallende Schultern besaß sie, war sehr mager und bleich von Gesicht.

— Cläre, was hast Du denn?

Lilli nahm sie beim Arm und zog sie in's Zimmer. Sie hatte rote, verweinte Augen. Aber es war nichts aus ihr herauszubringen.

Braunreuter fragte Jessen, ob er nicht dafür sei aufzubrechen, es wäre so „stumpfsinnig" geworden. La Bruyère, der aufgewacht war, wollte jedoch nichts davon hören, sondern schlug vor, erst noch eine Flasche Burgunder zu trinken. Jessen lehnte ganz entschieden ab, Braunreuter dagegen erklärte sich einverstanden, nur stimmte er für Chablis, was wiederum der Dicke für eine Geschmacksverirrung hielt. Er müsse Burgunder trinken, denn der gehe „ordentlich ins Blut" und er fröre „zu schauderhaft."

Bingersheim war wieder eingetreten. Er riet La Bru-

yère vor allem seinen smoking coat anzuziehen. Er berichtete, daß ihm Schumann eben mitgeteilt, Borck sei schon vor längerer Zeit fortgegangen. Lilli wandte sich an Braunreuter:

— Dann wirst Du mich also nach Haus bringen!

Der Dicke goß sich noch den Rest der Curaçaoflasche in ein großes Wasserglas und schüttete den Schnaps hinunter, ehe ihn die Mara fortnehmen konnte.

— Altes, dickes, versoffenes Tier! —

Sie schlug ihm das Glas aus der Hand, daß es klirrend am Boden zerbrach. Aber La Bruyère kam plötzlich aus seiner gewohnten Ruhe und zielte mit einem täppischen Ausholen seiner mächtigen Tatze nach dem Mädchen, das ihm jedoch geschickt auswich. Statt dessen traf er Bingersheim am Kopf, da dieser sich eben gebückt hatte. Ein Blutstrom schoß sofort aus seiner Nase. Cläre und Jessen bemühten sich um ihn. Der Dicke taumelte brummend zur Seite. Der Riese faßte die Sache, obwohl auch er zuviel getrunken hatte, doch als Versehen auf, nur verlangte er, während er sich in einem Waschbecken wusch, das Cläre gebracht, energisch, der Dicke solle sich entschuldigen. Daran war aber nicht zu denken, denn jener stierte mit verglasten Augen umher und schien kaum mehr zu wissen was vorging: der Schnaps that seine Schuldigkeit.

Nach ein paar Minuten war das Blut gestillt.

Sie gingen.

Bingersheim hatte nach Schumann geklingelt.

— Zahlen!

— Ich darf wohl repartieren und aufschreiben?

Das war die gewohnte Frage und er erhielt die gewohnte Antwort:

— Ja! — Gut! Für heute!

— Wie sind die Teile, Herr von Bingersheim!

— Herr Borck 2, Herr Braunreuter 1, Herr La Bruyère 1, Herr Jessen 1, ich 2.

— Und Fräulein Wohlmuth?

Der Riese überlegte einen Augenblick, klemmte das Einglas ein, tupfte nochmals mit dem Taschentuch an die verletzte Nase, und schwieg noch eine Weile, sodaß Schumann mit kellnerhafter Freundlichkeit einhalf:

— Vielleicht auf den Teil des Herrn — Jessen?

Bingersheim sah ihn scharf an:

— Wie kommen Sie darauf?

— Nur so Herr von Bingersheim!

— Was heißt das?

— Na, man macht doch seine Beobachtungen.

— Ich bezahle für die Dame.

Schumanns Gesicht blieb regungslos.

— Sehr wohl, gnädiger Herr.

Die anderen waren schon vorausgegangen. Er holte sie auf der Treppe ein, wo sie warten mußten, bis ihnen der verschlafene Portier die Thüre aufschloß. Bingersheim drückte ihm einen Thaler in die Hand. Als sie bereits auf der Straße waren bemerkten sie erst, daß La Bruyère fehlte.

— Verfluchte Wirtschaft immer mit dem Dicken!

Eine Weile blieben sie noch auf der Straße vor dem „Grand Restaurant Westfal“ stehen. Die „Linden“ waren fast menschenleer, nur auf der entgegengesetzten Nordseite ging eine lärmende Schar junger Leute, offenbar angetrunken, und ab und zu kam vom Café Bauer her eine Droschke zweiter Klasse gerollt, die ein paar Spätlinge nach Hause brachte. Es war, obwohl Oktober, empfindlich

kalt. Ein scharfer Wind fegte vom Brandenburger Thor herab und trieb feinen Straßenstaub wirbelnd vor sich her.

— Brrr — machte Lilli Mara und verkroch sich in ihre Boa, während sie sich, die Schultern in die Höhe ziehend, gegen den Wind wandte. Braunreuter hatte sich an einen Laternenpfahl gelehnt, den Hut tief in die Stirn geschoben, die Hände in die Taschen des Ueberziehers vergraben. Jessen war neben Cläre stehen geblieben. Er hatte die Absicht mit ihr irgend etwas zu sprechen, da er bisher noch kaum ein Wort mit ihr gewechselt, aber er wußte nicht recht, was er ihr hätte sagen sollen. Endlich zog er die Uhr. Es war 10 Minuten über $1/_2$ 5. Sie fragte darnach.

— So spät schon? Hoffentlich gehen wir nun wenigstens nach Hause!

Aber Bingersheim machte ihre Erwartung zu nichte, indem er den Portier von Westfal bedeutete, er möchte Herrn La Bruyère, wenn er herunterkäme, sagen, daß sie vorausgegangen seien und zwar ins Café Bauer. Damit erklärten sich alle einverstanden und man machte sich auf den Weg. Braunreuter, der bedenklich beim Gehen taumelte, hatte sich in Lilli Maras Arm. Als sie an die Friedrichstraße kamen, wollte er durchaus über den Fahrdamm, obwohl eben zwei Droschken scharf hintereinander in starkem Tempo daherrollten. Die anderen huschten noch vorbei und verschwanden im nächsten Augenblick im Café. Das Paar blieb stehen und zwar, da Braunreuter nach vorwärts drängte, sie jedoch ihn energisch am Arme zurückhielt, hart an den vorbeikommenden Wagen.

Lilli zuckte zusammen als sie in der zweiten Droschke Castor Borck an der Seite einer Dame erblickte. Der Bieber versuchte sich noch im letzten Augenblick zurückzu-

beugen. Sie biß die Lippen aufeinander und ihr hübsches Gesicht nahm einen boshaften Ausdruck an.

Als sie in das Café Bauer traten, fanden sie die Uebrigen nicht weit vom Parterre-Eingang in der einen Ecke, die durch eine Glaswand des Windfanges gebildet ward.

Braunreuter bestellte sofort einen Schnaps. Lilli aber nahm ihm, als die Flasche kam, das Glas fort, damit er nicht mehr trinken sollte. Er gab sich damit zufrieden, indem er ihr in weinerlicher Laune dankte, daß sie für ihn besorgt sei.

Bingersheim saß regungslos in der Sofaecke, einen Absynth vor sich auf dem Marmortischchen. Er rauchte eine Cigarette und stierte, während er den Dampf stoßweise fortblies, unausgesetzt durch sein Einglas, das in Folge langen Anfassens mit weinklebrigen Fingern vollständig blind geworden war. Cläre saugte durch den Strohhalm einen Eiskaffee; Jessen unterhielt sich mit Mary.

Ein Herr kam vorbei und grüßte sie. Er war modisch gekleidet, dick, bartlos und hatte kein Haar auf dem kegelkugelartigem Kopfe. Sein Gruß war halb vertraulich, nicht gerade artig: er hob kaum den Cylinder, den er stark im Nacken getragen. Sie dankte kühl und nachlässig.

Unwillkürlich erkundigte sich Jessen:

— Wer war das?

— Ein Bekannter.

— Ein Bekannter?

— Ja!

Eigentlich brannte es ihm auf den Lippen weiter zu forschen, wer dieser „Bekannte“ sei. Am liebsten hätte er gefragt, woher sie ihn kenne. Dieser gleichgültig vertrauliche Gruß reizte ihn. Doch er bekämpfte seine Neugierde.

Eben fragte Lilli, wo denn nur der Dicke bliebe, als

La Bruyère in der Thür erschien. Er bemerkte sie gar nicht, sondern steuerte langsam, schräg durch den Raum am Springbrunnen in der Mitte vorüber. Ab und zu, während er sich dem Büffet an der hinteren Wand näherte, stieß er an einen Stuhl an, der vielleicht ein wenig vom Tische abgestanden. Einen älteren Herrn streifte er dabei so unsanft, daß dieser herumfuhr, um den breitspurig durch das Lokal Gehenden zur Rede zu stellen. Jener beruhigte sich wieder auf das Zureden von ein paar anderen, die mit ihm saßen. Der Geschäftsführer hielt sich immer in es Dicken Nähe:

— Suchen Sie jemand . . . Herr . . .?

— Natürlich!

Mit leblosen Augen stierte er um sich. Er ging weiter.

— Vielleicht Herrn Melnich?

— Melnich? I wo wär ick denn! Nich in de Hand. Der Kerl, der soll mich . . . . . der soll mir den Buckl rauf . . . . .

— Oder Herrn Entringer? Der sitzt ganz vorn.

Aber La Bruyère antwortete nicht, sondern trat an das Büffet und begann sich mit den Büffetmädchen zu unterhalten. Sie achteten nicht besonders auf ihn, denn sie hatten zu viel zu thun. Nur hier und da einmal gab ihm eines der Mädchen eine Antwort, auf die er jedoch nicht einging, da er schon wieder irgend einen anderen, neuen Einfall hatte. Schließlich ließ er seinen Stock auf dem Büffet liegen und trollte denselben Weg wieder zurück. Als er in die Nähe des Tisches kam, wo sie ihn erwarteten, und er eben vorbeistolpern wollte, machte Bingersheim: Pst! Pst! aber La Bruyère hörte nicht darauf, sondern lief plötzlich wieder zur Thür hinaus.

Der Riese schlug mit der flachen Hand auf die Marmorplatte des Tisches:

— Das ist doch zu blödsinnig!

In der Nachbarschaft hatte man sich gegenseitig auf den Betrunkenen aufmerksam gemacht und über ihn gelacht. Der Geschäftsführer nahm den Stock mit der Elfenbeinkrücke, der auf dem Büffet liegen geblieben war, in Verwahrung.

Mary Wohlmuth schlug vor nach Haus zu gehen. Aber es schien als ob außer Jessen niemand damit einverstanden sei. Lilli und Braunreuter hatten kaum darauf geachtet. Bingersheim sprach mit einem Herrn am Nebentische, klein, mager mit schwarzem, spitzgeschnittenem Vollbarte, den er in nervöser Unruhe unausgesetzt zwischen den Fingern hin und her schob, sodaß die Spitze spiralenförmig in eine Locke unter dem Kinn gedreht war. Der Schwarze redete ihm zu in einen Club auf der Mauerstraße mitzukommen, wo bestimmt noch ein paar Herren beim Ecarté säßen. Es sei eine Vereinigung junger Kaufleute und Geldmenschen. Er würde ihn bekannt machen.

Bingersheim willigte ein. Die Herren am Nebentisch erhoben sich und zogen ihre Mäntel an. Cläre bat ihn, dazubleiben:

— Du verlierst doch wieder!

— Was geht es Dich an?

Sie war starr. Nun sprach sie kein Wort mehr. Er stand auf und gab Jessen die Hand:

— Sie bringen wohl die Cläre nach Haus!

— Gehen Sie denn nicht mit?

— Nein, ich gehe mit den Herren!

Alle weiteren Erklärungen abschneidend, verschwand er möglichst schnell.

Sie brachen nach einer Weile auf.

Draußen überlegten sie den Heimweg.

Inzwischen hatte sich Braunreuter schon in eine offene Droschke erster Classe gesetzt, die dem Café Bauer gegenüber hielt. Er zog die Decke über die Kniee und wartete darauf, daß sich irgend jemand seiner annehmen würde. Lilli stieg zu ihm ein. Mary Wohlmuth sollte mitfahren, aber sie weigerte sich. So rollten denn die Beiden allein davon. Die drei anderen folgten kurz darauf. Jessen hatte dem Kutscher zuerst Cläres Wohnung genannt in der Königin-Augusta-Straße. Wohin Mary wollte, wußte er nicht:

— Wo soll ich Sie denn hinbringen?

Sie erklärte, sie wolle unterwegs aussteigen, aber das litt er nicht und schließlich war sie damit einverstanden, daß er auch sie nach Hause brächte.

Als sich die Hausthür hinter Cläre geschlossen hatte, schlug Mary vor, zu Fuß zu gehen. Ihm war es recht, da er fühlte, daß ihm der Weg in der frischen Morgenluft wohl thun würde. Sie schritten also den Kanal entlang. Man erblickte keinen Menschen auf der Straße. Der Wind hatte sich gelegt. Das Häusermeer und Straßengewirr lag wie im Schlafe da. Die Kälte erquickte ihn und ihm war wohlig zu Mut, nicht im mindesten mehr übernächtig. Auch der Weindunst war aus seinem Kopfe gewichen. Er betrachtete die schlanke, ebenmäßig schöne Gestalt seiner Begleiterin. Er maß ihren Wuchs mit den Augen, er umspannte mit den Blicken ihre dünne, biegsame Taille. Dann schaute er in ihr nun etwas blasses Gesicht,

dessen milchweißer Teint sich bei dem schwarzen Haar besonders abhob.

Wenn er es nicht bemerkte, streifte sie ihn mit ihren sonst kalten, herrischen Augen, in denen nur Sinnlichkeit aufflackerte, sobald sie Jessen trafen.

Wie sie an die Potsdamerbrücke kamen, rasselte eben ein Milchwagen vorbei der inneren Stadt zu. Sonst schien alles erstorben. Auf dem Bock saß ein verschlafener Mann, der immer von Zeit zu Zeit vor Müdigkeit, wenn er das Gleichgewicht verlor, zusammenknickte. Neben ihm befand sich eine dicke Frau mit grauem Kopftuche. Sie fuhr. Der Wagen erregte Jessens Aufmerksamkeit:

— Vertauschte Rollen!

Mary nickte. Sie dachte einen Moment daran, wie sie einst sich wie diese Frau hatte abmühen müssen um den täglichen Unterhalt. Es war ihr nichts anderes übrig geblieben an jenem Tage, an dem ihr alter Vater, der Capitain Wohlmuth der Bremer Rheder „Vanloo & Emke“ bei Falkestone die Brigg „Geeste“ auf die Klippen gesetzt, daß sie mit Mann und Maus in Zeit von fünf Minuten versank. Die Besitzer hatten schon vorher geschworen, daß es die letzte Fahrt ihres Schifflenkers sein sollte, der, seitdem er Witwer geworden, die Cognacflasche kaum mehr aus der Hand ließ. Nun gaben sie der Tochter noch 1200 Mark und glaubten sich damit höchst anständig abgefunden zu haben. Sie war Lehrerin geworden und quälte sich um den Bissen Brot in dem Flecken Osterlehe bei Bremerhaven, bis der Mann in ihr Leben gegriffen, der sie nach Berlin geführt.

Das Paar stand an der Brücke. Jessen fragte, wo er sie denn eigentlich hinbringen solle. „Kronprinzenufer“

gab sie an. Das war gerade in entgegengesetzter Richtung, in der Nähe des Generalstabsgebäudes.

Sie bat ihn, ruhig nach Hause zu gehen in der Annahme, daß er hier irgendwo im Westen wohnte. Doch er erklärte ihr, wie er sich kaum ein paar Minuten von ihr entfernt eingemietet: in Moabit auf der Lüneburgerstraße, hart an der Stadtbahn. Nun hatten sie also denselben Weg.

Sie kamen an den Tiergarten, der ihnen schon von weitem durch die Victoriastraße mit seinen herbstgebräunten Blättern entgegenschimmerte. Eine Straßenreinigungsmaschine rollte in schläfrigem Tempo vorüber. Die große Bürstenwalze fegte den Asphalt und ließ an der Seite einen kleinen Wall von Straßenschmutz, Dünger, Staub und dürren Blättern zurück. Der Kutscher, ein alter Mann mit verwittertem, finsterem Gesicht musterte die beiden.

Ein Gefühl der Scham überschlich ihn, daß sie erst jetzt am frühen Morgen nach durchschwärmter Nacht heim gingen, wo für andere Menschen schon wieder nach kargem Schlummer, die neue Tagesarbeit begann.

Er dachte daran, wie sein Leben doch nun eigentlich in gute, sichere Bahnen gelenkt, wie er jetzt deutlich seine Zukunft vor Augen sah: ruhige, stille Arbeit an den tausend Plänen, die ihn beherrschten, die nur der Zeit harrten, sich zu klären und Gestalt zu gewinnen. Denn nun sollten die Jahre ernsten Schaffens kommen, nun, da er in Berlin war, in dem Mittelpunkte geistiger Arbeit, wo alle Interessen zusammenliefen, wo der Kampf ums Dasein brennender war als irgend wo anders und also auch Leben gesehen und gefühlt und geschildert werden

konnte, kraftvoller, heißer als in seiner kleinen Vaterstadt am Rhein, in Coblenz.

Für eine Sekunde stieg ihm das Bild seiner Mutter in der Seele auf. Aber dann dachte er an die Wirklichkeit und empfand Scham über sich selbst, obgleich er sich im nächsten Augenblick wieder sagte, daß der eine nun einmal verlorene Tag und die Zeit vorher, wo er sich doch erst eingewöhnt, eingerichtet und umgesehen in Berlin, nichts für ihn bedeute.

Mary blickte ihren stummen Gefährten mehrmals von der Seite an. Es ärgerte sie, daß er nicht sprach, denn sie meinte, er sei des Gehens überdrüssig, um das sie doch nur gebeten, weil sie hoffte, er würde ihr dabei das sagen, worauf sie wartete: daß er sie begehre, wie sie ihn.

Plötzlich begann er zu fragen:

— Kennen Sie Bingersheim schon lange?

Sie wunderte sich, wie er so unvermutet darauf kam, aber sie gab ihm Auskunft, daß sie bereits vor ein paar Jahren seine Bekanntschaft gemacht habe. Jessen wollte wissen, ob er damals schon mit der Cläre „zusammengewesen“. Sie wich aus und fing an von dem Mädchen zu erzählen. Diese sei die Tochter einer Wäscherin aus der Oderbergerstraße. Mit einem Kaufmann sei sie verlobt gewesen, der sie aber habe sitzen lassen, nachdem er ein Jahr lang mit ihr ein Verhältnis gehabt. Da hätte sie denn Bingersheim kennen gelernt, der sie mit Geld und Kleidern ausgestattet, ihr eine Wohnung eingerichtet und zuerst viel für sie gethan, um sie etwas lernen zu lassen. Aber sie sei dumm, wie Mary sich ausdrückte und da wäre nichts daraus geworden. Wegen der letzten Äußerung wollte sie Cläre entschuldigen:

— Daß sie ein bißchen dumm ist, da kann sie doch nichts dafür. Und krank ist sie auch. Ganz gesund auf der Lunge ist sie wohl nie gewesen. Aber gut ist sie wirklich. Sie hebt ihm auch immer das Geld auf. Wenn sie ihn nur vom Spiel abhalten könnte, aber gerade das gelingt ihr nicht. Und er verliert sicher nochmal alles was er hat. Kennen Sie ihn denn nicht näher? Er hat Sie doch eigentlich erst unter die „B's" gebracht?

— Unter die „B's"? Was ist das?

— Die „B's"!

— Ja, was ist das?

Nun lachte sie fröhlich auf:

— Herr Gott! Wir waren doch heute zusammen da! Die ganze Blase! Alle! Wissen Sie das nicht? Man nennt sie in Berlin überall die „B's"!

— Warum? Das habe ich noch nie gehört!

— Weil sie alle mit B. anfangen: Bingersheim, Borck, La Bruyère, Braunreuter. Und man sieht sie doch immer zusammen. Im Wintergarten, oder irgendwo, Reichshallen, Cirkus, Theater, oder auf den Bällen, Wintergarten, Kroll, Presse, Bühnenball. Dann essen sie doch immer bei Westfal. Im Ausstellungspark sitzen sie zusammen. Immer hocken sie zusammen. Nur Borck manchmal nicht, wenn er sich gezankt hat. Kennen Sie Bingersheim nicht von früher?

Er beantwortete ihre Frage nur flüchtig dahin, daß er Bingersheim kenne, weil er auch Rheinländer sei wie er, aber es wäre nur eine flüchtige Bekanntschaft. Bingersheim stamme aus Frankfurt a/M. Seine Eltern, die beide tot, hätten sehr viel hinterlassen. Er habe noch eine Schwester, die, wie er gehört hätte, in England verheiratet sei; doch aus irgend welchen Gründen wären die Ge-

schwister verfeindet. Uebrigens habe Bingersheim seine Mutter nie gekannt und sein Vater hätte sich niemals recht um ihn gekümmert.

Mary schwieg zu seinen Worten und nickte nur zuweilen, als ob sie das alles längst wisse.

Sie standen vor ihrem Hause. Es hatte die Front nach dem Lehrter Bahnhof und dem Ausstellungspark; für eine Stadtwohnung ein weiter Blick. Jessen machte eine Bemerkung darüber. Sie meinte scherzhaft, von hier aus könne man alles beobachten. Den alten Moltke habe sie immer von ihrem Fenster aus gesehen, wie er am Wasser hingeschritten, das Treiben unten: die Bauten am Kanal, die Schiffe, das Ein- und Ausladen beobachtend, um dann nach dem Generalstabsgebäude zurückzukehren.

Wie sie im Thorwege standen, klapperte es am Schlüsselloch. Jemand hustete stark und quälend und ein älterer Mann mit weißem Haar verließ das Haus. Er schien Mary Wohlmuth zu kennen, obwohl er nicht grüßte. Aber er schloß doch nicht wieder ab. Erstaunt blickte er zuerst sie, dann Jessen an. Darauf ging er über die Moltke-Brücke davon. Unwillkürlich erklärte sie:

— Ein Beamter aus dem Packhof. Er geht zum Frühdienst. Er wohnt bei uns im Hinterhause, glaube ich. Man kennt ja sonst die Leute nicht, die im selben Hause wohnen. Und wann werden Sie zu mir kommen?

Er überlegte einen Augenblick. Sie hatte etwas so berechnendes, lauerndes, das ihn abschreckte „heute“ zu sagen. Sie mochte es selbst bestimmen.

— Wann soll ich kommen?

Der gewöhnliche kalte Blick ihrer Augen verschwand und sie sah ihn verzehrend an:

— Wann Sie wollen!

Er fand nicht den Entschluß das „jetzt“ zu sagen, das sie erwartete. Sie wandte sich mißmutig, enttäuscht ab. Gleichzeitig warf sie noch die Worte hin:

— Lesen Sie mir doch auch was vor, von Ihnen!

Dann schloß sich die Thür und sie verschwand im Hause.

Langsam drehte er sich um und schritt seiner unmittelbar an der Stadtbahn belegenen Behausung zu. Er wohnte drei Treppen hoch zur Miete bei einer älteren Witwe, die ihm ihre beiden Vorderzimmer abgelassen hatte. Alles fand er dunkel: Frau Beck, seine Wirtin, hatte wie gewöhnlich seit den 14 Tagen, die er nun in Berlin war, die Vorhänge herabgelassen. Sein Bett war aufgedeckt. Auf dem Schreibtisch stand die Lampe mit abgenommener Glocke, eine Schachtel schwedischer Streichhölzer daneben, als warte sie auf den zur Arbeit Heimkehrenden.

Das alles erzeugte in ihm ein unangenehmes Gefühl.

Er war nicht ganz mit sich im Reinen, ob er noch zu Bett gehen solle, oder gleich wach bleiben, um vielleicht noch etwas arbeiten zu können. Nachdem er die Vorhänge aufgezogen, trat er an den Schreibtisch und wühlte in den Blättern, die dort herumlagen: hier und da ein paar Verse, oft quer über ein Blatt mit Bleistift hingeworfen, dann wieder ausgestrichen; ein Romanmanuscript, doch nur begonnen; das Scenarium zu einem Stück; einzelne ausgeführte Scenen dazwischen; ein paar Zeitschriftenausschnitte: eine Novelle oder ein Stimmungsbild.

Aber er warf die Papiere wieder fort. Er fühlte, daß er jetzt doch nichts arbeiten konnte. Das ging nicht so wie eine Handlangerarbeit. Ein Wollen nützte da gar nichts. Vor allem gehörte Sammlung, Stimmung dazu. Und dann

kam es ihm wie eine Entweihung vor, nachdem er Hirn und Nerven eine Nacht hindurch in Aufruhr und Spannung versetzt, mit der Neige an seine Kunst zu gehen.

Immer mißmutiger war er geworden. Am Fenster blieb er stehen und starrte hinaus auf die weite Aussicht, die sich ihm bot.

Dicht unter ihm, nur durch die schmale Straße von den Häusern getrennt: der Hoch- und Viaduktbau der Stadtbahn; daneben die Gleise des Fernverkehres. Dann endlos sich streckend, eine Riesenfläche, das ganze Schienengewirr des Lehrter Güterbahnhofes, abgeschlossen nach links durch die Straße, auf deren anderer Seite sich der Eisen- und Glas-Palast des Ausstellungsgebäudes erhob, nach geradeaus durch die roten Riesenquadratkästen des Packhofes. Und im Hintergrund die grünen, schon herbstlich braungefärbten Baumkronen des Tiergartens, aus denen die goldene Figur der Siegessäule herausragte, die mit ausgespannten Flügeln über die Wipfel zu schreiten schien. Ganz am Horizont aber das Reichstagsgebäude mit seiner mächtigen Glaskuppel, das Brandenburger-Thor und Häuser an Häuser, Straßen an Straßen, soweit das Auge reichte.

Es war ein großartiges Bild, das ihn schon damals angezogen, als er die Wohnung ausgewählt. Nun vertiefte er sich wieder darein. Er sah, wie drüben auf den Rangier-Gleisen bereits reges Leben herrschte. Ab und zu vernahm er dumpf durch die Scheiben den grellen Pfiff einer Lokomotive, der vorher durch ein kleines Rauchwölkchen über dem Ventile angedeutet war. In der Mitte des Platzes, an der Rampe, wurde ausgeladen. Ein langer

Zug stand auf dem toten Gleise dicht bepackt mit allerhand Gütern.

Und überall war emsige Thätigkeit.

Jessen öffnete das Fenster. Es war ihm zu warm geworden und da ihm die Augen brannten, sehnte er sich nach frischer Luft. Kalt strömte es herein. Das that ihm wohl.

Nun, wo das Glas den Schall nicht mehr dämpfte, drangen die Laute der erwachenden Riesenstadt vernehmlicher an sein Ohr. Er hörte sogar vom Rangieren drüben die kurzen, schrillen Töne der Schaffnerpfeifen. Dann hastete plötzlich, das Echo der Straße weckend, in gleichmäßigen Absätzen gellend, wenn die Räder den Schienenstoß trafen, ein Fernzug vorüber, der vom Bahnhof Bellevue her kam. Wie ein Blitz war er vorbei. Auf der Stadtbahnseite war eine ganze Schar von Arbeitern damit beschäftigt Sandhaufen neben den Gleisen, zwischen die Schienen zu verschütten, wo man die Schwellen erneuert hatte während der kurzen Nachtstunden, in denen hier der Verkehr schwieg. Ein kurzer Warnungspfiff ertönte. Die Arbeiter sprangen zur Seite. Ein Stadtbahnzug glitt langsam daher. Die Waggons waren übervoll. In den Gängen der Abteile dritter Classe schienen die Leute zu stehen: Arbeiter, die ihren Tagesverdienst auswärts suchten.

Eine Weile sah Jessen dem Zuge nach, der hinter der Kurve seine Geschwindigkeit wieder aufnahm. Als die Schlußscheibe am letzten Wagen immer kleiner ward, wandte er sich ab.

Die Arbeiter hatten wieder zu schaufeln begonnen. Ein Güterverkehrs-Contor im Stadtbahnbogen gerade gegenüber

ward geöffnet. Auch beim Fleischer Türck daneben leierte der Lehrling mit der Kurbel den Rolladen in die Höh', und in der Milchhalle rechts begannen schon die Mädchen mit Körben am Arm aus und ein zu gehen. Schläfrig bummelte eine Droschke zweiter Klasse die Lüneburger-Straße herauf.

Das Dach des Wagens war leicht bereift: der Kutscher kam vom Nachtdienst.

Nun beugte sich Jessen hinab, soweit das breite Fensterbrett es gestattete. Ein Premierlieutenant von den Ulanen ritt zum Dienst. Mit einem deckenüberhangenen Handpferde folgte ihm der Bursche. Ein Mädchen in bloßen roten Armen, die in der Thür der Milchhalle stand, machte dem Soldaten ein Zeichen.

Wieder glitt ein Stadtbahnzug vorbei. Der Rauch der Lokomotive trieb gegen das Haus, doch er zerging, ehe er bis an das Fenster drang. Dann donnerte es plötzlich auf dem Straßenpflaster: ein Rollwagen kam im Galopp. Der Kutscher stehend, die große Lederschürze umgebunden, eine Kürassiermütze auf dem Kopf, knallte fröhlich mit der Peitsche. Und darauf klingelten die Pferdebahnen auf der Straße Alt-Moabit vorüber, vom Justizpalast kommend. Dichtgedrängt standen die Menschen darauf, die ihrem Geschäfte nachgingen. Allmählich begann auch auf dem Bürgersteig, den man am Ausstellungspark ein Stück übersehen konnte, die Flut der Menschen nach der Stadt zu strömen: Commis, Laden-, Fabrik-Mädchen, dann Maurer, Zimmerleute, viele mit Handwerkzeug bepackt. Alle zu neuem, oft quälendem, schwerem, hoffnungslosem Tagewerke schreitend.

Jessen blickte auf. Es blendete ihn etwas: die Sonne war empor gestiegen, rötlich hatte sich im Osten der Himmel

bemalt auf der Viktoria der Siegessäule lag es wie flüssiges Gold und ein Lichtblitz schoß zu ihm.

Jessen schloß das Fenster.

Er wollte sich zwingen zu arbeiten und setzte sich an den Schreibtisch. Wieder nahm er die Blätter vor und wühlte darin. Bei ein paar Sachen — angefangene und wieder aufgegebene Arbeiten — verweilte er. Aber nachdem er sie durchgelesen, warf er sie fort: es erschien ihm alles zu unbedeutend, zu langweilig, zu unfertig, technisch zu unreif, und er fühlte sich außer Stande daran wieder zu rühren.

Schließlich fiel ihm der Kopf schwer und müde auf die Arme und er versank in einen bleiernen Zustand des Halbschlafes.

Als er fröstelnd emporschrak, stand Frau Beck vor ihm, eine ältliche, magere, gut gekleidete Frau mit scharfer Nase:

— Sie sollten lieber zu Bett gehen und sich richtig ausschlafen Herr Jessen!

Im ersten Augenblick wußte er nicht wo er war, wie ihm geschah. Er hatte keine Ahnung von der Zeit. Bilder der verflossenen Nacht waren ihm im Traum vor der Seele vorbeigezogen. Wirr und undeutlich, verzerrt und übertrieben. Er antwortete nicht auf die Worte der alten Frau, er schämte sich vor ihr. Nicht, daß er „einmal gebummelt“, wie er sich sagte, sondern, daß sie ihm riet zu Bett gehen, nachdem er ihr noch vorgestern eine Rede darüber gehalten, wie er jeden Abend beim Nachhausekommen die Lampe bereit finden möchte und zwar nicht an der Ottomane, wohin sie Frau Beck bisher gestellt, sondern auf dem Schreibtisch, gleich fertig zur Arbeit.

— Wünschen Sie Kaffee Herr Jessen?

Er lehnte ab.

Als sich die Thür hinter ihr geschlossen, warf er einen Blick auf den Tisch, wo immer die Zeitung lag. Ein paar Briefe waren mitangekommen. Er musterte sie flüchtig; nur einen auf dem er die Handschrift seiner Mutter erkannte, nahm er in die Hand. Warum mußte er gerade heute früh diesen Brief aus der Heimat erhalten! Und wenn er von seinen Schwestern gewesen wäre! Aber gerade von der Mutter, von seiner angebeteten Mutter, die ihm immer wie ein Überirdisches erschienen, wenn sie zu ihm sprach mit der weichen, milden Stimme, die etwas an sich hatte wie ein Verlöschen, wie ein letzter Hauch; und wenn ihre schmale, trotz der Gicht noch immer schöne Hand über sein Haar strich, und wenn sie ihm, dessen Gesundheit nicht immer fest, mit ihrem Anflug von süddeutschem Dialect sagte:

— Kindl, übernimmst Dich auch nit?

Jessen zögerte zu öffnen. Endlich brach er den Umschlag auf. Das erste was ihm in die Augen fiel, war eine Zeile quergeschrieben am Rand:

— Bist Du auch recht fleißig? Schone Deine Gesundheit. Nicht zu lange abends arbeiten, das ist nicht gut!

Hastig knitterte er den Brief zusammen, den er nicht weiterlesen mochte. Er verschloß ihn im Schreibtisch. Dann sah er nochmals zum Fenster hinaus, lief unruhig im Zimmer auf und ab, klimperte ein paar Töne auf dem Pianino, steckte sich eine Cigarette an, warf sie wieder fort, setzte sich in die Ecke des breiten Divans am Ofen, stand hastig wieder auf und ging in sein Schlafzimmer, das er abschloß. Dort waren die Vorhänge noch zugezogen. Schnell entledigte er sich seiner Kleider, wusch sich, und legte sich zu Bett.

Ein paar Minuten später herrschte vollkommene Stille

im Gemach, nur die regelmäßigen, tiefen Atemzüge des Schläfers waren vernehmbar und von draußen dumpf Straßenlärm, Zuggerassel, Lokomotivpfiffe, Wagenrollen, das Geklingel der Pferdebahn: die Laute des atemlos arbeitenden Berlins.

II.

Am folgenden Tage wartete Schumann vergebens um 5 Uhr auf die „B's“, die sonst für gewöhnlich um diese Zeit im „Grand Restaurant Westfal“ zu speisen pflegten. Jenachdem sie allein, d. h. die Herren unter sich, oder in Begleitung von „Damen“ waren, aßen sie entweder in den großen Sälen des Erdgeschosses, die nach den Linden gingen, oder im ersten Stock, wo sich lediglich chambres séparées befanden.

Als es schon 5¼ war, erschien endlich La Bruyère's Riesenleib in der Thür des nach hinten im Erdgeschoß gelegenen Lesezimmers. Er sah so frisch aus, als ob er in der vergangenen Nacht nicht einen einzigen Tropfen getrunken hätte. Nachlässig warf er sich in einen Lehnstuhl, der ob des ungewohnten Gewichtes laut krachte, und griff nach der „Sport-Welt“, die unter einem Stoß anderer Blätter auf dem Tisch lag. Der Dicke befand sich allein in dem schön ausgestattetem Raum, dessen dunkelrot gehaltene Wände mit Sport- und Jagd-Bildern geschmückt waren, nur matt bestrahlt und kaum erkennbar, da die Beleuchtung durch zehn einzelne mit Spitzenschirmen verhängte electrische Lampen geschah. Man konnte sie auf der großen langen Mahagonitafel nach Bedürfnis zum Lesen zurechtschieben. Aber er hatte die Zeitung nur zum

Schein vor sich liegen. In Wirklichkeit vertiefte er sich darein, was er heute eigentlich essen sollte. Er war sich darüber vollkommen klar, daß er das Tagesmenu zu 5 Mark keinesfalls und das zu 7 Mark 50 voraussichtlich auch nicht wählen würde, denn er hatte beschlossen sich heute ein Fest zu machen. Gern würde er schon die Speisenfolge festgestellt haben, doch da er nichts ohne den gehörigen äußeren Effekt that, so wollte er abwarten, bis einer der anderen gekommen, oder bis irgend jemand Fremdes das Lesezimmer betreten, dem er dadurch Eindruck machen könnte.

La Bruyère war der Sohn eines durch Bodenspekulationen im Westen Berlins reich gewordenen Gärtners, der ehemals schlecht und recht in der Nähe von Teltow mit Gemüsezucht im Schweiße des Angesichts den täglichen Unterhalt erworben, bis ihm durch eine Erbschaft, auf die er niemals gerechnet, scheinbar wertlose Länderstrecken zugefallen waren. Nun hatten ihn die 70er Jahre zum vielfachen Millionär gemacht. Der Vater La Bruyère mit seiner vierschrötigen Gestalt, seinen großen, braunen, schwieligen, immer schmutzigen Händen und seinem Stiernacken, auf dem ein ausdrucksloses Dutzendgesicht saß, war ganz der Alte geblieben, bis auf eine mächtige, goldene Panzeruhrkette, an der eine Menge geschmackloser Ringe baumelten. Das war das einzige Zeichen seiner veränderten äußeren Verhältnisse. Der Sohn schämte sich des Vaters, da er ihm durch seine Erscheinung die gern erzählte Geschichte des französischen Ursprunges von einem Fürstengeschlechte verdarb. In Wirklichkeit hatten die La Bruyère Bräuer geheißen und ihren Namen durch den Großvater französisiert erhalten, der in der Fremdenlegion gedient. Des Dicken Mutter zeigte sich niemals. In ihrer Villa am Wannsee

hatte sie trotz einer vielköpfigen Dienerschaft zu viel zu thun um fortzukönnen: sie besaß als Überbleibsel aus ihrer Küchenvergangenheit die Leidenschaft alle Räume des Hauses selbst aufzuwischen. Beide Eltern beteten den „vornehmen" Sohn an und freuten sich, daß er soviel Geld ausgab.

La Bruyère klingelte.

Ein hübscher, blonder Knabe trat ein in dunkelroter Läuferjacke mit vier Reihen kleiner Goldkugelknöpfe auf der Brust und rotseidenen Escarpins.

— Stift! Ich muß meinen Stock gestern hier gelassen haben! Was? Wie? Nachsehen! Gelegentlich Antwort. — Stift — Fort — Allez — Hui — Ab . . .

Der Läufer verbeugte sich, lächelte schelmisch und verließ das Zimmer. Der Dicke schrie ihm nach:

— Stift! Ich will Schumann haben!

Kurz darauf erschien Schumann:

— Herr „Baron" befehlen?

— Diner.

— Menu?

— Unsinn!

— Soll ich was zusammenstellen?

Da öffnete sich die Thür und zwei Damen traten ein. Es schienen Schwestern zu sein, beide kaum 20 Jahre alt. Die eine trug einen Trauring, ebenso ein Herr, der ihnen folgte. Sie ließen sich in einer Ecke am Kamin nieder. Schumann sagte entschuldigend: „einen Moment", zum Dicken und fragte den Herrn, ob er einen Tisch reservieren dürfe, wohl zu drei Personen. Der Angeredete gab eine ausweichende Antwort. „Sie erwarteten noch jemand."

Nun schien La Bruyère der geeignete Augenblick gekommen:

— Schicken Sie mir den Küchenchef.

— Sehr wohl!

Schumann ging, aber Minute auf Minute verrann, ohne daß der Gerufene erschienen wäre. Endlich kam statt seiner Herr Westfal, der Besitzer selbst. Der große, dicke, Mann, mit einem schwammigen Gesicht, dem man den Gewohnheitstrinker sofort ansah, hatte bei „Voisin“ und im Café Riche in Paris gelernt und später eine selbstständige Stellung im „Hôtel beau Rivage“ in Biarritz inne gehabt. Er sprach heiser:

— Ah! Sehr erfreut Herr Baron. Steht zu Diensten?

La Bruyère sah sich um, ob die Fremden auch aufmerkten, dann rückte er sich im Stuhl zurecht:

— Ich habe die französische Küche satt. Möchte mal englisch essen. Apartes Menu! Wissen Sie?

— Gut. Ich werde sofort eines zusammenstellen lassen! In welcher Preislage?

— Nein, ich mache Ihnen die Angaben.

Dabei zog er einen Zettel aus der Tasche und begann vorzulesen, während Herr Westfal nachschrieb:

— Ich wünsche etwa folgendes. Natürlich gastronomisch richtig zusammengestellt. Ich habe es mir nur so mal notiert, wenn ich den Geschmack danach hätte:

— Natives.

— Mutton-Broth oder potage à la Moligotawny.

— Haddocks, sauce aux oeufs oder saumon du Rhin garni de filets de sandats à la Orly, sauce de John Bull.

— Chicken-pie.

— Petits pois à l'anglaise.

— Und etwa: Plum pudding. Vor allem aber grouse!

Herr Westfal wollte ihn unterbrechen und machte ein

bedenkliches Gesicht, aber der Dicke sprach immer lauter und schneller, um ihn nicht zu Worte kommen zu lassen:

— Natürlich ist das nur eine Idee so im Großen, ohne daß Sie sich daran binden müssen. Sie wissen, wie es in Davidis Kochbuch heißt: „was man nicht hat, läßt man weg.“

Der Besitzer des „Grand Restaurant Westfal“ hatte bei der Erwähnung von Davidis Kochbuch, worauf Frau La Bruyère schwor, einen verächtlichen Zug um den Mund. Doch er zuckte nur die Achseln mit verbindlicher Miene:

— Herr Baron werden sich etwas gedulden müssen, und offengestanden: grouse. Das ist nicht möglich!

— Nicht möglich? Für einen guten Küchenchef nicht möglich? Wieso?

— In ein paar Tagen, ja! Ich würde nach England telegraphieren!

— Es giebt keine grouse in Berlin?

— Ich glaube kaum!

Der Dicke fing plötzlich an, sich zu ereifern. Er sprang auf und lief mit großen Schritten umher, wobei ihm das linke Hosenbein, vom Sitzen noch in die Höh' gezogen, wie ein Trichter um den Knöchel stand. Dabei schielte er unausgesetzt zu den Fremden hinüber, die ihn auch in der That alle drei sprachlos mit unverhohlenem Erstaunen betrachteten.

— Schicken Sie ins Royal oder Bristol, oder Borchardt, Hiller, Dressel, Pfaff, Continental, Monopole, Grill room! Einer wird doch grouse haben!

Herr Westfal zuckte die Achseln. La Bruyère trat ganz nahe an ihn heran:

— Wissen Sie, Berlin ist einfach ein Dorf!

Sein Blick streifte triumphierend die Damen. Herr

Westfal schlug sofort vor, in der nächsten Woche ein „Diner servi à l'anglaise“ zu veranstalten und für heute mit etwas anderem vorlieb zu nehmen.

Scheinbar widerwillig ging La Bruyère darauf ein und bat sich nur noch aus, daß keinesfalls in dem Menu etwa vorkommen dürfe: Escalope de dindon en casserole-au-riz oder Filets de dorche à l'eau du sel, sauce Robert und um Himmels Willen keine Artischocken in irgendwelcher Zubereitung. Die Weine würde er bei Tisch bestellen. Eine Flasche Moët et Chandon, Crémant rosé, extra brut solle ihm vorläufig zum Braten in Eis gesetzt werden.

Stolz, als ob er eine der schwierigsten Geistesfragen der neuen Zeit gelöst, verließ der Dicke durch die Schiebethür, die nach dem Speisesaal zu ging, das Zimmer, gefolgt von Herrn Louis Westfal, der seinem besten Kunden die Portière zur Seite schob, während er die drei Zurückbleibenden keines Blickes würdigte.

Als sich die Thür hinter ihnen geschlossen, blickten sich die beiden Damen groß an und brachen dann gleichzeitig in herzliches Lachen aus. Der Herr machte aber energisch: „Pst“.

La Bruyère verließ gegen 8 Uhr Westfal, ohne daß sich einer seiner Freunde hinzugefunden hätte. Im Eingang fing ihn noch der kleine Läufer ab, der ihm meldete, sein Stock sei nirgends zu entdecken. Eine Frauenstimme rief aus einer Droschke. Es war Mary Wohlmuth. Er unterhielt sich mit ihr eine Weile und behauptete, daß er sich aller Vorgänge des gestrigen Abends ganz genau entsinnen könne, nur über zwei Dinge wäre er im Zweifel: einmal, wo seine Stock geblieben, und dann, warum sie nicht bei Bauer gewesen.

Mary brannte vor Ungeduld zu erfahren, ob Jessen eben mit gegessen. Er war noch nicht zu ihr gekommen, wie sie erwartet hatte. Aber sie wollte kein Interesse verraten und vermochte den Dicken trotz der geschicktesten Fragen nicht dahin zu bringen, zu antworten. Er hatte nur immer eine Redensart:

— Wo brausen Sie denn eigentlich hin?

Sie machte Ausflüchte, weil sie seine Gesellschaft nicht wünschte, da er „alle Weiber kompromittierte“ wie sich Bingersheim einmal ausgedrückt. Denn man konnte niemals bestimmt wissen, ob er sich nicht so betrinken würde, daß er auffiel.

— Na! Machen Sie keine Geschichten! Also wo brausen Sie hin?

Sie gab die Hoffnung auf, ihn los zu werden, der schon den Fuß auf das Trittbrett ihrer Droschke gestellt, halb zum Einsteigen bereit. So antwortete sie denn!

— Ins Schauspielhaus!

— Was wird gegeben?

— Der neue Herr!

— Ist ja Blech. Was wollen Sie denn da? Es ist ja schon längst acht Uhr?

Plötzlich dämmerte es in ihm auf: Jessen hatte ihm gestern auch irgend etwas vom Schauspielhaus gesagt, soviel er sich erinnerte. Da hatten die beiden am Ende dort ein Stelldichein. Sofort beschloß er auch dabei zu sein. Er stieg ein und schrie dem Kutscher zu: „weiter!“ Sie kannte seine aufdringliche Unverschämtheit und wußte, daß es ganz vergebene Mühe sein würde, ihn daran hindern zu wollen. So rollten sie denn die Linden hinab und in die Charlottenstraße biegend dem Schauspielhaus zu. Sie war so wütend, daß sie kein Wort sprach und ihr der

Zweifel kam, ob sie nicht lieber das Theater aufgeben solle. Aber die Hoffnung, Jessen zu sehen, ließ sie bei ihrem Plan beharren. Wenn er wirklich da war, so würde sie genug belohnt sein und könnte die Anwesenheit ihres Begleiters verschmerzen, denn sie hätte den Säumigen dann einfach mit sich genommen.

Sie fuhren vor und er ging hinein, um Billets zu holen, aber nach kaum einer Minute war er wieder zurück mit der Nachricht, daß in keiner Loge mehr ein Vorderplatz zu haben, nur im Parket auf der vorletzten und letzten Reihe. Er fragte, ob er unter diesen Umständen ein Billet für sie nehmen solle, sie müsse jedoch auf seine Begleitung verzichten. Sie schwankte, denn sie ging nie ins Parket, oder auf die Hinterplätze, weil man da nicht hinreichend bemerkt wurde, und sie hatte gerade heute ein neues Kleid angezogen mit durchbrochenen Aermeln in schwarzem Gazegeflecht, daß man die Schönheit ihres Armes sah. Endlich bat sie den Dicken, ihr dennoch einen Platz zu besorgen in der festen Absicht, auf der anderen Seite das Theater zu verlassen. Dann hatte sie wenigstens die Genugthuung, den aufdringlichen Menschen los zu werden.

Sobald er sich empfohlen hatte, huschte sie in das Entree. Dort blieb sie einen Moment stehen. Sofort kam der Portier auf sie zu, um sie nach dem Platz zu fragen, damit er ihr den Weg weisen könne, aber sie dankte und ging zu seinem großen Erstaunen auf der anderen Seite hinaus. Vorsichtig blickte sie sich um: nichts war von La Bruyère zu entdecken. Kurz entschlossen lief sie an die nächste Littfaßsäule. Sie studierte die Theaterzettel, immer in dem Gedanken, wo sie wohl Jessen fände, nach dem ihre Sinne brannten. Da es schon fast halb neun Uhr geworden war, so entschied sie sich, der Nähe halber, für das

Berliner-Theater. Dort konnte er vielleicht sein, denn es wurde „Hamlet“ gespielt.

La Bruyère freute sich im Grunde genommen, daß er keinen guten Platz für den neuen Herrn erhalten und enthoben war die „langweiligen Verse“ über sich ergehen zu lassen. Er schlenderte nach der Friedrichstraße zu und bummelte dann auf der Westseite, wo Kastans Panoptikum, ziellos auf und ab, starrte den Mädchen unter den Hut, drehte sich stets auffällig um, sobald er einmal ein hübsches Gesicht gesehen, und lief so breitspurig einher, als ob der Bürgersteig für ihn allein gemacht sei. Hier und dort traf er einmal einen Bekannten und plötzlich entdeckte er zu seinem Schreck die plumpe Gestalt seines Vaters. Er wich schleunigst aus. Wütend war er darüber, daß jener wieder einmal aus irgend einem Grunde Wannsee verlassen, um ihn in Berlin bloszustellen. Vorsichtig weiterschreitend, kam er an die Probierstube von Erven Lucas Bols. Er konnte nicht widerstehen und trat ein. Ein Freudengeschrei erhob sich, als er erschien.

Die „Kavalierdestille“ wie Bingersheim sagte, war gedrängt voll Herren, die an dem Schänktisch oder den eichengetäfelten Wänden rauchend und Schnaps trinkend umherstanden. Das Geschrei ging von Bingersheim und Borck aus, die sich freuten den Dicken zu sehen, da sie ihn kaum fünf Minuten nachdem er Westfal verlassen, dort vergebens gesucht hatten.

Der Riese klopfte ihm auf die Schulter, während er sich das Einglas ins Auge klemmte. Er freute sich wirklich, denn er hatte gestern im „Club“ nicht nur seinen Verlust wieder gut gemacht, sondern noch über 7000 Mark hinzugewonnen und wollte heute Abend wieder einmal „Berlin auf den Kopf stellen.“

La Bruyère erklärte, daß er als einziger zur rechten Zeit bei Westfal erschienen sei und dort allein gegessen habe. Einen Lafitte 75er Schloßabzug habe er getrunken „einfach um in die Kniee zu sinken.“ Die Rauchwolke in dem engen Lokale war immer dichter geworden, so daß man kaum atmen konnte ohne zu husten, dazu wuchs der Lärm, denn eine neue Gesellschaft junger, ziemlich stark angetrunkener Leute kam herein.

Die drei räumten das Feld, um noch irgend etwas zu unternehmen. Jeder schlug zuerst etwas anderes vor doch schließlich einigten sie sich dahin, ein Specialitätentheater zu besuchen. Einmal war es für ein anderes Theater zu spät und dann sträubte sich auch der Dicke ganz energisch dagegen, denn er wollte rauchen und ein Glas Bier dabei trinken. So verfielen sie denn nach Bingersheims Vorschlag auf die „Reichshallen“.

Als sie in eine Loge ziemlich nahe der Bühne traten, die bestellt gewesen, jedoch nicht benutzt wurde, war gerade eine Trapeznummer an der Reihe.

Hell erstrahlte der Riesensaal mit seinen mächtigen Säulen und der goldenen Wanddekoration im electrischen Licht, das in dunkeln Schlagschatten die Gestalt der in der Luft, hoch unter der Decke, am Trapez schwingenden Turner an die Wand zauberte, jede Sekunde wachsend oder sich verkleinernd, je nach der verschiedenen Entfernung vom Reflektor der Bühne gegenüber.

Die Blendung war so mächtig, daß Borck die Augen abwandte. La Bruyère war am Büffet im Hereintreten zurückgeblieben, um noch einen Sherry Brandy zu trinken. Einen, wie er versichert, ein halbes Dutzend dagegen in Wirklichkeit. Bingersheim musterte mit dem Opernglase

die Logen. Endlich hatte er gefunden, was er suchte und weshalb er dafür gestimmt, gerade hierher zu gehen: Cläre Müller. Auch sie richtete das Glas zu ihm hinüber und sie sahen sich lachend gegenseitig in die Objective.

Der Riese hatte, als er gegen Abend von einem totenähnlichen Schlafe in seiner Wohnung auf der Königin-Augusta-Straße erwacht war, sich die Augen reibend, das Fach des Nachttischchens aufgezogen gehabt und darin den Haufen der in der Nacht gewonnenen Banknoten entdeckt. Nun wußte er, daß ihn kein Traum genarrt und wie das immer in solchen Fällen geschah, erinnerte er sich plötzlich mit einer gewissen Wehmut seiner Cläre: sofort war ihm der Gedanke gekommen, dem Mädchen eine Freude zu machen. Er hatte seinen Diener zu ihr geschickt, mit der Weisung, ihn heute Abend in den Reichshallen zu treffen.

Eben war die Trapeznummer beendet und die drei Luftturner ließen sich unter dem Jubel des Publikums von der Decke aus mit dem Kopfe nach unten in das Netz fallen, welches sie federnd hoch wieder empor warf. Dann liefen sie in weiten, emsigen Schritten, mit gebogenem Knie über die Fadenfläche der Bühne zu. Orchestertusch. Die Darbietung war zu Ende. Rauschend, schnell mit hellem Ton an den Drahtseilen rutschend, wurde das Netz zusammengeschoben und in einer Klappe unter dem ersten Rang geborgen.

Es war Pause.

La Bruyère hielt am Büffet einen Toulonner Hundedresseur, der schon „gearbeitet" hatte mit Liqueuren seiner Heimat frei, um ihn zu versöhnen, weil er dem Franzosen ein Glas „Orange" über den Aermel gegossen.

Sie traten auf den Gang hinter den Logen und wanden sich durch das Menschengewühl hindurch, das der

Pause halber entstanden war, einer Art von Foyer außerhalb des Saales zu.

Cläre kam ihnen entgegen. Sie war glücklich darüber, daß er ihrer gedacht.

Fröhlich hing sie sich an den Arm des Riesen, dem sie, obwohl sie ein großes Mädchen war, doch kaum bis an die Achsel reichte. Sie schritten in dem engen Gang auf und nieder, Borck ihnen immer zur Seite. Endlich setzten sie sich in der Mitte des Raumes und ließen die Menschen an sich vorbeiziehen.

Zwei Freundinnen gingen vorüber, eine neben der anderen, sich gegenseitig keinen Blick eines Herrn gönnend, die eine eifersüchtig auf den neuen Hut der anderen, während jene neidisch nach der Taille ihrer Nachbarin sah, die ihr besser und moderner gemacht erschien, als die ihre. Ein paar junge Menschen, ein blonder großer und ein kleinerer schwarzhaariger mit unreinem Teint, verfolgten die Mädchen. Sie machten beide den Eindruck angestrebter, jedoch mißglückter Eleganz. Dann bummelten, einwärts schreitend, mit ihren groben Stiefeln laut aufstampfend, zwei ältere Männer vorüber, denen man an den gebräunten, glattrasierten Gesichtern und dunklen, groben Händen die Landwirte ansah, die sich einmal in der Großstadt unterhalten wollten. Sie hatten etwas langsames, schwerfälliges in ihren Bewegungen, etwas neugieriges und nicht gleich die Dinge erfassendes in ihren blauen Wasseraugen.

Unwillkürlich betrachtete Bingersheim seine weiße Hand, als die beiden neben ihm einen Augenblick stehen blieben, und ließ dann vergleichend das Auge auf die kräftige, hornige Arbeitsfaust des Kleineren fallen. Auch die Landwirte trugen einen schwarzen Rock, aber er war aus glattglänzendem unmodernem Stoffe und stach sonderbar ab

gegen Bingersheims schwarzen, im Tuche stumpfen englischen Cheviot.

Die beiden wandten sich halb herum als Borck ziemlich laut eine Bemerkung über ihre Kleidung machte, aber sie setzten gleich ihren Weg fort. Der Kleinere wollte etwas antworten, doch der andere zog ihn beim Aermel mit sich und sagte zu ihm mit einem Anfluge von mecklenburgisch in der Aussprache:

— Laß man Albrecht! Wenn er mit den Lackstiebeln bißchen innen orntlichen Acker kömmt, da freu' ich mich auf!

Der Riese äugte plötzlich scharf nach einer Seite hinüber:

— Donnerwetter, das war doch Braunreuter?

Da ging Lilli Mara auf sie zu. Sie that gänzlich unbefangen. Von des Biebers Gegenwart nahm sie keine Notiz. Bingersheim fragte, warum denn Braunreuter nicht mit her käme und wunderte sich über Lillis Anwesenheit, da ihm Borck gesagt, daß sie heute zu spielen habe. Sie erklärte das betreffende Stück sei abgesetzt worden, weil die Darstellerin der Hauptfigur unerwartet erkrankt wäre. Lilli selbst gab nur ganz untergeordnete Rollen. Der Riese wandte sich an den Bieber:

— Und das weißt Du nicht?

— Ich habe sie ja gar nicht gesehen seit gestern Abend!

— Wieso denn?

Lilli enthob ihn der Antwort, indem sie überlaut rief, sodaß man in der Nähe aufzumerken begann:

— Weil er mit der Grethe Sommer nach Hause gefahren ist!

Borck wollte sich verteidigen, doch sie ließ ihn nicht zu Worte kommen:

— Ich hab's wohl gesehen. Zwar hast Du Dich in die Ecke gebeugt, damit ich Dich nicht sehen sollte, aber ich habe Dich doch gesehen, und ich werde alles sehen, immer überall, und ich sehe, sehe, sehe ...

Sie wußte kaum mehr, was sie eigentlich sprach, so war sie in Wut gerathen. Sie streckte die kleinen, hübschen Hände, mit denen sie den Versuch machte den Bieber zu kratzen, der sehr kleinlaut geworden war und nichts zur Abwehr vorbringen konnte:

— Ich habe mich erkundigt bei der Grethe durch die dicke Meta. Ich habe alles erfahren. Hörst Du! Alles! Alles! Und merke mir alles!

Lilli war so laut geworden, daß Bingersheim sie nachdrücklich bat etwas ruhiger zu sein, denn schon fing man an sich um die Gruppe zu sammeln. Die beiden Landwirte waren an der entgegengesetzten Wand stehen geblieben und starrten erstaunt herüber.

Die von den beiden Herren verfolgten Mädchen kamen auch hinzu und der mit dem unreinen Teint benutzte endlich die Gelegenheit, um ein Gespräch mit ihnen anzufangen.

Der Riese liebte solche Scenen nicht. Er nahm Cläre beim Arm und ging. Sie setzte sich in die Loge von La Bruyère, der sich endlich vom Büffet getrennt. Während der letzte Teil des Programms gespielt wurde und eben zwei Excentricks auftraten, so daß es auf der Bühne sehr laut war, kamen auch Borck, Lilli und Braunreuter in die Loge. Das Ungewitter war vorüber, sie hatten sich wieder versöhnt. Der Bieber, weil er sich schuldig fühlte, Lilli weil sie gern aus eigenem Interesse unter die ganze Angelegenheit einen Strich machen wollte. Braunreuter aber erinnerte sich überhaupt kaum mehr der letzten vierundzwanzig Stunden.

Nun waren sie alle zufrieden, daß die Sache in Güte beigelegt war, und die Mara hatte für Braunreuter nicht ein Wort, kaum einen Blick mehr.

Sie sagte sich heute bei nüchternen Sinnen sehr wohl, daß sie den reichen Borck nicht verlieren durfte, der ihr fast jeden Wunsch erfüllte, da er von seinem Vater eine Rente von 80 000 Mark jährlich bezog. Herr Isidor Borck ließ dem Bieber durch seinen Anwalt das Geld pünktlich jedes Quartal auszahlen, womit er sich weiterer Pflichten dem Sohne gegenüber enthoben wähnte.

Seine Mutter, die gestorben, als sie ihm das Leben geschenkt, hatte Castor Borck nie gekannt, seinen Vater seit über zehn Jahren, seitdem er die Schnepfenthaler Anstalt verlassen, nicht gesehen. Es lag auch kaum die Wahrscheinlichkeit vor, daß er ihn, der in Paris mit einer Darstellerin dritten Ranges der „Bouffes Parisiennes" zusammenlebte und nie nach Deutschland kam, je erblicken würde.

Braunreuter dagegen stammte zwar aus einer Leipziger Großkaufmannsfamilie, war aber mit seinen Eltern gänzlich zerfallen, da er allen Mahnungen entgegen, nicht zu bewegen gewesen einen Beruf zu ergreifen. Nun wußte niemand, wovon er eigentlich lebte: er hielt sich mehrere Rennpferde, aber ohne Erfolg, denn sein Stall auf für Hindernisrennen zugeschnitten und die Offiziere ritten nicht für ihn. In Wirklichkeit lebte er vom Hazard, das er seit längerer Zeit — er war 28 Jahre alt — mit entschiedenem Glück betrieb.

Die Temperatur im Saale stieg immer höher und dicke Wolken von Tabaksqualm lagerten in der Luft

Bingersheim schlug vor zu gehen. Er fand allgemeine Zustimmung. La Bruyère war dafür, weil er behauptete,

er müsse durchaus noch bei Westfal Schloß Johannisberger trinken. Lilli und Borck wollten geradenwegs nach Haus: das Theewasser stünde schon für ihn bereit, log sie schnell.

Als sie in das „Grand Restaurant Westfal" kamen, berichtete Schumann, Herr Jessen säße mit einem Herrn und zwei Damen unten. Sie würden wohl gleich gehen, wenigstens hätten die Damen davon gesprochen.

Nun erinnerte man sich plötzlich Jessens.

La Bruyère, der sich schon in seiner gewöhnlichen Stimmung halber Trunkenheit befand, befahl, daß er heraufkommen solle.

Der Riese beschloß lieber selbst hinunterzugehen. Er fühlte sich gewissermaßen als gönnerhafter Freund Jessens dazu verpflichtet, da er ihn in ihren Kreis eingeführt. Auch war gerade an diesem Abend alles besonders passend, um eine „scherzhafte" Nacht zu verleben, denn der „stumpfsinnige" Bieber war für heute untergebracht, der Dicke schien in der gehörigen Stimmung zu sein, Braunreuter war so geeignet zu einem „Bummel" wie nur irgend möglich, da er sich ohne Zweifel für Lillis Rückkehr zu Borck entschädigen wollte und Cläre — nun die würde eben einfach nach Haus geschickt. Schon längst stand es bei ihm fest, heute das „Paradies" zu besuchen, ein Tanzlokal am Schiffbauerdamm, wo zwei Zigeunerkapellen spielten und es immer hoch herging. Dort warf Bingersheim an solchen Tagen das Geld mit vollen Händen von sich, dort fröhnte er seiner Eitelkeit, die auf das höchste befriedigt war, wenn der dicke Tanzmeister Leon Bardewitz ihm versicherte, „solche Kavaliere, wie die Herren, gäbe es in ganz Berlin nicht!"

Der Riese fand Jessen noch unten, doch eben im

Begriff fortzugehen. Die Damen und der Herr standen schon auf dem Flur, wo die Treppe vom ersten Stock mündete.

— Wollen Sie mich bekannt machen, bitte . . .

— Aber wir gehen eben . . .

Doch der Riese schien den Wink nicht zu verstehen. So stellte denn Jessen noch schnell vor:

— Herr von Bingersheim — Meine Schwestern — Mein Schwager Dr. Jessen.

Dr. Jessen glaubte seinem Schwager einen besonderen Gefallen zu thun, indem er sagte, falls Bingersheim etwa mit ihm zu verhandeln habe, solle er es nur ruhig thun, denn sie wollten sich ohnehin trennen. Sie wären das späte zu Bett gehen nicht gewöhnt und überließen „Karl" seinem Schicksal. Der Riese wollte artig sein:

— Er kann Sie ja erst bis zum Hôtel begleiten!

— O! nein! wir wohnen im Hôtel Bristol, keine zwanzig Schritte von hier.

Jessen machte seinem Schwager vergeblich Zeichen. Bingersheim wandte sich an die Damen:

— Da möchte ich Ihren Herrn Bruder bitten, uns die Ehre zu geben. Es sind nämlich ein paar Freunde oben.

Jessen wollte entschieden ablehnen, denn er hatte sich vorgenommen, heute zeitig nach Haus zu gehen. Dann schoß ihm der Gedanke an Mary Wohlmuth durch den Kopf. Sie war ganz gewiß auch mit den anderen oben. Eine unerklärliche, seltsame Gefühlsregung überfiel ihn, eine unbezwingliche, sinnliche Sehnsucht nach dem Mädchen, dessen schlanke, ebenmäßige Figur plötzlich vor ihm aufstieg. Er hatte sie zuerst ganz vergessen gehabt, und alles andere, als er Nachmittags erwacht war und den Brief

der Mutter vollständig gelesen hatte, der ihm die Ankunft der Geschwister auf heute Abend ankündigte. Deshalb war er auch nicht zu ihr gegangen.

Nun dachte er wieder an Mary. Nicht übernächtig, nicht unter dem Eindruck, da sie ihn eben verlassen, sondern in plötzlich erwachtem Begehren, dessen er sich nicht zu erwehren vermochte. Wohl wiederholte er sich, daß sie ihn von der Arbeit abhalten würde, aber der Wunsch sie zu besitzen, wuchs in ihm, und er fing an, sich zu sagen, daß er heute Morgen thöricht zurückhaltend gewesen sei. Daran war seine Fantasie Schuld, die ihm das Mädchen mit einem eigenen Zauber umgeben, als ob sie etwas besseres sei als die anderen, die ihre Zuneigung verkauften.

Er verabschiedete sich von Schwestern und Schwager und stieg, als sich die Thür hinter ihnen geschlossen, mit Bingersheim die Treppe hinauf, während jener fragte:

— Es war Ihr Herr Schwager? Aber Sie sagten doch Dr. Jessen?

— Jawohl! Allerdings! Er heißt auch Jessen, hat aber gar nichts mit meiner Familie zu thun. Seine Eltern waren Holsteiner. Er lernte meine Schwester in Baden-Baden kennen.

— Die ältere ist seine Frau? Die größere?

— Die ältere — ja, aber die kleinere. Sie werden immer verwechselt.

— Was ist Ihr Herr Schwager?

— Er hat ein Gut bei Eckernförde.

— So, so!

Der Riese war nachdenklich geworden. Für einen Moment erstarben ihm alle lustigen Pläne. Das große, schöne Mädchen war also nicht verheiratet: vielleicht wäre

das etwas für ihn . . . Er erkundigte sich, wie lange Jessens Geschwister blieben und erfuhr, daß sie am nächsten Tage nach Coblenz weiter reisen würden. Dann wollten sie mit der Mutter für den Winter nach Rom gehen. Sofort wurde Bingersheim kälter. Er befaßte sich niemals mit Unmöglichkeiten. Pläne, die ihm entglitten, verfolgte er nicht weiter. Vielleicht ließe sich übrigens im Frühjahr davon reden. Er hatte zuweilen solche Anwandlungen von Ehrbarkeit und Philistertum, nur dauerte es selten lange, und als sie oben ins Zimmer traten und ihm der Ton des Walzers „Ich bin der arme Jonathan" ans Ohr schlug, den der Dicke auf dem Klavier pauckte, hatte er wieder alles vergessen.

Jessen's Herz schlug in der Erwartung, Mary Wohlmuth zu treffen. Seine Vorsätze, unter das bisherige Leben einen Strich zu machen, verblaßten. Aber Mary war nicht da. Er tröstete sich damit, daß sie am Ende nur einmal hinausgegangen sei und gleich wieder erscheinen würde.

La Bruyère nahm ihm jede Hoffnung, indem er schadenfroh seine Begegnung mit ihr erzählte, in der Meinung, die beiden würden sich thatsächlich im Schauspielhause getroffen haben. Als Jessen nun aber sagte, er sei erst Nachmittags erwacht, habe die Einladung seiner Geschwister vorgefunden, und den Abend mit ihnen verbracht, hatte der Dicke seine hämische Freude daran, ihn eifersüchtig zu machen. Er ließ durchblicken, Mary müsse dann ein anderes Stelldichein gehabt haben, denn sie sei auf einen Logenplatz gegangen, ganz hinten versteckt im Dunkeln, wo man sie nicht hätte sehen können, und sei sichtlich erleichtert gewesen, als er nicht mit ihr gekommen.

Plötzliche Bitterkeit stieg in Jessen auf und es über-

kam ihm das Gefühl der Rachsucht. Das Bild Mary's, das er sich hatte zuerst aus den Sinnen drängen wollen, das sich ihm dann unwillkürlich doch gezeigt und ihn verleitet, Bingersheim zu folgen, verschwand jäh vor seinen Blicken. Eine stille Wut überfiel ihn, der er nicht Herr werden konnte, die er zuletzt gar nicht mehr zu meistern suchte.

La Bruyère hatte eben seinen Johannisberger Schloßabzug geleert, und wollte schon eine zweite Flasche bestellen, als ihn Bingersheim zu einem Glase Sekt einlud. Der Dicke nahm sofort an.

Nun war der Riese, wo er wollte, denn er wußte, daß La Bruyère durch die schweren Rheinweine nicht selten müde wurde, oder gar das „heulende Elend" bekam, während ihn der Champagner anregte und lustig machte. Braunreuter trank alles, wenn er nur nicht zu bezahlen brauchte, und Cläre hatte keinen Willen.

Die Wirkung blieb nicht aus und als sie ein paar Flaschen getrunken, fing der Dicke bereits an, sich seines Rockes zu entledigen: das sicherste Zeichen, daß er sich in „Stimmung" befand.

Jessen hatte hastig ein Glas voll Wein hinuntergestürzt, immer noch in der festen Absicht, nach Haus zu gehen, aber mit jedem Glase, das er leerte, verwischten sich seine guten Vorsätze mehr und mehr. Er vergaß, daß er sich zugeschworen, sich nun der Arbeit zu widmen, er vergaß, daß er versprochen, am andern Morgen sieben Uhr fünfzehn seine Geschwister auf die Bahn zu bringen, er vergaß alles in dem einen Gedanken, den ihm der Wein in das Hirn trieb, unerbittlicher und fester mit jedem Schluck: daß er sich heute der Freude, dem Taumel widmen wollte. Gerade zu der Stunde, wo sie, für die

er gemeint, zu empfinden, vielleicht schon die Küsse eines anderen empfing.

Und er trank.

Was sie doch da noch für lächerliches Zeug gesagt am Schluß, während sie in den Hausflur huschte: er solle ihr auch etwas vorlesen!

Und er trank und trank.

Eine Prostitution des Geistes würde es sein, vor ihr die heimlichsten und tiefsten Gefühle seiner Seele bloszustellen. Sie verstand ihn ja doch nicht! Eitelkeit war es nur bei ihr und unbestimmte Gefühlsache wie bei allen Weibern!

Und er trank das Glas leer, das ihm Bingersheim immer von neuem vollgoß.

Je mehr er trank, umsomehr wuchs in ihm das bittere Gefühl, in dem sich beleidigter Stolz und gekränkte Eitelkeit paarten. Doch er empfand fast eine Wollust des Schmerzes. Er kam sich wie ein Märtyrer vor. Er redete sich ein, daß sie bestraft sein solle, wenn er heute die ganze Nacht umherschwärmte. Er schaute mit seiner lebhaften Phantasie das Bild, wenn er morgen früh nach Hause käme, wie er heute mit ihr zurückgekehrt. Dann mußte er an ihren Fenstern vorbei, dann würde sie ihn sehen und würde wissen: er ist die Nacht ausgeblieben ohne mich, ohne daß ich weiß, wo er gewesen, von wem er kommt!

Der Riese unterbrach ihn in seinen Träumen:

— Ich habe eine großartige Idee!

— Nun?

— Wir gehen ins „Paradies"!

Allgemeiner Jubel erscholl. Der Dicke zog sofort wieder seinen Rock an. Braunreuter klingelte nach Schumann und Jessen leerte in stillem Trotz noch ein letztes Glas.

Cläre trat schüchtern an den Riesen heran:

— Und ich?

— Du wirst in eine Droschke gebracht, liebes Kind, und fährst nach Haus! Das ist höllisch einfach!

Sie erwiderte kein Wort, denn sie wußte, daß er darin unerbittlich war: niemals nahm er sie in derartige Lokale mit. Und wenn sie auch wie immer ein paar stille Thränen darüber vergoß, daß er wiederum nicht bei ihr blieb, wenn sie auch nicht einzusehen vermochte, warum sie nicht mit dorthin gehen sollte, wo doch die Mara schon einmal, freilich ohne Vorwissen des Biebers, und „nur der Wissenschaft halber" gewesen, so war das gute Ding doch glücklich darüber, daß er wenigstens nicht spielte heute, und ihm der Abend nichts kosten könnte, wie sie sich in ihrer Einfalt einbildete. — —

Weit strahlten die großen, elektrischen Bogenlichter vor dem „Paradies" in die sternenklare, milde Nacht hinaus, über den Kanal am Schiffbauerdamm. Deutlich hob sich das Riesengitterwerk der eisernen Bahnbrücke ab, die dicht gegenüber am Bahnhof Friedrichstraße ansetzte. Die mächtige, hellerleuchtete Eisenkonstruktion der Halle bog sich im Halbkreis und im Lichte des Mondes, bestrahlt von den elektrischen Lichtern aller Seiten, vermochte man die Aufschrift „Friedrichstraße" an der Stirnwand des Bahnhofes zu erkennen. Gelbe Gaslichter blinkten trübe dazu vom andern Ufer herüber. Im dunklen, schmutzigen Wasser des Kanals spiegelten sich Mond, Gaslaternen, elektrisches Licht in den verschiedensten Stimmungen und Farbentönen. Die kleine Fußgängerbrücke neben dem großen Eisenungetüm, nur spärlich erleuchtet, nahm die Aussicht nach dem Centralhôtel, von dem man nur

die Glaskuppel des Wintergartens aufragen sah, matt, ohne Licht, da die Vorstellung schon zu Ende war.

Als eben zwei Züge sich kreuzend über die Brücke donnerten, fuhr eine Droschke durch den Eisenbahnbogen. Das Pferd scheute wegen des Lärmes, so daß der Kutscher nur noch mit knapper Noth den hirschhalsigen, dürren, nervösen Fuchs vor dem „Paradies“ zum Stehen bringen konnte.

Der Portier, in grelle Farben gekleidet, mit einem großen Stock, dessen Ende eine mächtige goldene Kugel zierte, half Bingersheim, Braunreuter, La Bruyère und Jessen aussteigen. Da sie noch einmal bei Erven Lucas Bols auf der Friedrichstraße Station gemacht, war der Dicke nun schon stark angetrunken. Der Riese ging voraus an die Kasse, um die Eintrittskarten zu lösen. La Bruyère händigte dem Kutscher ein Zehnmarkstück ein mit einem Lob für die „schneidige Fahrt“ auf der sie freilich um ein Haar an der Ecke der Mittelstraße eine alte Dame überfahren, und vor dem Monopolhôtel mit einer Kehrt machenden Droschke karamboliert hatten. Jessen war derart vom zu schnell getrunkenen Weine erhitzt, daß er nicht darauf achtete wer bezahlte. Braunreuter drückte sich nach seiner gewöhnlichen Art absichtlich darum. Das nannten dann die anderen immer „er weiß sich einzurichten“ oder „er ist ein Finanzgenie“.

An der Garderobe gaben sie ihre Sachen ab, wobei der Dicke dadurch einigen Aufenthalt verursachte, daß er sich in trunkener Laune auf das entschiedenste weigerte für die in Empfang genommene Blechmarke fünfzig Pfennige zu erlegen. Er beteuerte einmal über das andere, daß er eher wieder fortgehen würde. Schließlich schenkte er der Garderobenfrau zehn Mark und verlangte, daß sie nun sein

Garderobegeld selbst bezahlen sollte. Nachdem dieses Hindernis überwunden, traten sie in den großen, hohen Saal, der im Oval gebaut, mit reicher Stuckatur versehen war. Gold hatte man nirgends an den Wänden gespart. Rings herum an den Seiten standen Tische mit marmorner Platte, bei jedem ein rotsammtenes Sofa und eine Anzahl von Stühlen. Fast alle Plätze waren besetzt. In zwei nischenartigen Vertiefungen befanden sich die Orchester: Zigeunerkapellen mit je zwei Cymbals, ein paar Clarinetten, einem Baß und einer großen Menge Geigen.

Eben ertönte ein Walzer, stürmisch vorgetragen. Die Cymbals klirrten, die Violinen sangen und summten. Tief erdröhnte der Baß. Der Dirigent, der eine Art von ungarischem „Fantasiekostüm" trug wie seine Leute, ließ selbst die Geige ertönen. Sie spielten ohne Noten.

Das andere Orchester gegenüber, ein wenig anders gekleidet, schwieg um das Spiel aufnehmen zu können, sobald die Vortragenden geendet.

In der Mitte aber auf der Parkettfläche wirbelten die Paare, bestrahlt vom Scheine von vielen hundert in Gestalt von Blumenbouquets aus den Wänden wachsenden Glühlichtlampen. Von der Decke warf ein Riesenreflektor sein Licht herab, das brennend rot strahlte.

Bingersheim suchte mit eingeklemmtem Einglase im Saale nach einem Tisch. Ein Kellner wollte ihm einen Vorschlag machen, doch unwillig wehrte er mit der Frage ab:

— Wo ist Bardewitz! Zum Donnerwetter nochmal, wo ist Bardewitz!?

Er sei hinten in den Kabinetts, beschwichtigte ihn der Kellner, aber der Riese ließ sich nicht abspeisen.

— Wo ist Bardewitz?

Endlich, als der Befrackte die Achseln zuckte, brüllte La Bruyère, daß alles erschrocken herumfuhr:

— Himmeldonnerwetter und Wolkenbruch, wo ist Bardewitz!?

Atemlos kam in diesem Augenblick ein kleiner, dicker Mann geschossen in grünem Frack mit großen, goldenen Knöpfen: der Tanzmeister des „Paradieses“ Herr Léon Bardewitz. Er verbeugte sich unzählige Male und bat unausgesetzt um Verzeihung. Es sei ein großer Fehler des Personals, daß ihm die Ankunft der Herren nicht zeitiger mitgeteilt worden sei. Er würde morgen früh sämmtliche Angestellte entlassen. Auf sein Ehrenwort.

Inzwischen hatte die Musik geschwiegen und bei dem letzten Takte verwandelte sich plötzlich das Deckenlicht in weiß, um sobald die Kapelle auf der anderen Seite angefangen zu spielen wieder farbig zu werden. Diesmal grün.

Braunreuter wartete die Verhandlungen wegen eines Tisches nicht ab, sondern griff das erste beste Mädchen um die Taille und tanzte in rasender Fahrt einen Galopp solange um den ganzen Saal, bis seine Tänzerin erschöpft auf einen Stuhl sank. Dann nahm er eine andere und setzte sein wahnsinniges Tempo mit ihr fort. Hier war er in seinem Lebenselemente, denn er tanzte leidenschaftlich gern und so vorzüglich, daß die Mädchen sich darum rissen, mit ihm zu walzen.

La Bruyère bestellte eine Flasche Pommery. Aber Bingersheim übernahm sie auf seine Rechnung:

— Für mich! Ich stoße Euch drauf! Heute Abend ist alles meine Sache!

Jessen hatte kaum zugehört. Er setzte sich an den Tisch, den der fortwährend dienernde Tanzmeister sogar selbst ab-

wischte und starrte in das Treiben hinein, das sich seinen Blicken bot.

Ein alter Herr mit weißem Victor-Emanuel-Bart und dunkelrothem Gesicht, drehte sich ganz langsam im Walzer mit einem blutjungen Ding, das kaum mehr als sechzehn Jahre zählen mochte. Sie tanzte mit andächtig, ernsten Zügen, als ob sie etwas ungemein Trauriges zu verrichten habe. Ihre Haare waren in einen dicken, halbaufgenommenen Zopf geflochten, in dem eine blaue, etwas verbraucht ausschauende Schleife steckte. Sie war einfach und nicht sorgsam gekleidet, worin sie von den anderen Mädchen sehr abstach.

Dann kam eine große, schön gewachsene Blondine vorüber, in schwarzem Seidenkleid mit Spitzen. Sie trug Brillantohrringe in den rosigen, winzigen Ohren. La Bruyère tanzte mit ihr und rief ihr fortwährend etwas zu, worüber sie so lachte, daß sie endlich aus der Reihe treten mußte, und sich das Taschentuch vor das Gesicht hielt.

Zwei winzige Dinger mit kurzgeschorenen, schwarzen Titusköpfen, dürr aber sehnig, mit großen, förmlich funkensprühenden Augen, hatten sich umfaßt und walzten links herum gegen die anderen an. Dieser und jener schimpfte darüber.

Jessen saß nun allein am Tisch, denn auch Bingersheim war verschwunden. Er hatte sich schräg gegenüber gesetzt, wo er einige Herren begrüßte. Braunreuter schwirrte fortwährend herum: kaum ein Mädchen gab es im ganzen Saal, die ihn nicht gekannt hätte. Dann wieder war er im Orchester beim Cymbalschläger und ließ sich zeigen, wie man die Hämmer auf den Seiten handhabt, im nächsten Augenblick darauf drehte er sich wie rasend mit irgend einer im Kreise.

La Bruyère erschien auf einen Augenblick am Tisch, um sich zu verschnaufen.

In diesem Moment wechselte das Licht, und der Saal ward gelb beleuchtet. Der Dicke stürmte fort zum Tanze.

Jessen lehnte sich in die Ecke an die Wand. Er war müde geworden. Das Treiben ekelte ihn an und er sehnte sich wieder fort. Da stieg Marys Bild vor ihm auf und von neuem die Idee, sie zu besitzen. Hatte sie ihn nicht für gestern aufgefordert zu kommen? Es war seine Schuld warum er nicht zu ihr gegangen! Wenn er aufgestanden wäre und sich entfernt hätte, so würde es niemand bemerkt haben. Doch er konnte den Entschluß nicht fassen und dann kam ihm dazwischen peinigend und quälend der Gedanke, daß Mary ja nun doch wohl mit einem anderen zusammen war. Und er trat an das nächste Mädchen heran, welches in seiner Nähe saß und machte ihr eine leichte Verbeugung. Dann jagte er los, weiter immer weiter, bis die Musik schwieg. Darauf brachte er seine Tänzerin an den Tisch zurück, aber ihren Platz hatte schon eine andere eingenommen. Deshalb forderte sie Jessen auf:

— Kommen Sie doch mit zu uns!

Als sie sich an seiner Seite niederließ, betrachtete er sie zum ersten Mal genauer. Sie war hellblond, klein und zierlich und hatte etwas bescheidenes, nettes in ihrem Wesen. Was ihm sofort an ihr auffiel war, daß sie besonders große Hände besaß, die sich noch dazu dadurch abhoben, daß die Aermel ihres Kleides aus englischem Herrenstoff möglichst eng an den Knöcheln anschlossen.

Sobald sie sich setzten, erschien der Kellner Nummer sieben mit ein paar frischen Gläsern. Jessen füllte sie:

— Wollen Sie nicht trinken?

— Wenn Sie erlauben!

Sie stieß mit ihm an und sagte „Prost“. Beide leerten ihr Glas. Er wandte sich zu ihr:

— Gehen Sie jeden Abend hierher?

— Natürlich! Warum nicht?

— Gefällt es Ihnen denn sosehr hier?

— Es ist viel feiner hier, als in den anderen Lokalen!

Nummer sieben brachte eine neue Flasche.

Jessen, der sich bewußt war, daß er mit seiner Gefährtin nur zwei Glas aus der vorhin aufgemachten Flasche getrunken hatte, hob den Pommery aus dem Kühler. Es war nichts mehr darin:

— Wer hat denn hier getrunken?

Der Kellner wollte zuerst so thun, als ob er nichts gehört, dann aber meinte er, er hätte sieben Tische zu bedienen und könne es daher unmöglich wissen. Da jedoch Jessen die Entdeckung machte, daß fünf leere Sektflaschen auf dem Boden standen, die sie alle getrunken haben sollten, was in der That unmöglich schien, so wollte er Lärm schlagen. Er forderte Nummer sieben auf, ihm den Besitzer oder Geschäftsführer zu schicken. Scheinbar beleidigt verschwand der Kellner.

Da trat Bingersheim heran. Er brachte das große, schöne, blonde Mädchen im Seidenkleid mit, die vorhin mit La Bruyère getanzt. Sie nahm Platz. Der Riese hatte das Brummen des Kellners gehört:

— Was ist denn los, Kinder?

Jessen setzte es ihm auseinander, aber der Betrug schien ihm gleichgiltig zu sein:

— Die Leute wollen auch leben! Ich stoße Euch ja alle!

Herr Léon Bardewitz erschien. Er that ganz aufgeregt, und sprach unter unausgesetzten Kratzfüßen von „bedauerlicher Irrtum, Mißverständnis, kann vorkommen.“ Braunreuter, der in diesem Augenblick gerade mit einem Mädchen am Arme auftauchte, beruhigte den Tanzmeister und lud ihn auf Bingersheims Kosten zu einem Glase Sekt ein.

Die ganze Gesellschaft stieß an, nur die mit der Jessen getanzt, stand auf und wollte gehen mit einem an ihn gerichteten:

— Pfui, sind Sie geizig!

Das reizte Jessen, daß es ihm in plötzlicher Aufwallung entfuhr:

— Ruhig, kleine Kröte!

Kaum hatte er die Worte über die Lippen gebracht, so stürzte sich die Kleine auf ihn. Er wollte den Angriff abwehren, als auch schon Bingersheim das Mädchen mit festem Griff packte und sie so heftig in den Saal stieß, daß sie auf dem Parkett hinschlug:

— Warte Bestie!

Eine große blaue Ader schwoll ihm auf der Stirn im Zorne an.

Die Kleine blieb regungslos liegen.

Die Musik hatte aufgehört zu spielen. Ein paar der andern Mädchen bemühten sich um die zu Boden Geworfene. Alles sprang auf von den Stühlen und drängte sich zusammen. Etwas von „Roheit“ wurde gehört. Der Riese war unbeweglich geblieben, das Einglas ins Auge geklemmt, das strohgelbe mit Pomade am Kopf festgeklebte Haar ein klein wenig am Wirbel in die Luft stehend. Er überragte alle um Hauptes länge.

Die Umstehenden schob er zur Seite, trat mitten in den Kreis hinein mit der Frage, die in der allgemeinen

Ruhe doppelt laut und schneidend bei seinem spröden Organe klang:

— Wünscht irgend jemand etwas von mir?

Niemand regte sich. Das ohnmächtige Mädchen wurde durch den schmalen Gang in das nächste Cabinet séparé getragen zum großen Aerger eines Commis, der sich dort mit den beiden Titusköpfen niedergelassen hatte.

Jessen zitterte vor Aufregung über den Vorfall, dessen indirekte Ursache er gewesen, ohne daß ihn doch eigentlich eine Schuld dabei traf.

Herr Bardewitz, dem das Ereignis sehr peinlich war, in der Befürchtung, der Ruf des „Paradieses“ als angenehmer, fröhlicher Aufenthaltsort möchte leiden, wußte zuerst nicht recht, was er machen sollte. Darüber war er sich klar, daß er einen so guten Kunden, wie den Herrn von Bingersheim, keinesfalls vor den Kopf stoßen durfte. Vor allem ließ er sofort die Musik wieder spielen. Er geriet in Wortwechsel mit dem einen Kapellmeister Szabo Ferenczi, weil sein halbes Orchester im Saal stand, um zu gaffen, statt das unangenehme Ereignis durch einen Czárdas zu übertönen.

Der Dicke lehnte während dessen am Tisch und lud jedermann ein, zu trinken. Bald saßen denn auch eine ganze Anzahl von Mädchen beim Pommery, sodaß der Kellner Nummer sieben nur immerfort zu thun hatte, Gläser und Flaschen zu bringen. Braunreuter half einschenken. Der Riese beruhigte die Mädchen:

— Kinder! Seid Ihr nun wieder vernünftig?

Einzelne schmollten wohl noch für ihre Kollegin, aber der Sekt ertränkte den Korpsgeist, den sie im ersten Augenblick, eifrig kreischend, gezeigt.

Eine kugelrunde, kleine Person mit dickgemalten schwarzen

Theaterstrichen unter den winzigen Schweinsäuglein, die sie immer aufzureißen versuchte, was ihr einen besonders thörichten Ausdruck verlieh, stieß mit den drei „B's" an:

— Ihr seid doch die Anständigsten von allen!

Jessen saß neben Bingersheims Opfer auf dem Divan des kleinen Zimmerchens, das der Commis mit den Tituskövfen verlassen hatte, weil sie ungestört sein wollten.

Die Temperatur des Saales lag erdrückend auf seiner Brust. Das unausgesetzte Geigengeschwirr und Tanzen, die stickige Athmosphäre von Menschenschweiß und Atem, von Tabaksqualm geschwängert, raubte ihm den Atem.

Aber er wollte nicht gehen, ehe er noch einmal mit dem Mädchen gesprochen.

Zuerst hatte sie ihn barsch von sich gewiesen, denn sie bildete sich ein, daß er die Schuld an ihrem Unfall trüge. Dann endlich war sie zuthulicher geworden und hatte sich von ihm zureden lassen. Nun, da sie einmal ins Gespräch gekommen waren, gab ein Wort das andere und er begann sie auszuforschen, warum sie denn hierher käme und ob sie nicht wisse, daß dieses doch schließlich der Weg zu gänzlichem Untergange sei. Aber sie hatte ihn nicht verstanden. Sie fragte ihn nur höhnisch, warum er selbst ins „Paradies" ginge, wenn es wirklich so gefährlich und schlimm hier sei. Er meinte, er sei nur noch geblieben, um sich zu erkundigen, ob sie sich erholt hätte.

Seine Güte begann sie zu rühren und sie wurde für einen Augenblick ganz weich. Als er ihr aber weiter zuredete, nicht hierher zu kommen, war es damit vorbei:

— Warum soll ich nicht tanzen? Das ist doch das einzige Vergnügen, das ich habe!

Er hätte ihr gern gesagt, daß es doch nicht nötig sei, zu tanzen, daß es doch noch anderes und besseres auf

der Welt gebe, als so ein Lokal zu besuchen, aber der Nachsatz. es sei „das Einzige. was sie hätte“, lähmte seine Zunge, daß ihm das Wort auf den Lippen erstarb.

Er erkundigte sich nach ihren häuslichen Verhältnissen, vorsichtig, um sie zum freieren Reden zu bringen. Sie fing auch etwas an von ihrer Mutter, das in grobem, unehrerbietigem Tone herauskam. Er wurde zornig:

— Wie können Sie von der Mutter so sprechen! Das ist häßlich!

— Aber sie gönnt mir doch nichts? Sie nimmt mir doch alles!

— Schützt Sie denn Ihr Vater nicht?

Groß mit erstaunten Augen blickte sie ihn an. Ein bitterer Zug umspielte ihren Mund:

— Ich habe keinen Vater!

Er verstand das Elend dieser Worte. Trotzdem machte es auf sie keinen großen Eindruck, denn ihr Gesicht nahm zuerst einen hohnlachenden, dann zufriedenen Ausdruck an:

— Aber ich ziehe am ersten allein!

Jessen sann. Er gab ihr keine Antwort. Seine Gedanken waren weit fort in seinem Vaterhause. Er sah seinen Vater, wie er im Studierzimmer auf- und niederschreitend, dem Knaben vom Leben erzählte. Wie die Mutter, halb in der Thür zu ihrem Zimmer stehend, lauschte, wenn der große, weißbärtige Mann dem Sohne von eigenen Irrnissen der Jugend sprach und dann schloß mit der Mahnung, milde zu sein gegen die Gebrechen des Nächsten, und mit dem Satze, den er zeitlebens geübt: „alles verstehen heißt alles verzeihen“.

— Und dann richte ich mich ein. Wissen Sie ganz fein!

Sie wiederholte es, da sie meinte, er habe es nicht

verstanden. Er nickte nur halb geistesabwesend. Sie ließ ihn nicht los:

— Kommen Sie mal zu mir, dann, wenn ich ungeniert wohne?

Mit einem unterdrückten Laut des Ekels erhob er sich. Das war das Ende. Das war das ewige Lied, das Centrum, um das sich alles drehte.

Kaum wußte er, wie er aus dem kleinem Cabinet herauskam. Er stürmte fort. Gerade durch den Saal, den eben allgemeines, unauslöschliches Gelächter durchtobte. Er verstand nicht warum und er achtete nicht darauf. Eilig ließ er sich den Mantel geben, dann sprang er die Stufen der Treppe hinab, als ob er von furchtbaren Gesichten verfolgt würde.

Das Mädchen hatte ihm erstaunt nachgeblickt. Eine Freundin, die auf dem Gange stand, nahm ihren Arm und sie schritten zusammen dem Saale zu. Sie machte sich noch Luft über die Unterredung:

— Donnerwetter war der besoffen!

Dann hatte sie ihn vergessen.

Lärm und Lachen trieb die beiden zur Eile an: sie wollten nicht versäumen, was da zu sehen war.

Rings herum stand alles, um zuzuschauen. La Bruyère hatte seinen smoking coat abgeworfen und tanzte in der Mitte des Saales in wilden Sprüngen ein pas de deux mit der dicken Meta, die sich eine Serviette um die Schultern geschlungen. Sie war so betrunken, daß sie kaum mehr aus den winzigen, zusammengekniffenen Aeuglein sehen konnte und nicht bemerkte, wie sie einen Kamm und eine Haarnadel nach der andern verlor, bis ihr schließlich sogar ein falscher Zopf nur noch an einem Bande hängend,

wie eine Skalplocke vom Hinterhaupt wehte. Ab und zu kam sie ins Taumeln, verlor das Gleichgewicht und wäre gefallen, wenn nicht jedesmal noch irgend jemand rechtzeitig hinzugesprungen wäre, um sie zu halten. Der Dicke aber, dem von der übrigen Gesellschaft der Raum freigegeben war, kreiste um sie herum in wildem Cancan. Bald stürmte er, gegen sie chassierend, mit nach unten gespreizten Händen vor, bald wich er zurück, auf einem Bein hüpfend, das andere wie ein Schwimmender nach dem Takte der Musik von sich schnellend. Trotz seiner Betrunkenheit fiel er nicht, sondern wußte sich immer, auch aus den gewagtesten Stellungen, sogar als er auf dem glatten Parket ausrutschte, wieder ins Stehen zu bringen.

Wenn sich dann die beiden Fleischmassen umfaßten, oder auch nur bei der Hand hielten, um ein paar Takte gemeinsam zu tanzen, wenn dann die dicke Meta den Versuch machte, während des Umherwirbelns ihrem Partner ein Bein zu stellen, was ihr jedes Mal mißlang, weil sie zu spät kam und mit ihren trunkenen Augen seine Füße wo anders sah, als sie sich in Wirklichkeit befanden, dann johlte, jubelte, heulte, schrie die ganze Zuschauermenge.

Herr Léon Bardewitz kam um von Zeit zu Zeit, den Tanz zu verbieten, aber es gelang ihm niemals, die Mauer der Zuschauenden zu durchbrechen. Wenn er mit seiner überschrieenen Ausruferstimme anhob:

— Mein Herr darf ich bitten!

lief Braunreuter auf ihn zu. Er redete ihm in liebenswürdiger Weise ein, daß es das vernünftigste sei, wenn er sich beruhige. Dann sagte der im grünen Frack jedesmal, es sei nur der Ordnung halber, und im nächsten Augenblick schrie er wieder los:

— Mein Herr, ich muß nun aber wirklich bitten!

Braunreuter jedoch setzte ihm auseinander, daß er erstens doch nichts machen könnte, daß sie zweitens, wenn er irgend etwas sagte, gehen würden. Der Tanzmeister, der zugleich Besitzer des „Paradieses“ war, geriet in Angst um den Verlust der großen Einnahmen aus dem Sekt und flüsterte, er sei ja mit allem einverstanden, nur müsse er sich wegen der Polizei in acht nehmen.

Scheu sich umblickend, lief er dann fortwährend zwischen Eingang und Saal hin und her.

Immer noch tobten die beiden Dicken. Die Zigeuner, die schon einmal aufgehört hatten zu spielen, mußten auf Bingersheims Wink, wobei er Szabo Ferenczi einen Hundertmarkschein zusteckte, unausgesetzt weiter geigen. Am meisten Freude machte das Schauspiel dem alten Herrn mit dem Victor-Emanuel-Bart, der sich mit seiner Sechzehnjährigen in die vorderste Reihe der Herumstehenden gedrängt und laut aufkreischte, wenn die dicke Meta ins Stolpern kam. Das junge Ding an seiner Seite lehnte sich verschlafen an ihn. Sie nahm kaum Teil, war kreideweiß. Es war ihr übel geworden von dem vielen Trinken.

Der Commis, der auch aus Cabinet Nummer zwei verdrängt worden war durch eine größere Gesellschaft, saß mit den beiden Tituskköpfen in einer Ecke. Das eine Mädchen hielt er umschlungen und gab ihm schmatzend einen Kuß, während das andere mißmutig, schmollend, eifersüchtig zuschaute.

Zwei Herren daneben mit gelbbraunen Gesichtern, geschlitzten Augen und schlichtem, schwarzem Haar, Japaner, machten vergebliche Versuche sich mit ein paar jungen Dingern zu verständigen, da sie nur schlecht deutsch sprachen.

Neben Bingersheims Tisch, der nun verödet lag, zankte sich eine Brunette mit Stumpfnase in ganz hellem Kleid,

von dessen Taille Rotweinflecke auffällig abstachen, mit einer anderen, deren Gesichtsschnitt ausgesprochen südländischen Typus zeigte und die man hätte schön nennen können, wenn ihr nicht die Wut einen so gewöhnlichen Zug gegeben hätte, daß die regelmäßige Linienführung ihres Antlitzes dadurch zur Carricatur verzogen wurde. Ihre Aussprache hatte etwas fremdes:

— Hat es mir versprochen und nicht Dir. Leide nicht Du ihn wegnehmen an mir.

— Er kann machen was er will!

— Ja, aber darfst nicht ihn nehmen. Darf nicht sein!

— Wenn er Dich nicht mag?

— Darfst ihn nicht nehmen, darf nicht sein!

Die andere antwortete mit einem Schimpfwort und wollte sich erheben, aber die Südländerin schnellte auf und trat an sie heran, wobei ihre Augen funkelten. Sie sahen sich eine ganze Weile drohend an, dann schossen sie plötzlich wie Katzen aufeinander los und begannen sich mit den Nägeln zu bearbeiten.

Zuerst achtete kein Mensch auf sie, weil das pas de deux der Dicken die Aufmerksamkeit abzog, endlich sprang Herr Léon Bardewitz dazwischen und trennte die Kämpfenden, die von einander abließen, nachdem sie sich noch ein paar Fußtritte versetzt. Der Tanzmeister drohte sie aus dem Saal zu weisen.

Plötzlich jubelte alles laut auf: die dicke Meta war nun endlich doch hingefallen. Man konnte sie nicht bewegen wieder aufzustehen. Sie lallte nur noch etwas von „Sekt“ und „Trinken“.

Nun wurde Herr Bardewitz energisch, um das Feld zu räumen.

Durch ein paar Kellner ließ er die Betrunkene hinausschaffen, während er unausgesetzt etwas brummte von „Lokal schädigen“, „auf die Kosten kommen“.

La Bruyère hatte seinen Rock wieder angezogen, weil er behauptete, er fröre, und war zu Szabo Ferenczi ins Orchester gestiegen, wo er selbst den Taktstock ergriff und den Rakoczimarsch dirigierte, wofür er dem Kapellmeister ein Zwanzig-Markstück schenkte.

Wiederum hatte der Tanzmeister große Not, denn er wollte dem Dicken das Dirigieren nicht gestatten, aber auch hier drückte er ein Auge zu, weil La Bruyère sofort für die gesammte Kapelle Sekt und Cigarren bestellte. Als jedoch die ersten Flaschen ankamen, hatte er schon sein Amt als Kapellmeister niedergelegt und sich neben den Cymbal gesetzt, wie er behauptete um Spielen zu lernen, in Wirklichkeit weil er müde geworden war. Ein paar Minuten später lehnte er schnarchend in der Ecke.

Das Paradies hatte sich schon stark geleert. Einzelne verlassene Tische mit halbgefüllten Gläsern, umgeworfenen Flaschen, Cigarrenstummeln und Speiseresten, die unordentlich fortgeschobenen Stühle, auf denen gebrauchte Servietten herumlagen, erhöhten den widerlichen Eindruck des Ganzen. Die Kellner beeilten sich auch nicht sonderlich Ordnung zu schaffen, da doch keine neuen Gäste mehr zu erwarten waren.

Auch am Tisch der „B's“ sah es ziemlich tot aus. Die Unordnung an Gläsern, Flaschen, Tellern, war noch größer als irgend wo anders, denn der betrunkene La Bruyère hatte eine bedeutende Anzahl von Dingen zerbrochen. Der ganze Fußboden in weitem Umkreise schwamm in Wasser und Sekt.

Die einzige, welche ausgehalten hatte, war die große Blondine. Sie schmeichelte sich der Hoffnung an Bingersheim eine neue Eroberung gemacht zu haben. Die anderen Mädchen waren gegangen, nachdem sie fast alle vom Sekt getrunken und sich irgend etwas zu essen bestellt hatten. Unausgesetzt waren sie gekommen mit der stehenden Redensart:

— Ich habe solchen Hunger! Langer! Darf ich mir was bestellen?

Nur Braunreuter tanzte noch. Die im englischen Kleide hatte sich an ihn gehängt und ließ ihn nicht wieder los. Er kniff immer ein Auge um das andere zu, sie zu betrachten. Aber er erkannte sie nicht.

Der Kellner Nummer sieben brachte die Rechnung. Es waren 645 Mark für Champagner, 27 Mark für Essen und 52 Mark für zerbrochene Gläser, dazu noch eine Unmenge Cigarren, die sich die Zigeuner, die Kellner, sogar Herr Léon Bardewitz angeeignet.

Der Riese beglich ohne zu prüfen die Rechnung, bei welcher Nummer sieben statt 769 Mark 55 Pfennig — 869 herausrechnete. La Bruyère aber, der für die Zigeuner 120 Mark zahlen sollte, da er sie freigehalten, fing einen großen Lärm darüber an, daß er schändlich betrogen worden sei und in seinem ganzen Leben nicht wieder herkommen würde. Trotzdem bemerkte er es nicht, als Kellner Nummer vier, der dem Orchester den Sekt gebracht, das Herausgeber auf zwei Hundertmarkscheine des Dicken so lange verschob, bis die drei gegangen waren. Herr Léon Bardewitz gab ihnen das Geleit, wofür ihm La Bruyère großmütig seine silbereingelegte Cigarrentasche schenkte.

Als sie die Treppe hinabstolperten, tauchte der verschlafene

Portier aus dem Dunkel eines Winkels auf und auch diesem drückte der Dicke ein Goldstück in die Hand.

Die im englischen Kleide war ärgerlich darüber:

— Das hättest Du mir doch lieber geben können!

Doch La Bruyère hörte es nicht.

Die frische Luft der Straße schlug ihnen wohlthätig kühl entgegen.

Der Riese fragte plötzlich nach Jessen. Keiner von ihnen hatte bis dahin sein Fehlen bemerkt, und im nächsten Augenblick hatten sie ihn auch schon wieder vergessen,

Braunreuter fuhr sofort ab. Er gewahrte es kaum, daß die im englischen Kleide mit einstieg.

La Bruyère setzte sich zu einem alten, graubärtigen Droschkenkutscher auf den Bock und wollte selbst fahren. Als das Pferd anzog, verlor er das Gleichgewicht, kippte nach hinten herunter und fiel auf den Vordersitz. Er schimpfte über „Rücksichtslosigkeit“ und nicht fahren können, dann blieb er in die Ecke gelehnt sitzen.

Bingersheim hatte eine dritte Droschke genommen. Die große Blondine aber entdeckte plötzlich, daß sie ihren Fächer vergessen und wollte durchaus noch einmal ins „Paradies“ hinauf. Sie versprach gleich wiederzukommen. Der Riese jedoch freute sich der Gelegenheit, sie loszuwerden und ließ fortfahren, sobald ihre Gestalt im Hause verschwunden war.

Als das Mädchen wieder atemlos auf die Straße trat, fand sie den Platz leer. Der Portier sagte ihr, daß der Herr „eben fort sei!“

— Hat er denn nicht gewartet?

— Nein!

Sie stieß eine Verwünschung aus und blieb unschlüssig stehen. Da kamen aber noch die beiden Japaner die Treppe herab. Der eine führte den Tituskopf am Arm, welchen

der Commis nicht beachtet hatte. Der andere der eine Brille trug, trat an die Blonde heran. Sie sprachen eine Weile mit einander, dann rollten sie zusammen in einer Droschke zweiter Klasse davon.

Kurz darauf verlöschten die Laternen. Einzeln, paarweise, in Gruppen schlüpften die Zigeuner aus dem Hause, lange Regenmäntel über ihrer schmucken Nationaltracht. Dann wurden die Thüren geschlossen. Das Paradies lag verödet.

III.

Seit jener Nacht, da Karl Jessen aus dem „Paradies“ geflohen, war Tag um Tag vergangen, ohne daß er wieder einen Fuß zu Westfal gesetzt hätte. Das Leben dort ekelte ihn an. Er durfte nicht in den Kreis der „B's“ zurück, wenn er arbeiten wollte, aber dennoch kämpfte er fast täglich mit sich, ob er nicht dorthin zu Tisch gehen sollte, wo er Mary Wohlmuth traf, deren Bild sich in seiner Seele festgesetzt hatte. Nur sehen wollte er sie, redete er sich ein, nur seine trunkenen Augen auf diesem Weibe ruhen lassen, nur ihre Nähe verspüren, ihren Atem fühlen. Er wollte ihre elastische, schlanke Gestalt bewundern mit diesem Teint, wie er noch keinen je bei einem Mädchen erblickt, und in ihre Augen mußte er schauen, obwohl sie etwas so kaltes hatten. Gerade das reizte ihn, dieses Abweisende, dieses Herbe. Das war ihm gerade das Rätselhafte bei so einer wie sie doch war. Aber sprechen wollte er sie nicht, wenigstens nicht unter vier Augen, deshalb hatte er sie auch nicht in ihrer Wohnung besucht, wie er ihr doch zugesagt, und wie er es sich vorgenommen, denn er fürchtete sich vor ihr.

Er fühlte, daß sie ihn begehrte, er wußte es nun, nachdem er sich ihre Worte zerlegt und sich ihrer Blicke er=

innert. Sinnlichkeit hatte in diesen kalten Augen gebrannt wenn sie ihn gestreift. Aber vor ihr und vor sich selbst fürchtete er sich, weil er meinte, daß, wenn ihn die Leidenschaft einmal zu ihr getrieben, er auch unterliegen würde. Er wollte nichts auf die Dauer mit diesem ganzen Kreise zu thun haben, dem sie angehörte und der immer und immer ihr Mittelpunkt bleiben würde. Einmal hatte er nicht das Geld um mitzuthun wie die anderen, und dann, wenn er auch mehr gehabt hätte, als das gute Auskommen das er besaß, wenn er sogar reich gewesen wäre, hätte er doch nicht weiter mit dieser Wüstlingsgesellschaft leben mögen, die nichts weiter kannte als schlemmen und prassen.

Als er nach Berlin gekommen war, von Heidelberg aus, wo er Geschichte studiert hatte, traf er Bingersheim kaum ein paar Stunden nach seiner Ankunft auf der Straße. Sie kannten sich aus Schnepfenthal, dort waren sie im Internat zusammen gewesen. Zwar nur ein paar Jahre und der Riese eine Klasse über ihm, aber es hatte doch genügt, sich kennen zu lernen. Nun lud ihn jener sofort zu Westfal ein und Jessen, der so gut wie keine Bekannten in Berlin besaß, war es wohl zufrieden. Mehrmals war er dann mit den „B's" zusammengewesen. Er hatte sich zurückziehen wollen, als er die Geistesarmut, den niedrigen Genußstandpunkt dieser Menschen erkannte. Immer wieder aber hatte ihn der Riese aufgefordert und eingeladen, und Jessen scheute sich, brüsk und plötzlich den Verkehr abzubrechen. Da war jener Abend gekommen, an dem er Mary kennen gelernt.

Das gab die Entscheidung.

Und seitdem war er ängstlich jeder Begegnung mit einem der „B's" ausgewichen. Den Tag über blieb er

zu Haus, um zu arbeiten, wie er sich sagte; doch es wurde nichts daraus, denn Marys Erscheinung stand immerfort vor seinen Augen. Es gelang ihm nicht sie los zu werden. Mit Gründen des Verstandes suchte er sich zu überreden, daß seine Sehnsucht zu ihr etwas thörichtes sei. Er wollte sie vor sich selbst herabziehen, indem er sich sagte, daß sie doch nur eine Dirne war, daß sie auf keinem anderen Standpunkt stand, wie die übrigen, wie der ganze Kreis, in dem sie verkehrte. Dann wieder redete er sich ein, daß er sich zu gut sein müsse, um der flüchtigen Laune eines solchen Mädchens zu dienen, denn mehr würde es bei ihr doch kaum gewesen sein, als sie den Versuch gemacht hatte, ihn zu gewinnen. Und derselbe Gedanke, der ihn damals dazu getrieben, sich zu betäuben und mit den anderen das „Paradies“ zu besuchen, kam von neuem über ihn: sie hatte sich gewiß jenen Abend schon mit einem anderen getröstet, den sie im Theater hatte treffen wollen, nun würde sie ihn vergessen haben. Das schien ihm gewiß zu sein.

Aber trotz alledem dachte er immerfort an sie: wenn er die Zeit seiner Unproduktivität benutzte, um Sammlungen zu besehen, nach Potsdam zu fahren und die Umgebung Berlins kennen zu lernen, wenn er abends die ernsten Theater besuchte, in die er in den ersten Tagen, als er sich Bingersheims Kreise angeschlossen, nicht gekommen war.

Das Bild dieses Weibes verfolgte ihn überall hin und ließ ihn nicht zu Sammlung und Ruhe kommen. Und endlich beschloß er, diesem Zustande ein Ende zu machen. Er ging zu ihr. Das Mädchen, welches öffnete, sagte, das Fräulein sei vor einigen Minuten um dreiviertel fünf Uhr zu Westfal gefahren. Es war ihm unangenehm, sie dort

suchen zu müssen, aber er folgte ihr, da er nun einmal entschlossen war, sie zu treffen.

Er kam bei Westfal an, als man sich eben setzen wollte. Sein erster Blick galt Mary. Es war ihm, als ob sich Genugthuung in ihrem Gesicht ausspreche, als meinte sie: „ich wußte es ja! Du mußt!“ Ihr Auge hatte etwas Triumphierendes gehabt. Aber sie kümmerte sich weiter nicht um ihn und er konnte sie bei Tisch nicht einmal sehen, denn sie saß auf derselben Seite, wie er, durch Bingersheim und den Dicken von ihm getrennt.

Man fragte wohl wo er geblieben, doch seine plötzliche Zurückgezogenheit schien niemand besonders empfunden zu haben.

Das Diner verlief ziemlich einsilbig: Bingersheim hatte am Abend vorher verloren und seine schlechte Laune pflanzte sich auch auf Cläre fort. Der Bieber ärgerte sich über Braunreuter, der Lilli durch seine Geschichten unausgesetzt ins Lachen brachte. La Bruyère, welcher eben erst aus dem „Prinz Wilhelm“ vom Frühstück kam, wobei er, wie er rühmend berichtete, zwei Vettern von Agow, die einzigen Verwandten, deren er jemals Erwähnung that, vollständig unter den Tisch getrunken, war in seine elegische Stimmung geraten.

Mary Wohlmuth aber, der Borck immerfort versteckt den Hof machte, hatte keine Aufmerksamkeit für ihn, sondern erwartete nur sehnlichst den Augenblick, wo sie aufstehen würden um mit Jessen sprechen zu können.

Endlich erhob man sich, und während beratschlagt wurde, was heute Abend anzufangen sei, konnte sie sich ihm nähern, der am Kamin stand und eine Cigarette rauchte:

— Sie haben ja nicht Wort gehalten?

Er that erstaunt:

— Wieso?

— Sie hatten doch versprochen, mir vorzuspielen?

— So?

— Das wissen Sie nicht mehr?

— Ich hatte am nächsten Tage kommen wollen, aber . . .

— Sie wollten nicht kommen!

— Woher soll ich wissen, daß es Ihnen recht ist?

— Wenn ich Sie darum bat?

— Das war vielleicht, vielleicht . . .

Sie blickte ihn groß an, plötzlich mit einem ganz veränderten Ausdruck, verzehrend, bittend, zwingend, und er vergaß unter diesem Blick alle seine Festigkeit, seine Absicht gleichgültig zu thun, und daß er sie nur hatte sehen wollen, daß es aber das erste und letzte Mal sein sollte. Da wandelte er das Wort, welches er im Munde gehabt, und sprach nur, wenn auch zögernd, und sein Auge lief dabei über ihre sich im Atem blähende Brust:

— Bitten Sie mich noch darum?

— Ja!

— Wann?

— Heute!

Sie bangte davor, ihm ein Anerbieten gemacht zu haben, das er hatte ablehnen wollen. Nur das nicht! Wenn er jetzt ein „nein“ für sie gehabt, oder gar eine Ausflucht, ein Ausweichen, dem man den Grund an der Stirn sah: sie wäre umgekommen vor Scham und Wut. Aber er fragte nur mit vibrirender Stimme, während ihm eine Blutwelle zum Kopfe schoß, daß ihm fast die Sprache versagte:

— Jetzt gleich?

Sie nickte.

Unbemerkt verließen sie beide das Zimmer. Als sie in der Droschke saßen, und ihrer Wohnung zueilten, wußten sie mit einem Schlage, ohne daß sie sich ein Wort gesagt, daß das ganze Vorspielen, die Bitte, nur eine leere Phrase war, daß sie, wenn die Portièren bei ihr hinter ihnen zufielen, die Musik vergessen hätten, daß sie sich in die Arme sinken mußten, um in glühendem Kuß aneinander zu hängen. Es war kein Zweifel mehr. Und alles war verflogen, was sich zwischen sie gedrängt. Nur des einen waren sie sich bewußt, daß sie zueinander gehörten, und daß sie das schon gefühlt am ersten Tage, ja vom ersten Augenblick an, wo sie sich gesehen.

Und während der ganzen Fahrt sprach keiner von ihnen ein Wort. Verstohlen hatten sie sich die Hände gegegeben und hielten sie unter dem Schutzleder der Wagendecke fest ineinander gepreßt, während der Regen, der sich mittlerweile aufgemacht, auf das Dach des Wagens prasselte. Allmählich hatte sie sich an seine Schulter gelehnt und so lag sie unbeweglich.

Und auch noch während sie die zwei Treppen zu ihr hinaufstiegen, blieben sie ohne Laut. Sie zog den Drücker aus der Tasche, damit sie ihr Mädchen nicht zu rufen brauchte, dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn im läuferbelegten, matt von einer grünen Ampel bestrahlten Gang, und schob ihn sanft zur Thüre hinein, die schwere seidene Portièren verdeckten. Nun schloß sie hinter ihnen ab und drängte ihn nach einer lauschigen Ecke, wo dicke Teppiche den Boden bedeckten und hinter einer spanischen Wand, mit großen goldenen Löwen darauf, ein Kaminfeuer brannte. Dort zog sie ihn auf den Divan, weich, warm, mit Fellen belegt, und streifte mit hastiger

Hand seinen Mantel ab, der achtlos am Boden liegen blieb. Sie schleuderte den ihren von sich.

Dann sanken sie sich in die Arme, und blieben in heißem Kuß halb auf dem Teppich, halb auf den Fellen der Ottomane, unbeweglich.

Erst nach langer Zeit fanden sie Worte, aber auch dann nur stockend und abgerissen. Und dazwischen schwiegen sie wieder, nur ihre Küsse sprachen.

Das Feuer im Kamin glimmte leise fort und warf seinen mattroten Schein auf die beiden glücklichen Menschen.

Tiefe Stille herrschte. Nnr ab und zu unterbrochen vom Prasseln des Holzes, das in den Flammen zerbarst, und vom Rauschen des Regens, wenn ihn ein Windstoß einmal klatschend an die Scheiben trieb.

Endlich fragte sie ihn, warum er denn nicht sein Versprechen gehalten, und zu ihr gekommen? Und er gestand seinen Verdacht, den ihm La Bruyère in die Seele geträufelt, daß sie an jenem Abend im Schauspielhause jemanden erwartet. Seither sei er ihr aus dem Wege gegangen, weil er geglaubt, ein anderer habe Besitz von ihr genommen. Dann, wie er Abend für Abend die Theater durchsucht, mit der Erwartung und Hoffnung, sie zu treffen, sie nur von weitem zu sehen.

— Und was hätten Sie dann gethan?

— Ich hätte Sie, wenn ich Sie mit einem Manne gesehen, verleugnet.

— Warum? Es konnte doch ganz unschuldig sein?

Aber das gab er nicht zu.

Sie fühlte die Wahrheit seiner Worte, denn unbefangen hatte sie noch nie mit einem Manne verkehrt.

Noch niemals war ihr ein Mann gegenüber getreten, der nicht versteckt oder unverhohlen sich bemüht hätte, sich ihr gegenüber in besonderer Beleuchtung zu zeigen. Keiner war ihr natürlich begegnet, alle hatten Nebenabsichten mit ihr gehabt. Sie wußte, daß sie schön war, sie wußte, daß sie auffiel auf der Straße, im Theater, auf dem Balle und sie hatte das Gefühl, daß keiner das jemals vergessen konnte. Wenn sie mit ihr auf der Straße gingen, so war immer der Hintergedanke dabei, daß jemand stehen bleiben und fragen sollte „Teufel auch, wo hat der denn die aufgegabelt?" Wenn sie sich mit ihr unterhielten, so war die Sprache immer geziert. Sie hatte stets das Gefühl, daß alles, was die Männer in ihrer Gegenwart thaten, in irgend einer Art und Weise darauf berechnet war, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Und fast jeder noch, der ihr begegnet, versuchte kürzere oder längere Zeit hindurch sie zu gewinnen, so daß niemals ein einfaches unberechnetes Wort fiel.

Da war Jessen jenen Abend gekommen und nichts von alledem. Er hatte sie nicht gesucht in der Gesellschaft der Uebrigen, ja er hatte eigentlich zuletzt von allen mit ihr gesprochen. Und nichts hatte er ihr gesagt, was ihm etwas besonders hätte geben können. Ja, selbst, als sie, die von Bingersheim gehört, daß er ein „Dichter" sei, ein Wort, welches in des Riesen Munde nicht ohne lächerlichen Beigeschmack geklungen, angefangen anzuklopfen, ob er mit seinem Talent ihr gegenüber prahlen würde, da hatte er ausweichend von anderem gesprochen. Und dann wie ihr der Bieber unausgesetzt den Arm geküßt und er davon gar nicht berührt gewesen! Was wohl da ein anderer gethan haben würde!

In jener Stunde war ihr der Entschluß gekommen ihn sich zu erobern.

Sie war gerade „herrenloses Gut“, wie sich Bingersheim auszudrücken liebte. Wen sie sich wählen sollte, darüber war sie noch nicht entschieden gewesen. Geld besaß sie noch ausreichend, darauf brauchte sie nicht zu sehen. Sie konnte sich einmal den Luxus gestatten mit einem Manne zu verkehren, der über keine großen Mittel verfügte. Und diesen gerade wollte sie haben, der ihr anders schien wie die übrigen. Durch ihn hatte sie zum ersten Mal in sich leidenschaftliche Sinnlichkeit erwachen fühlen, daß sie sich selbst nicht kannte. Vielleicht war es ein Irrtum, aber es war so. Und was sie haben wollte, das erreichte sie auch. Nun hatte sie ihn doch bei sich. Er mußte kommen, das wußte sie, und wenn er einmal an ihrer Seite saß, würde sie auch ihren Willen haben.

Nun erzählte sie ihm, welchen Eindruck er auf sie gemacht, von Anfang an.

Dann setzten sie sich vor das Feuer Seite an Seite, Arm in Arm, nachdem sie noch ein paar Scheite in die Flammen gelegt, und sie begehrte von ihm alles zu wissen, von seiner Vergangenheit, von seiner Jugend, der Kindheit und dann von der Zukunft, von seinen Plänen.

Sie fand ein eigenes Vergnügen darin, die Stunde ihres Glückes hinauszuschieben, durch neue Fragen und durch fortgesetzte Bitte zu erzählen. In dem sinnlichen Wohllaut seiner Stimme schwelgte sie und fühlte nicht gekannte Reize und Sensationen in dem Ungewohnten, sich wirklich einmal in einen anderen Menschen zu versenken. Sie gefiel sich in ihrer neuen Rolle der Hingebenden, sie empfand es als prickelndes Opfer einmal ganz ohne Rücksicht auf äußere Vorteile nur dem Gefühle zu leben, einem

Gefühle, das sie bis dahin noch nicht gekannt, das sie aber meinte mit jeder Sekunde mehr in sich wachsen zu sehen.

So saßen sie dort am flackernden Kamin, bis die Flammen starben, und nur die glimmenden Kohlen einen unsicheren Schein auf das Paar warfen, das von der Ottomane herabgeglitten, auf Fellen und Teppichen lagerte, das Weib mit gefalteten Händen, die seine Knie umspannten, der Mann redend mit der weichen, sonoren Stimme, zuerst zögernd und zackend und immer eindringlicher und schöner, dem die Liebe die Worte beseelte und Leidenschaft die Sprache hob.

Er erzählte von seiner Heimat, von seinem Rhein. Er sprach ihr von dem Vaterhause, den Eltern. Wie er als wilder Bursche in Koblenz aufgewachsen, wo sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Wie dort der Rhein mit seinen Sagen zuerst seine Fantasie geweckt. Wie er vom Ehrenbreitstein nie anders geträumt, als von einer Ritterburg, mit Gottesgerichten, Fehde und Turnier, und dann als er Walter Scotts Romane gelesen, wie ihm die Felsenfestung, auf die sein Blick von seinem Zimmer aus in der Villa am Rhein immer ging, zum schottischen Bergschlosse geworden, wo das Clanshaupt saß mit Tartsche und Plaid und die Pfeifer bliesen beim Mahl in der Halle. Da hatte er Geschichten geschrieben, dicke Bände voll, die er sorgsam verbarg, in der Meinung, unrecht zu thun, weil der Vater gezürnt hätte wegen Vernachlässigung der Schularbeiten. In der Schule war er natürlich der Letzte. Immer und immer nur aufpassen, das hatte er niemals gekonnt. Und alle seine Geschichten hatten doch nur dieselben Figuren, wie da im Roman. In Köln bei den Großeltern zu Besuch, war er zum ersten Male im

Theater gewesen. Durch Zufall: Faust. Da hatte er ein Stück nach dem andern geschrieben. Und wieder waren alle seine Personen Faust und Gretchen.

Dann war der große Einschnitt in sein Leben gekommen: der Tod seines Vaters. Der letzte Wunsch des Sterbenden war gewesen, daß der Sohn frei sein solle, sich den Beruf zu wählen und nicht unbedingt Kaufmann zu werden brauche. Seine Mutter hatte das Geschäft verkauft. Nachdem er in Heidelberg und Straßburg studiert, war er nun hier in Berlin. . . .

Sie hatte ihm andächtig zugehört, immer wieder fragend nach tausend Kleinigkeiten seines Lebens. Nun wollte sie wissen, was er hier in Berlin thäte, und ob es wahr sei, was Bingersheim erzählt, daß er ein Dichter wäre.

Er mußte lachen über die Frage:

— Ich habe Geschichte studiert, aber ich will schreiben. Ich will ein Schriftsteller sein, ob ein Dichter, das kann ich mir selber wohl nicht zusprechen!

— Haben Sie denn schon viel gedichtet?

Er lachte fröhlich, es klang auch zu sonderbar:

— Ganze Stöße! Berge! Aber es ist alles noch nichts!

— Noch nichts?

— Nein, ich bin noch nicht zufrieden damit. Ich will nicht mit Gedichten mein Leben beschließen! Wir müssen anderes, größeres dichten: Prosa.

— Das ist doch aber dann kein Gedicht?

Da setzte er ihr auseinander, daß er träume von einer gewaltigen Dichtung in Prosa, daß sein Ziel sei, ein Bild der Zeit zu geben. Menschen, wirkliche, arme irrende Menschen im Bannkreise dessen, was sie bindet und beherrscht, was sie fesselt und lähmt, was sie blind macht, daß sie in den engen Grenzen ihres Seins kurzsichtig

werden und Knechte von Erziehung, Zufall, Geburt, Blut. Und daß er darstellen wolle, wie es nur ganz einzelnen gelingt Herr zu werden über das alles, sich loszuringen und emporzudringen zu höheren, freieren Sphären. Daß diese Dichtung das Leben zeigen solle wie es ist, damit wir uns und unsere Umgebung wiedererkennen. Nicht Übermenschen, Helden, mit denen wir nicht zu fühlen vermögen, weil ihre Stärke nicht unsere Stärke, sie dagegen die Schwächen nicht haben, die sie uns menschlich nahe brächten.

Er hatte sich in die Begeisterung hineingeredet. Alles was er noch niemandem ausgesprochen, war ihm von den Lippen geflossen, seine Pläne, seine Träume, sein Wollen, an dem er sich noch nicht gemessen, das er nur in den Tiefen der Seele getragen. Manches Angelernte, Gelesene, Unfreie, manches Schlagwort war mit untergelaufen bei seinen Worten, aber er fühlte doch wahr und ehrlich, es war künstlerische Echtheit die aus ihm sprach. Und so mächtig war seine Stimmung, daß ihm auch nicht einmal der Gedanke kam während er redete, daß er nun in der ganzen Zeit, die er hier in Berlin war doch nichts gearbeitet, daß er die Hände in den Schooß gelegt, wo er erweisen mußte, ob die Kraft, die er in sich fühlte, groß genug, ob sein Können Stich halten würde, ob das Talent, welches ihm die Urteile bisher einstimmig zugesprochen, auch stark genug sei, um für die Arbeit eines Menschenlebens auszureichen. Und nicht einmal fragte er sich, ob das Weib, das an seiner Seite saß, ihm denn folgen könne, oder ob sie die Sinne zu ihm getrieben und sie mit den Sinnen nur sich an seiner Rede berausche.

Mary war ganz Nerv, ganz Empfindung. Sie hatte nur ein dunkles Verständnis von dem was er sprach. Sie

empfand mit Wonne den schmeichelnden Wohllaut seiner Stimme. Sie fühlte sich beglückt durch sein Vertrauen, daß er sie einen Blick hatte thun lassen in seine Seele, in sein Wollen, Denken, Fühlen, daß sie teilnehmen sollte an seinen Absichten und Plänen, daß sie ihm in die Augen sah, diese dunklen Augen, die vom ersten Augenblicke an einen solchen Reiz auf sie ausgeübt. Zum ersten Male in ihrem bisherigen Leben fühlte sie eine tiefere Regung, verließ sie der rechnende Verstand, der sie doch die ganzen letzten Jahre hindurch geleitet, als sie sich damals beim Tode des Vaters aus Dürftigkeit und Enge dem Genuß in die Arme geworfen. Sie hatte es mit dem Verlust ihrer Ehre bezahlt, aber der Preis war ihr nicht zu hoch gewesen. Niemals noch hatte sie Reue gefühlt, denn nur das eine Bedürfnis hatte sie bisher gekannt: zu glänzen, zu gefallen, zu leben wie es ihr die Laune eingab. Wer sich ihr geborgt, um ihre Wünsche zu erfüllen, danach hatte sie niemals gefragt. Sie war, wie Bingersheim spöttisch einmal von ihr gesagt, „immer in guten Händen gewesen", sie war klug genug geblieben, nur dort schwach zu sein, wo ihr die Gewähr geboten wurde, daß ihre Bedürfnisse befriedigt wurden.

Nun sprach ihr Herz zum ersten Male. Sie glaubte es wenigstens, sie war davon überzeugt. Nun wollte sie sich einmal entschädigen, nun wollte sie zum ersten Male in ihrem Leben einen Mann wirklich lieben; anbeten wollte sie ihn. Und zum ersten Male auch fragte sie nicht mehr nach wer und wie, sondern beschloß sich ihren Regungen zu überlassen, ohne an die Zukunft zu denken...

Die Glut im Kamine erstarb. An der kleinen Uhr aus Serpentin, die auf dem Sims vor ihnen stand, schlug es elf Mal. Jessen erhob sich:

— Es ist spät geworden . . .

— Was schadet es?

— Ich will nun gehen und morgen früh komme ich wieder.

— Wozu gehen?

— Nun — es ist besser ich gehe — ich muß...

— Warum müssen?

Hastig griff er nach seinem Mantel, der noch immer auf dem Teppich lag.

Sie blieb regungslos stehen. Sie überlegte: sollte sie ihn lassen? Warum ihm die Komödie vorspielen? Weil es besser aussah? Weil sie in seinen Augen etwa im Preise gewinnen würde? Ob er anders von ihr dachte, wenn er ginge? Besser? Liebte er sie nicht? Wußte er nicht wer sie war? Er war doch kein naives Kind mehr! Und dann würde sich etwas bei ihnen ändern, wenn noch ein Tag verstrich, oder zwei, oder eine Woche? Wie lange?! — Nein! Sie nahm sich vor, nun, da sie endlich im heißen Empfinden bei diesem Manne ihrer Natur folgen wollte, auch ganz sich auszuleben, und nur ihre Wünsche sprechen zu lassen.

Und sie trat an ihn heran, der schon im Begriff war, den Mantel anzuziehen und entwand ihm mit schmeichelnder Hand das Kleidungsstück, daß er es willenlos wieder fallen ließ. Um den Hals legte sie ihm den schönen schlanken Arm, der nun, wo es fast dunkel geworden war, da nur ein Lichtschein fiel aus dem Cabinet nebenan, sich wunderbar gemeißelt aus dem Gaze-Ärmel abhob. Es war dasselbe Kleid, das sie damals angezogen, wie sie ihn im Schauspielhaus gesucht.

Er stammelte etwas und dann sagte er ganz langsam:

— Werden Sie es nicht bereuen?

Und sie, scharf und sicher im Gegensatz zur Verlegenheit, die aus seinen Worten klang:

— Ich bereue niemals etwas was ich will!

Er umfaßte sie und drückte einen langen Kuß auf ihren Mund. Dann gingen sie, ohne ein Wort zu sprechen über den dicken, schweren Teppich, einander umschlungen haltend, während sie den Kopf an seine Schulter legte durch das anstoßende Zimmer. Der große Gaskandelaber an der Decke brannte mit halb eingedrehten Flammen. Sie leitete Jessen durch den Druck ihrer Hand. Die Nebenthür stießen sie auf, und das Licht fiel matt, als er die hellen Portièren zur Seite schob, auf die im Geviert gespannten Vorhänge vom selben Stoff, die ein Baldachin überwölbte.

Dann rauschten die Tücher wieder zusammen.

Es war still geworden, denn der Regen klatschte nicht mehr an die Scheiben, die Kälte der Nacht hatte ihn zu Schnee gewandelt, der nun vom Himmel sank, in großen dichten Flocken, langsam, lautlos, ununterbrochen . . .

IV.

Der Winter war mit aller Macht hereingebrochen. Frau Beck machte immer ein bedenkliches Gesicht, wenn Jessen wieder einmal ausgeblieben war, und erst gegen Mittag auf der Lüneburgerstraße erschien. Die Lampe zur Arbeit stellte sie schon gar nicht mehr auf den Schreibtisch, denn er hatte den Wust von Papieren, der dort lag, und den sie nach strengem Befehl genau so liegen lassen sollte, wie er war, kaum mehr angesehen. Sie dachte einmal daran, ihn zu fragen, ob er wohl etwas Neues vollendet, denn sie schwärmte für seine Sachen, von denen sie Kenntnis hatte, da sie regelmäßig eifrig alles studierte, was sie bei ihm fand. Aber dann erinnerte sie sich, wie es ihr bei seinem Vorgänger ergangen, einem Doktor, einem schwächlichen kleinem Philologen, der überhaupt niemals vor vier Uhr nach Haus gekommen; der hatte, als sie ihm Vorstellungen gemacht wegen seiner Gesundheit, augenblicklich gekündigt.

Jessen aber selbst machte sich darüber keine Sorgen, daß er noch nicht zur Arbeit gekommen, er tröstete sich immer mit der Redensart, die er sich zurechtgelegt, daß die Dichtkunst keine Sklavin sei, sie nach Belieben zu knechten und zu kommandiren. Die Lust und Fähigkeit zur Arbeit

würde sich schon einstellen und es sei nicht möglich, sie zu rufen. Der Moment müsse das geben. Und dann redete er sich ein, daß er erleben wolle, um zu schildern, da ein Fantasiegebilde seiner Kunstanschauung nicht entspräche, sondern die Fantasie zwar frei arbeiten müsse, aber auf Grund von thatsächlicher Kenntnis des Lebens. Er machte immerfort nur Entwürfe, die er vortrug, mehr für sich selbst, als Marys wegen. Es that ihr keinen Eintrag, daß sie seinem Gedankengange nicht folgen konnte und nicht verstand, warum er jede Idee so bis ins Kleinste zersetzte, wendete, von allen Seiten Form und Ausführung besprechend und nach den Mitteln sinnend, wie sie am besten zu fassen sei. Sie tröstete sich damit, daß er derselbe geblieben wie am ersten Tage, daß er sie liebte mit leidenschaftlicher Glut. Und sie berauschte sich täglich neu in dem Gedanken, daß dieser Mann mit den dunklen Augen, die nur nach ihr blickten, mit den festgefügten Lippen, die nur sie küßten, ein Dichter sei. An dem Worte hing sie mit sentimentalem Entzücken: ein Dichter! Das klang so besonders, das war etwas, was ihn heraushob aus den übrigen Menschen!

Nur eines vermochte sie nicht einzusehen, wenn sie es ihm auch tausend Mal zugegeben, daß ein Dichter auch der sein könne, welcher nicht allein Verse schrieb, sondern auch Prosa. Eine Dichtung, deren Darstellungsmittel das nicht gebundene einfache Wort, aber deren Darstellungskreis alles sei, was die Menschen bewegt und bestimmt. Sie hing an seinen Gedichten, die er ihr alle vorgelesen, die fand sie schön, an denen berauschte sie sich. Und Gedichte waren auch das einzige, was ihm jetzt aus der Feder floß. Gedichte an sie. Klein, oft nur ein paar Zeilen als Gruß, flüchtig hingeworfen

auf einen Zettel, auf den weißen Rand einer Zeitung, auf irgend ein Stück Papier, wie er es fand und gerade zur Hand hatte, wenn er mit pochendem Herzen der Sehnsucht nach ihr Ausdruck verlieh, die Leidenschaft malte, die sie zu einander geführt.

Er war so anders als die platten Menschen, die flachen alltäglichen Geldleute, die bisher in ihrem Leben regiert, die mit frecher Sicherheit sich nach kurzer Zeit schon gar keine Mühe mehr gegeben, ihr zu gefallen, oder auch nur ihr Zuneigung zu zeigen. Die mit dem Geldbeutel alles auszugleichen suchten, mit einem Brillantarmband meinten deutlich den Grad ihrer Liebe bezeichnet zu haben. Bei denen hatte sie nur immer das Gefühl gehabt, daß sie meinten: wir haben und geben das Geld, also mußt Du uns auch noch dankbar sein, das ist ganz selbstverständlich.

Sie schwelgte in dem Neuen, das er ihr bot, und wenn er ihr einmal irgend etwas mitgebracht, das er vor Zeiten geschrieben, und sie dann wieder wie an jenem ersten Abend nebeneinander auf der Ottomane saßen, hinter welcher der große Schirm stand mit den goldenen Löwen, am Kamin, bei glimmerndem Feuer, und in der Ecke die Riesenlampe stand mit dem roten Spitzenschirm auf dem viereckigen Drahtgestell, dann war sie überglücklich.

Dann las er ihr vor, ein wenig mit Pathos, in Erregung, ganz versenkt in die Dichtung, die er beim Lesen noch korrigierte, da ihm nicht mehr gut genug schien, was er vor Monaten geschrieben.

Sie achtete weniger auf den Inhalt, sondern freute sich nur, daß er neben ihr saß, der alles das auf die kleinen unscheinbaren Papierbogen geworfen. Dann stieg wohl in ihr versteckt der Gedanke auf, in dem sie sich gefiel, daß, wenn er eines Tages vielleicht ein bekannter Mann sei,

wenn die Welt von ihm sprechen würde, daß es dann heißen könne, sie habe ihn zu den Gedichten inspiriert. Sie wußte genau, wie den Großen das ganze Dasein nachgerechnet und durchforscht wurde.

Sie hatte gelesen, wie Goethe die Frauen unsterblich gemacht, die in sein Leben eingegriffen. Und nun spiegelte ihr die Eitelkeit eine ähnliche Rolle vor, indem sie mit Vorliebe sich in den Traum wiegte, daß von der Sonne des Geliebten einmal ein Abschein auch auf ihr Haupt fallen müsse.

Er aber bemerkte nichts davon, daß nur Sinnlichkeit und Selbstsucht in ihrer Liebe war, er sah die Leidenschaft allein, die er in ihrer Seele entflammt. Wenn er las und sprach, nahm er ihr Zuhören für Verständnis und Teilnahme, und pries sich doppelt glücklich, sie gefunden zu haben, an der er nicht nur mit den Sinnen, sondern auch mit dem Geiste hängen könnte.

Nur über eines machte er sich Gedanken: diese prächtige Wohnung mußte eine hohe Miete kosten und das wollte doch immerhin bezahlt sein, den ganzen Lebensunterhalt abgerechnet. An ihrer Treue brauchte er nicht zu zweifeln, denn es hätte ihr einfach die Zeit gefehlt, einen anderen zu sehen; waren sie doch fast immer zusammen.

Er befragte sie darum, woher sie die Mittel zu ihrem Aufwand nähme. Sie ward zornig und meinte zuerst, das sei lediglich ihre Sache. Als er aber weiter in sie drang und sie glaubte befürchten zu müssen, daß er aus seinem Taumel erwachen möchte, gab sie ihm endlich eine Antwort. Sie wußte, daß er ohne eigenes Vermögen war, aber sie, die niemals hatte rechnen können, glaubte, mit dem was sie besaß, auf unbestimmt lange Zeit hinaus reichen zu können. So ließ sie durchleuchten, daß sie zu leben

habe. Dabei blieb es dahingestellt, ob sie sich aus früherer Zeit so viel gespart, oder woher sie es nähme.

Und er beruhigte sich dabei, denn er bezahlte die Ausgaben, die sie gemeinsam hatten, und da sie immer für sich waren, so fiel das teure Leben bei Westfal fort.

Darüber war er glücklich. Er wollte nur mit ihr sein, nicht mit der wüsten Gesellschaft der „B's".

Aber zu ernster Arbeit kam es nicht. Mary nahm ihn ganz in Beschlag. Das Leben mit ihr verwehrte ihm Ruhe und Einkehr, deren er bedurft hätte, um etwas umfangreiches zu schaffen. Vorwürfe darüber machte er sich nicht. Er blieb bei dem, was er sich eingeredet, daß er leben müsse, um zu schildern, und daß die ganzen früheren Jahre, in denen er Menschen und Menschentreiben beobachtet und kennen gelernt, noch nicht genügten. Den Dunst der Großstadt wollte er einziehen, sich so recht ausleben in diesem Gebiete, in dieser atemlosen Jagd nach Erfolg, in diesem ewigen Kampf den Platz, den man inne hatte zu behaupten, oder sich einen neuen zu erwerben. Er wollte mit vollen Lungen die Luft Berlins einatmen, dann erst sollte für ihn die Arbeit beginnen.

Doch seltener und seltener tauchten vor seinen Augen die Pläne der Zukunft auf, und wenn er einmal einen Moment der Einkehr hatte, so begann oft beängstigende Mutlosigkeit über ihn zu kommen und er fürchtete, daß ihm die Kraft mangele zur Darstellung, die Kraft zur Arbeit.

Doch wiederum blieben das nur Stimmungen, die mit sicheren Begeisterungsgefühlen für die Zukunft wechselten.

Kamen dann solche Regungen über ihn, so ließ er sich, wenn er seine Wohnung betrat, noch zitternd von Marys Küssen am Schreibtisch nieder und wühlte in den

Papieren. Irgend etwas mußte er arbeiten. Er griff eine angefangene Novelle heraus. Die Personen waren ihm schon ganz fremd geworden, so lange hatten sie geruht. Kalt stand er ihnen gegenüber. Sie erschienen ihm leblos, fern, gequält, langweilig, nicht scharf genug umrissen.

Da setzte er von Neuem die Feder an und begann zu schreiben. Absichtlich verlegte er die Oertlichkeit vom Rhein, wo seine Novelle spielen sollte, nach Berlin, weil ihm das jetzt näher lag, seinem Fühlen mehr entsprechend. Aber da fand er, daß die Charaktere, wie er sie sich erdacht, vermeintlich gar nicht in die Großstadt paßten. Sie dünkten ihm zu wenig brennend gesehen, zu sehr idealisiert, gespreizt, überhaupt gar keine Menschen. Das waren Leute, die sprachen wie kein Mensch der Wirklichkeit redet, sondern nur wie in Büchern: schon in wohlgesetzter Rede, als ob sie sich genau alles vorher überlegt hätten! Und nun war er bemüht, der Natur näher zu kommen, und gelangte zu der Sicherheit, daß sie, die Berliner, auch einen Anflug von Dialekt haben müßten.

Doch er sagte sich, dieses möchte auf die Länge ermüdend wirken, aber wiederum verbannte sein Wirklichkeitssinn jede Möglichkeit es anders zu machen.

Er legte die Feder bei Seite.

Ehe er darüber mit sich im Reinen war, durfte er keine Zeile weiter schreiben.

Doch er mußte ja arbeiten, das Träumen sollte ein Ende haben.

Da schossen ihm alle jene Gedanken durch den Kopf, wie er sie oft niedergelegt gefunden bei den Zünftigen seiner Kunst, und wie sie aus den Werken sprachen. Er stellte selbst wieder bei sich den Satz fest, daß man nicht Regeln machen dürfe, um danach das Kunstwerk zu bauen,

sondern daß es nötig sei, aus dem Kunstwerke erst sich die Regeln zu suchen, nach denen es geschaffen.

Er wollte darstellen unter allgemeinen Gesichtspunkten, aber das Große sollte aus kleinen Strichen und Zügen bestehen von haarscharfer Beobachtung. Kein Winzigkeitsbild, sondern die Idee im Lapidarstile, in Riesenumrissen herausgearbeitet. Und das Ganze müßte Größe haben, Gewalt, Kraft!

Wenn er das erreichen könnte: Größe!

Nur nicht klein und kleinlich, nur nicht mit der Dutzendelle gemessen werden! Größe im Stil, in der Anschauung und Beurteilung! Nur nicht mit den zierlichen Arbeiten den Mosaikbildern zusammengethan werden! Nur das nicht! Das würde ihm das Fürchterlichste sein! Seine Dichtung sollte etwas Symbolisches haben. Das Gefühl davon lebte tief und stark in seiner Seele, aber der Ausdruck mangelte ihm noch. Es war ein dumpfes Tasten, ein unsicheres Stammeln, wo er doch hoffte und träumte mit Posaunen zu reden.

Und nun erst bemerkte er, daß sich seine Ideen ganz verschoben, daß sein neuer Plan gar nicht in den Rahmen des alten paßte. Seine einfache Liebesgeschichte vom Rhein, die er nach Berlin verlegt, erschien ihm so unendlich dumm und langweilig, albern und trivial, so abgeschmackt und lächerlich! Das sollte das Große sein? Das die Gewalt, die Stärke? Lag darin das „Ewige“, von dem sein Vater immer gesprochen, das im kleinsten Erlebnisse, in jeder Zeile sein sollte, aus jedem Bruchteile leuchten mußte?

In jener engen Geschichte, die er zu erzählen hatte, in jenen oberflächlichen, winzigen Personen, die er schilderte, die in der Geistesdürftigkeit, in der Seelenarmut steckten,



kurzsichtig, ohne Schwung und Kraft sich zu erheben, darin?

Und wieder wechselte sein Plan gänzlich die Gestalt. Er hatte sich in den Vordergrund seiner Handlung ein Mädchen gestellt, ergeben, demütig, kindlichen Sinnes, und nun schien ihm diese fast beschränkte Gestalt mit ihrem Irrtum, wie tragisch er auch enden mochte, dennoch viel zu klein. Das waren nicht die Menschen, von denen er jetzt träumte! Größe! Größe wollte er! Nun wuchs jenes Mädchen in seiner Fantasie aus zu einem Weibe, kalt und doch begehrend, voller Leidenschaft, gewaltig! Ein Weib, welches die Männer nur zu sich zu locken schien, um sie zu verderben, um sie wieder von sich zu stoßen. Diese neue Gestalt suchte er festzuhalten und mit Wirklichkeit zu umkleiden, aber daran scheiterte er wieder. Er fühlte genau, daß sie tot war, nicht reif genug vor seinem Auge stand, um sie zu verkörpern.

Da war er ganz mutlos geworden.

Er wußte nicht, wo er beginnen sollte. Wiederum zerriß er die ersten Blätter, die sich auf seinem Schreibtische vor ihm aufgehäuft.

Er sprang auf und lief im Zimmer hin und her. Die Verzweiflung kam über ihn. Plötzlich vernichtet und abgekühlt fühlte er sich. Der Plan, der ihm noch eben zum Greifen vor den Augen geschwebt, war ihm unter den Händen zerronnen.

Er trat an das Fenster und starrte auf das Stadtpanorama vor sich.

Unwillkürlich gedachte er jenes Tages, wo er nach der ersten mit den Anderen durchschwärmten Nacht nach Haus zurückgekehrt, und den Brief der Mutter empfangen, dessen Zeilen am Rande er nur gelesen. Und nun rechnete er

zurück. Fast sieben Wochen waren es her. Und er hatte nichts, gar nichts gearbeitet.

Fast als eine Erleichterung empfand er, daß seine Mutter mit Schwager und Schwestern in Rom war, wodurch sie zum ersten Male für das nun nahe Weihnachtsfest getrennt wurden. Da brauchte er doch nicht Auge in Auge mit der Mutter zu sprechen, denn dann hätte er ihr die Wahrheit gesagt, daß er geschwärmt und sein Leben vertändelt. Denn mit einer Lüge wäre er nimmermehr vor sie getreten. In den Briefen war es etwas anderes, da konnte er es umgehen, da wich er allen solchen Fragen aus.

Nun blickte er zum Fenster hinaus, gedankenlos. Eine Bitterkeit war in seiner Seele aufgestiegen, unsäglich. Er fühlte sich so elend und matt. Er konnte nichts, er war unfähig zum Schaffen. Was waren nun alle seine Träume der Zukunft — leere Phrasen, theoretische Betrachtungen ohne jeden Wert.

Und wieder mit Gewalt wollte er sich zur Arbeit zwingen. Er raffte sich auf, setzte sich von neuem nieder und nahm die Feder zur Hand:

„Schwer und dunkel, gewitterschwanger, lag der bleierne Himmel über Berlin. Die schwüle Luft — — — Er brach ab. Der Anfang erschien ihm kindisch. Er meinte, so müsse ein Märchen oder ein Schauerroman etwa anheben können. Und dann: wußte er denn wie es weiter ging? Was nutzte ihm diese Stimmungsbeschreibung am Anfang, die der Arbeit etwas düsteres, unheildrohendes geben sollte?

Da kam er wieder auf seinen Plan. Einen Lebensausschnitt mußte er geben, vom Leben wie es war, und nichts verschont, nicht der Philistermoral angepaßt, und

auch nicht Concessionen machend dem Geschmack der Menge, daß die Personen groß und edel sein müßten, und daß es mit Befriedigung endigte, wie sie es sich gedacht hatten. Das alles wollte er nicht, das mußte er vergessen, er durfte sich nicht den Einflüsterungen anbequemen, die ihm einen Augenblick der Verstand einhauchen wollte: der Künstler müsse nach Erfolg streben. Erfolg? Er fragte sich einen Augenblick, ob die Sucht danach es sei, die ihn erfülle, und ihn quäle, und er sagte sich, daß der Erfolg ihn nicht bestimmen dürfe. Das war es ja, was den Künstler im Künstler tötete und entnervte: diese beschämende Sucht nach dem Erfolge. Was ging ihn dies an, woran so viele scheiterten, die dann Knechte der Manier wurden, die sich dann erniedrigten um des Erfolges willen, sie, die freien Künstler, sich vom Publikum Gesetze auferlegen zu lassen, statt sie ihnen hoheitsvoll zu zeigen. Nein, das durfte er nicht. Schon das Wort „müssen“ empörte ihn.

Er wollte nie müssen. Zwang konnte er nicht ertragen, dann warf er lieber alles sofort beiseite. Und nun fiel er plötzlich zur Wirklichkeit zurück. Er fühlte, wie kläglich es war, seinen Theorien nachzuhängen, zu grübeln und sich in stolze Gedanken zu versenken, die nur dem sicheren, in sich gefestigten Künstler ziemten, aber nicht dem irrenden Stümper, der nicht einmal die Kraft besaß zur Arbeit.

Da stand er erregt auf und schleuderte den Federhalter in die Ecke, daß sich die Feder in das Holz der Diele grub, und zitternd hin- und herpendelnd, stecken blieb.

Er zerriß die angefangenen Zeilen und warf sie fort.

Dann ging er in das Schlafzimmer und stieß das

Fenster auf. Ein Kissen schob er auf das Fensterbrett, stützte sich mit beiden Armen darauf und sah hinaus.

Die Sonne schien auf die Häuserfront der Lüneburgerstraße, ihm ins Gesicht, sodaß er die zwei Grad Kälte kaum merkte, die draußen das Erdreich hatten erstarren lassen.

Auf den Bahnhofsanlagen unter ihm lag noch der Schnee in einzelnen langen Streifen.

Emsiges Leben herrschte wie immer dort unten. Eine Compagnie Infanterie war angetreten zu Verladungsübungen. und auf den offenen Strecken rollten unausgesetzt die Wagen beim Rangieren hin und her. Die kurzen Pfiffe der Lokomotive hallten herüber. Von der Straße, die am Ausstellungspark vorbeiging, tönte Wagengerassel, Geklingel der Pferdebahnen. Und unter ihm das unaufhörliche Vorbeizischen und Keuchen der Stadtbahnzüge, hinter denen dann plötzlich einmal blitzschnell ein Fernzug vorüberschoß.

Jessen blickte nach dem Kronprinzenufer, wo Mary wohnte. Man konnte ihr Haus nicht sehen, denn es verbarg sich hinter dem Packhofe, aber die Nebengebäude waren zu erkennen.

Er zauberte sich ihre Gestalt vor, mit dem schlanken Wuchs und dem wunderbar blauschwarzen Haar, das sie immer aufgelöst getragen, wenn er bei ihr war. Zuerst hatte sie gemeint, es mache alt und stehe ihr nicht, aber als er ihr glückselig gesagt, wie schön der Kontrast sei zwischen den dunklen Strähnen und ihrem schneeweißen Teint, da hatte sie sich gefallen so.

Seine Fantasie wurde nicht müde, Mary immer in neuen Bildern zu schauen: einmal, wie sie am Kamin gesessen, damals, als sie von Westfal nach ihrer Wohnung gefahren. Er sah sie wieder mit dem schwarzen Gazekleide,

das ihr so gut stand, und glaubte in Gedanken ihren geschmeidigen Körper zu fühlen, dann wieder erblickte er sie in ihrem Kapottehut, mit dem weißen, dünnen Schleier, auf dem einzelne Sammtpunkte wie Fliegen saßen, und der ihr kokett, gerade bis an die Lippen reichte. Endlich versetzte sich sein trunkenes Auge darein, wie sie schlief und ihr die Haare aufgelöst das Gesicht umrahmten, sich ausbreitend auf dem Kopfkissen wie eine Wellenflut, die sich ringelnd um sie ergoß, die zarte Weiße ihrer Haut noch mehr zu heben.

Er konnte seines Gefühles nicht mehr Herr werden, er mußte zu ihr.

Schnell sprang er auf und stürmte fort.

Als Frau Beck ihn fortgehen hörte, wollte sie ihm nachrufen, um zu fragen, ob auf den Kaffee für morgen früh zu rechnen sei, denn er frühstückte nur noch selten zu Haus.

Kopfschüttelnd blickte sie ihm nach, schloß dann das Fenster, das er offen gelassen, und räumte ein wenig auf. Er hatte beim Anziehen alles in der Stube umhergeworfen. Als sie fertig war, ging sie auch in sein Wohnzimmer. Die Papierfetzen, auf denen er zu schreiben angefangen, hob sie sorgsam vom Boden auf und nahm sie mit hinter in die Küche. Sie war neugierig, zu lesen, was für schöne Sachen ihr Zimmerherr da wieder einmal zerrissen. Sie fand alles schön, was er schrieb.

Gegen das Mädchen aus dem ersten Stock, das zu ihr zum Kaffee heraufgekommen, weil die Herrschaft zum Bruder nach Potsdam gefahren war, machte sie sich Luft:

— Die ville Arbeet, da schreibt unsereener gleich nen janzen Dag, an so wat, un det zerreißt er nu. Un dabei

is et dat eenzige, wat er in alle die Zeit fertig jebracht hat! . . .

Jessen fand Mary eben im Begriff auszugehen.

Er wunderte sich darüber:

— Wohin?

— Spazieren.

Der Gedanke war ihm angenehm. Ein Spaziergang im Tiergarten, heute bei dem schönen Wetter, das würde köstlich sein. Aber sie wollte durchaus in die Stadt, unter die Linden, auf die Friedrichstraße. Straßenleben müsse sie wieder einmal sehen, sie sehne sich förmlich darnach. Zuerst widerstrebte er, dann war er aber auch damit einverstanden, und schließlich fand er sogar einen ganz besonderen Reiz dabei, sich wieder einmal im Großstadttreiben zu bewegen.

Wie sie am Generalstabsgebäude vorüber gingen, sahen sie beide unwillkürlich zu den Fenstern hinauf, die Moltkes Wohnung umfaßt.

Jessen dachte daran, wie dieses Mannes ganzes Leben der Arbeit gewidmet gewesen.

Mary aber hatte einen anderen Gedanken:

— Wenn der alte Moltke so auf der Straße ging, wie da alles stehen blieb und alle grüßten, und wie sie ihm nachsahen. Muß das schön sein!

— Ihm war es doch einerlei.

— O! das glaube ich nicht!

Er widersprach heftig, denn es ärgerte ihn, wie man diesen Mann so beurteilen konnte.

Sie kamen ans Brandenburger Thor und schritten nun Arm in Arm die Linden hinab. Das große massive Sandsteingebäude mit den Riesenspiegelscheiben in beiden Stockwerken und den mächtigen Buchstaben „Grand Restaurant

Westfal" über den Fenstern zu ebener Erde, leuchtete ihnen entgegen. Sie stieß ihn an und lachte. Seit jenem Abend, als sie sich dort wiedergetroffen, war keines von ihnen da gewesen. Ihr kam ein Einfall:

— Wollen wir den anderen eine Überraschung machen?

— Wieso? —

— Nun plötzlich zu Tisch erscheinen (sie sah nach der Uhr) es ist vier. Wir bummeln bis fünf noch herum und dann gehen wir hin? Nicht Schatz? Ist es Dir recht?

Es gab ihm plötzlich innerlich einen Stoß, als ob er zur Wirklichkeit erwachte und er wehrte sich dagegen. Er wollte nicht in die Gesellschaft der „B's" zurückkehren. Vor diesem Augenblick hatte er sich immer gefürchtet, daß sie in ihren alten Kreis zurück möchte. Und doch hatte er es kommen sehen, es war ja gar nicht anders möglich. Mary war erstaunt über seine Abneigung, die sie nicht recht begriff. Und Jessen ging, wenn auch unwillig, auf ihren Vorschlag ein. Einmal mußte er sich ja doch mit ihr zeigen, denn schon lange gab es keinen stichhaltigen Grund mehr, weshalb er den ständigen Aufforderungen Bingersheims, wieder bei Westfal zu erscheinen, nicht einmal Folge geben sollte. Auch bei Mary waren fortwährend Postkarten Lillis mit Einladungen eingelaufen.

Sie beschlossen also heut zu Tisch zu kommen. Die anderen wußten ja doch ganz genau Bescheid über ihr Verhältnis zu einander, an dem etwas zu verbergen so wie so gar nicht die Absicht Marys gewesen war. Nur eine Zeit hindurch wollte sie sich ganz ihrem Gefühl hingeben, und nichts auf der Welt genießen, als ihn. Denn noch niemals hatte sie bis dahin wirkliche Leidenschaft gekannt. Nicht einmal bei dem ersten Mann, der sie nach

dem jähen Ende ihres Vaters, des Kapitäns, aus den engen dumpfen Verhältnissen der Heimat gerissen und sie nach Berlin geführt. — Nun erwachte in ihr allmählich wieder die Eitelkeit; sie wollte unter Menschen, sich zeigen, glänzen, angestaunt und bewundert werden. Sie wollte wieder, daß ihr die Leute nachschauen sollten, wenn sie auf der Straße ging in schönen neuen Toiletten, mit ihrer wundervollen Figur. Sie wollte wieder sich freuen, wenn man ihre Hüte begaffte, deren sie alle paar Tage einen neuen trug. Wenn sie in der Loge im Theater saß, sollten alle Operngläser nach ihr gerichtet sein, und im Parkett mußten sich die Leute auf sie aufmerksam machen. Wenn dann Jessen noch dazu kam, der hübsche Mensch, der sich gut kleidete und etwas Vornehmes hatte, so würden ihre Wünsche erfüllt sein. Alles hatte sie sich schon ausgemalt, erst nur ganz im Stillen, während sie noch das neue Glück im Bann hielt, dann aber immer dringender, brennender, deutlicher, als die Neuheit des Liebestraumes zu verblassen begann.

Sie liebte ihn, doch sie wollte gerade mit ihm und durch ihn auch ihrer Eitelkeit fröhnen.

Als sie vor dem Hause von Westfal standen, traten sie neugierig an die großen Spiegelscheiben heran, die nach der Straße zu gingen, um durch die gelben Spitzenstores zu spähen. Da die elektrischen Lampen innen schon brannten, so sahen sie das käsebleiche Gesicht Schumanns, der mit Herrn Westfal in erregter Auseinandersetzung begriffen schien.

Mary lachte:

— Der Dicke verlangt wahrscheinlich irgend einen Wein, den es gar nicht giebt! Wer weiß, vielleicht soll heute ein Fest gefeiert werden! Du da tanzen wir!

Wie unter suggestivem Einfluß strömte ihm plötzlich Wonne durch das Herz. Ja, tanzen! Tanzen wollte er mit ihr! Und nun konnte er es plötzlich gar nicht mehr erwarten, bis es fünf Uhr wäre, und sie oben bei Tisch säßen in der alten Gesellschaft von der er doch nichts hatte wissen wollen, an die er in Marys Armen kaum ein einziges Mal gedacht hatte.

Er musterte das „Grand Restaurant Westfal". Der Riesensandsteinbau mit seinen überladenen Ornamenten, der ihm, als er ihn zuerst gesehen, nicht gerade sehr geschmackvoll erschienen war, kam ihm nun plötzlich imposant und mächtig vor. Das Gebäude, welches gegen die alten Nebenhäuser stark abstach, war mit einem haubenartigen Dach gekrönt, an dem Galerien rund herum liefen.

Eben flammten die großen elektrischen Glocken am Eingange auf.

Das ganze Haus schien zu leuchten mit seinen gewaltigen Feueraugen, die ihre Strahlen weit hinaus über die Straße „Unter den Linden" warfen. Es war, als müsse jeder, der in den Lichtkreis trat, gebannt stehen bleiben, um schließlich doch hineinzugehen.

Auf der Straße herrschte reges Treiben, das immer mehr wuchs, je näher sie dem Café Bauer kamen. Dort stauten sich die Wagen, daß sie in langer Reihe auf den Wink der Schutzleute stehen bleiben mußten. Herrschaftliche Equipagen, Droschken erster und zweiter Klasse, Geschäftsfuhrwerke von großen Modemagazinen, ein Postwagen, hielten hinter einander.

Mary und Jessen konnten kaum mehr von der Stelle, so arg war das Gedränge der Menschen, die zum Teil langsamsten Schrittes die Läden begafften, zum Teil eilig hin und wieder liefen. Arbeiter eilten vorüber mit Hand-

werkszeug, dann Bummler, die nur das Pflaster auf und ab traten, um den Mädchen ins Gesicht zu gucken, dann ein paar Infanterie-Offiziere. Der Säbel, den sie eingehakt trugen, stieß im Takte bei jedem zweiten Schritt kurz, klirrend und scharf auf die Steinplatten.

Ein Ladenmädchen huschte vorbei, eine Pelzmantille auf der Schulter, ohne Hut. Sie trug einen Brief in der Hand. Vor den Schaufenstern, alle reich geordnet und hell beleuchtet, wegen des nahen Weihnachtsfestes, schoben sich die Menschen, bewunderten, machten Bemerkungen, unterhielten sich über die in einigen Läden an den Waren angegebenen Preise und beratschlagten, ob sie kaufen sollten oder nicht, oder gar irgendwo anders, wo es ihnen billiger oder besser erschien. Die Ladenthüren gingen immerfort auf und zu. Man konnte durch die Scheiben der Auslagen sehen, wie voll es in den Verkehrsräumen war.

Ab und zu hielt dann, dicht an den Bürgersteig heranfahrend, eine Droschke oder eine Equipage und eine Dame stieg aus, die schon den ganzen Vordersitz ihres Wagens mit Packeten beladen hatte.

Ein Veilchenverkäufer sprang regelmäßig zu, um den Schlag zu öffnen. Er hoffte auf ein Trinkgeld.

Am stärksten war das Gedränge, als Jessen und Mary um die Ecke bogen, auf dem schmalen Stück der Friedrichstraße zwischen Linden und Behrenstraße, dort kamen die Wagen, zu denen sich noch ganze Reihen von Omnibussen gesellten, kaum mehr vom Fleck, und es war gänzlich unmöglich, über den Fahrdamm zu gelangen. Unaufhörlich gellte das kurze, scharfe „Heh“, oder ein langgezogenes Warnungs-„Oooooh“ der Kutscher und immer hoben sie die Peitsche als Zeichen zum Halten. Das pflanzte sich dann in der Wagenreihe nach hinten fort.

Die Läden glänzten erhellt auf beiden Seiten der engen Straße. Auch die hohen Stockwerke waren erleuchtet: überall emsige, rastlose, unausgesetzte Arbeit.

Dann drängten zwei Mädchen, nicht sonderlich gut, und ziemlich auffallend gekleidet, vorüber. Die eine zeigte frische hübsche Züge, die andere hatte ihrem Teint nachgeholfen. Sie blickten Jessen frech ins Gesicht, und die Geschminkte sprach etwas halblaut, was so klingen konnte, als hätte sie es zu ihrer Begleiterin gesagt, jedoch in Wirklichkeit ihm galt. Jessen sah das Mädchen gar nicht an. Mary aber preßte seinen Arm fest an ihre Brust:

— Wie kannst Du mit solchen Geschöpfen kokettieren! —

Er lachte sie fröhlich aus ob ihrer sonderbaren Besorgnis. Ihm war so wohl, so glückselig zu Mute! Das alles, dieses mächtige Treiben hier im Brennpunkte Berlins dieses Jagen um das Geschäft, den Gewinn, das hatte er doch noch nirgends so gesehen, denn er war nun so viele Wochen nicht einmal hier gewesen, seitdem das Weihnachtsfest allmählich anwuchs.

Sie schritten weiter.

Es war ein herrlicher Abend, mäßig kalt. Auf der Straße lag kein Schneerest mehr. Wie eine feurige Allee sah die Friedrichstraße aus mit ihren endlosen Reihen brennender Laternen, die nach der Ferne, dem Belleallianceplatz zu, einander immer näher rückte.

Zeitungsverkäufer schwirrten hin und her, ununterbrochen mit Witzen und Geschrei die Blätter ankündigend; dazwischen erhoben allerlei Händler ihre Stimmen, die Apfelsinen, Maroni, Kaiserbilder oder Spielzeug feil hielten. Blumenverkäufer drängten sich durch die Menge.

Dazu das Summen der Menschen, das Rutschen und Treten und Schurren auf dem Trottoir, das Rollen der

Wagen, der Kutscherruf, von Ferne das Geklingel der Pferdebahn, das an dem luftklaren Winterabend von der Charlottenstraße herübertönte. Das Lichter- und Feuermeer. Dieses ganz atemlose, nie ruhende Jagen und Treiben der Hunderttausende, die verdienen wollten, um wieder verdienen zu lassen, diese alle Kräfte, Nerven und Muskeln anstrengende Thätigkeit und Anspannung.

Und über dem Hetzen nach Gewinn, Erwerb, Lebensunterhalt, über der Stadt, der wolkenlose, klare Himmel, stumm, kalt, gleichgemutet herniederschauend auf die emsige Augenblicksarbeit von Hunderttausenden von Menschen, die da kämpften für sich und ihre Lieben, um das Brot zu haben am anderen Tage!

Mit dem Schlage fünf Uhr standen die beiden wieder vor dem Restaurant Westfal. Jessen war noch ganz in Anspruch genommen von den Bildern der letzten Stunde. So hatte er Berlin noch niemals gesehen. Es arbeitete dunkel in seiner Seele, die Eindrücke wollten sich sammeln und niederschlagen. Jessen konnte noch nicht ganz damit fertig werden. Kaum ein Wort hatte er mehr gesprochen, nur stumm an Marys Arm gehangen und sein Empfinden angefüllt mit diesem Weltstadtbilde, das ihm zum ersten Male in dieser Schärfe und Größe vor die Augen getreten. Er mußte sich Luft machen und sagte stockend, noch im Zurückdenken und wie im Traum:

— Und da können die Menschen sagen, die Großstadt habe keine Poesie? Wie ist das möglich! Liegt sie nur im Stillen, in kleiner enger Schönheit?

Sie verstand seine Worte nicht, und begriff nicht, wie er in diesem Augenblick — auf der Straße, im Weihnachtstreiben — darauf kam. Sie schwieg. Jessen erwartete auch gar keine Antwort. Er bildete sich ein, sie fühle

das alles mit, da sie ihm doch sonst immer andächtig zugehört hatte.

Er war gewohnt, ihr Schweigen als Ausdruck des Einverständnisses zu nehmen.

Nun fuhr er fort:

— Das ist eben nicht die Poesie des Idylls, sondern die des gewaltigen Lebens, der Kraft, der Größe, der Bewegung, des Kampfes um's Dasein!

Er achtete nicht auf ihre Entgegnung:

— Nicht wahr, Schatz, das ist reizend, die vielen Menschen, denen man begegnet, das liebe ich so! . . .

Großer Jubel empfing sie, als sie in den nach hinten gelegenen Salon traten, den die „B's“ gewöhnlich inne hatten, wenn sie sich in „Damengesellschaft“ befanden. Alle waren versammelt.

Man wollte sich eben zu Tisch setzen. Sofort befahl Bingersheim noch zwei Couverts. Schumann nahm Jessen den Ueberzieher ab:

— Der gnädige Herr haben uns lange nicht die Ehre gegeben!

La Bruyère erhob ein großes Geschrei, sobald er des Paares ansichtig wurde. Er kniete auf das Parkett vor Mary hin und versicherte, dieses sei der glücklichste Augenblick seines Lebens, da er sie nun endlich wiedergesehen. Er sei schon aus Sehnsucht nach ihr sichtlich abgemagert, und sein einziger Trost wäre das „edle Rebenblut“ gewesen.

Der ersten Behauptung widersprach sichtlich sein Körperumfang, während seine Versicherung, der Wein sei sein Tröster gewesen, durchaus glaubhaft erschien, da er wieder in einem gewissen Stadium sich befand, aus dem es

schwer war zu schließen, ob er noch, oder schon betrunken sei.

Mary hob ihn gnädig vom Boden auf, dann umarmte sie Lilli Mara und Cläre Müller, die sehr blaß und abgespannt aussah. Den Bieber, der sie küssen wollte, wehrte sie energisch ab. Er bekam dafür von Lilli einen tüchtigen Klaps auf den Mund. Braunreuter schien nicht so ausgelassen zu sein, wie sonst: stumm drückten sie sich die Hand.

Jessen wurde von allen Seiten mit Vorwürfen überschüttet, nicht so sehr dafür, daß er selbst lange Zeit hindurch nicht erschienen, sondern, weil er Mary dem Kreise entführt.

Der Dicke trat zu Jessen und meinte spöttisch:

— Sie haben wohl „gedichtet“ die ganze Zeit? Hat sie geholfen?

Dabei zwinkerte er mit den Augen, schnalzte mit dem Munde, als ob ein Pfropfen gesprungen sei, und machte eine täppische Gebärde mit seiner Riesenpfote.

Jessen stieg der Ärger zu Kopf. Das Bewußtsein wirkte bei ihm mit, daß La Bruyère, ohne daß er es ahnte, eine wunde Stelle getroffen, da er doch grade arbeiten wollte, und nichts zu Stande brachte, so daß ihm nun die Frage wirklich wie Hohn klang. Er sagte schneidend:

— Das wäre wenigstens besser gewesen, als sich täglich zu besaufen!

— Wer spricht von besaufen?

La Bruyère donnerte mit der Faust auf den Tisch, daß Gläser und Teller in die Höhe sprangen.

Jessen that seine Entgegnung leid und er ließ sich von Braunreuter bestimmen, nichts zu erwidern.

Der Dicke hatte ganz vergessen, wer ihm eigentlich das Wort gesagt, und sprach nun im allgemeinen, als ob er eine Verteidigungsrede halten müßte:

— Wer da behauptet hat, ich besäu — — besau — so — seise mich, der ist verflucht auf dem Holzwege, aber ganz ver — flucht — ver — flucht, sage ich. Ich kann mir jar nich be — säuffen, denn ich vertrage so viel, daß ich mich, daß man mich — mir's nie anmerkt.

Braunreuter beruhigte ihn:

— Nein, man merkt Dir's nicht an!

— Nich wahr, man merkt mir's nich an! Haha! Das wollte ich doch meinen! Nich wahr? Man mir merkt keener nischt nich an!

— Aber Du bist's doch!

Der Dicke überlegte einen Augenblick, wollte wieder böse werden, hielt inne, lächelte und meinte dann pfiffig:

— Aber mir merkt man's nich an!

Lilli und der Bieber bestätigten es ihm.

Bingersheim hatte Mary abseits genommen und fragte sie mit einem Gemisch von Hohn und Neugierde in der Stimme:

— Nu! Wie macht er sich denn?

Sie blickte ihn von oben bis unten mit verächtlich vorgeschobener Unterlippe an und wandte ihm den Rücken.

Jessen und Mary hatten sich mit einem kurzen Mißton neu eingeführt, aber das war bald vergessen, als der Sekt im Glase schäumte und die Wiederkunft des Paares gefeiert wurde. Es fehlte dabei nicht an Anspielungen und anzüglichen Redensarten, die aber doch bald verstummten. Das alte Spiel begann von neuem, daß der Bieber anfing Mary den Hof zu machen und Lilli sich

dafür an Braunreuter schadlos hielt. Cläre saß, wie immer, ziemlich stumm dabei, und auch Bingersheim war nicht so bei guter Laune wie sonst. Er hatte in den letzten Tagen ausnahmslos Unglück gehabt und war fast an keinem Morgen nach Haus gekommen, ohne mehrere Tausend Mark verloren zu haben.

Was ihn heute beschäftigte, war nicht der Spielverlust, denn er glaubte immer noch an neues Glück, an den „großen Umschlag“, wie er sagte, sondern die Frage, ob sich ihm wohl die Gelegenheit zum Spiele bieten würde. In der letzten Zeit hatten die „B's“ angefangen, hier und da einmal, wenn ihnen nach Tisch der Wein zu Kopfe gestiegen, eine Partie Ecarté zu spielen, obwohl Lilli dagegen war, weil es „langweilig“ sei, und Cläre, weil sie sich bestrebte ihren Riesen vom Spiele abzuhalten.

Braunreuter und Bingersheim aber waren es, die täglich eine Partie vorschlugen.

Dann drängten die Mädchen freilich, wenn sie eine halbe Stunde gespielt, fort ins Theater oder wo sonst der Abend zugebracht werden sollte. Der Dicke fand wenig Geschmack am Ecarté, denn es gab ihm zu viel aufzupassen dabei, und der Bieber beteiligte sich blos, um die Zeit tot zu schlagen. Wenn etwas anderes vorgeschlagen wurde, that er auch dieses.

Nach Schluß der Vorstellungen gingen die beiden Spiellustigen meist irgendwo hin, wo man „jeute“. Die Cläre wurde nach Haus geschickt, und der Dicke aß mit Borck und Lilli noch bei Westfal, wobei er regelmäßig den Rausch vervollständigte, zu dem er bei Tisch und an den verschiedenen Büffets der Lokale, die sie besuchten, den Grund gelegt hatte. Dann war La Bruyère gewöhnlich auf eigene Faust

losgezogen und geradenwegs in das „Paradies“ gegangen, um zu tanzen und zu trinken.

Heute war Bingersheim der Gedanke gekommen, hier ein Spiel zu Stande zu bringen, denn er wußte, daß im Zimmer nebenan einige Herren speisten, die kommen würden, falls nur das „Jeu“ erst in Gang gebracht wäre. Braunreuter wollte auch spielen, das wußte er. Der Dicke würde hier bleiben, falls er nur einen guten Tropfen zu trinken hätte. Deshalb lud ihn der Riese ein zu einer neuen Schnapsmischung, die er „erfunden“ hätte. Den Bieber wollte er durch Lilli gewinnen. Er wußte, daß sie nichts so aufregte wie das Spiel. Nur Ecarté konnte sie nicht leiden. So flüsterte er ihr zu, er wolle nach Tisch eine Bank legen. Es traf sich für Bingersheim dabei noch besonders günstig, daß Borck ihr in einer Anwandlung von Geiz die Anschaffung von einem zweiten Paar Pferde abgeschlagen hatte. Braunreuter hatte ihr nämlich in den Kopf gesetzt, die Jucker vor ihrem Coupé seien „sehr wenig chic.“ Vor ein Coupé gehörten Carrossiers Lilli glaubte ihm, weil er Rennpferde besaß, und sich gewöhnlich auf den Sportsman spielte.

Deshalb tauchte sofort der Gedanke in ihr auf, daß sie dem Bieber zum Trotz die verweigerten Pferde gewinnen wollte. Sie fragte daher Braunreuter, was man wohl auf ein Paar Carrossiers rechnen müsse, aber „sehr anständig!“

Nun handelte es sich für den Riesen nur noch darum, zu verhindern, daß Jessen und Mary gingen. Deshalb suchte er das Gespräch so zu wenden, daß scheinbar große Abneigung dagegen herrschte, so bald nach dem Diner aufzubrechen. Er fand von allen Seiten Unterstützung, und La Bruyère stimmte dafür, falls irgend noch etwas

vorgenommen werden solle: später in's „Paradies" zu gehen.

Allgemeines Geschrei erhob sich dagegen, denn die Mädchen hätten dann zurückbleiben müssen. Der Lärm ärgerte den Dicken, weil er ihn nicht selbst verursachte. Deshalb brüllte er:

— Die Damen können ja mitkommen! Schadet Euch auch nichts!

Mary stellte sich höchlichst beleidigt über diese Zumutung, Lilli dagegen war verstohlen dafür. Sie glaubte sicher, daß sie, wenn einmal das Spiel begonnen hätte, auch in einer halben Stunde ihre 5000 Mark gewonnen haben müßte, dann wäre sie gern ins „Paradies" mitgegangen, wenn es der Bieber erlaubte.

Nun hatte Bingersheim alle wo er wollte. Es machte den Eindruck, als ob nur zwischen den beiden Möglichkeiten geschwankt werden könnte: entweder in's Paradies zu gehen, oder hier zu bleiben.

Und man beschloß zu bleiben.

Jessen war der Wein ein wenig zu Kopf gestiegen. Alle tranken ihm der Reihe nach zu. Er fühlte jedesmal, als ob es eine Vernachlässigung sei, wenn er nicht dann auch auf Marys Wohl sein Glas leere. Unzählige Male stieß er mit ihr an. Er wußte, daß er nicht viel vertragen konnte, daß er leicht der Einwirkung des Weines unterlag. Er wußte es, aber er achtete nicht darauf. Und nun trat plötzlich bei ihm der Zustand ein, daß ihm alles ganz einerlei wurde, daß er sich besonders frisch, wohl und leicht fühlte, und alles im rosigsten Lichte erblickte. Keine Schwierigkeit, keine Schranke schien es mehr zu geben. Immer aber drückte er Marys Hand, warf ihr ein Wort zu, das sich auf irgend etwas bezog, was nur

ihnen beiden verständlich war, und kehrte bei jeder Wendung des Gesprächs, in jedem Augenblick zu ihr zurück.

Sie standen auf.

La Bruyère verlangte sofort von Bingersheim die Schnapsmischung vorgesetzt zu bekommen, von der ihm Jener gesprochen hatte. Der Riese that ihm den Willen, denn er wollte ihn beschäftigen, um ihn zur Ruhe zu bringen. Er gab Schumann den Auftrag, irgend zwei Liqueure zusammenzugießen, dann reichte er dem Dicken das Glas und nannte es dabei mit dem erfundenen französischen Namen, was diesem stets Eindruck machte: „Gloire de Frontignan."

La Bruyère setzte sich in eine Ecke.

Mary, die durch den reichlich genossenen Wein auch in heitere Stimmung gekommen war, begehrte zu tanzen. Es war jedoch niemand zum Clavierspielen da, außer Jessen, und mit dem wollte sie grade tanzen. Der Dicke aber, der hätte spielen können, benahm sich wie ein eigensinniges Kind und weigerte sich ganz entschieden, von seinem Stuhle aufzustehen, bis er nicht den Schnaps getrunken und seine Cigarre ausgeraucht hätte.

Da fiel dem Riesen ein, daß sich unter den Herren im Nebenzimmer einer befand, der ganz vorzüglich Clavier spielte: ein junger Oesterreicher, Joseph Entringer, in einem Bankhause als Volontär pro forma beschäftigt, in Wahrheit jedoch Lebemann, Rennbesucher, Spieler, Mädchenjäger. Bingersheim ging sofort hinüber. Das gab einen guten Anknüpfungspunkt, um die übrigen Herren herüberzulocken. Eine Bank würde sich dann schon legen lassen, das kam ganz von selbst.

Er wurde drüben mit großem Jubel empfangen, und

sofort aufgefordert, Platz zu nehmen. Aber er dankte dafür und bat die fünf Herren, welche um den ovalen Tisch saßen, herüberzukommen zum Tanzen. Entringer möge doch spielen.

Herr Entringer aber schien mit dem Vorschlage nicht einverstanden zu sein, zögerte eine Weile und sagte dann, Bingersheim bei Seite nehmend, während er ihm vertraulich einen Arm um die Taille legte:

— Offen gestanden, lieber Herr von Bingersheim, wir hatten andere Absichten!

Der Riese ahnte sofort, daß sie spielen wollten, aber, obwohl es ihm wie gerufen kam, that er, als verstände er nicht. Entringer fuhr fort:

— Wir hatten nämlich ein kleines „Jeu proponiert."

— Ach so! Nun, dann wollen wir ja nicht stören.

— Aber bitte sehr, ich spiele sehr gern, nur nicht zu lange.

In diesem Augenblick tönten vom Nebensaale her die Takte eines Walzers herüber. Der Spieler schien auf dem Instrumente nur so herumzuwüten, er griff viel daneben und arbeitete mit ununterbrochen niedergetretenem Pedal.

Die ganze Gesellschaft lachte.

Bingersheim empfahl sich möglichst schnell, indem er Entringer mitteilte, er würde vielleicht später, falls sie etwa noch eine Bank legen sollten, einmal „auf einen Sprung" herübersehen.

Dann verschwand er in der Thür. Er wußte genau, daß die Herren, die er eben verlassen, ohne jeden Zweifel in fünfzehn Minuten bei der „Arbeit" sein würden. Und wenn sie sich einmal zum „Jeu" niedergesetzt, so hörten sie doch kaum vor mehreren Stunden auf. Daß das Spiel aber

so bald nicht enden sollte, wenn er dazu kam, dafür wollte er schon sorgen. Nun mochte seinetwegen getanzt werden, dann hatten die Mädchen auch ihr Vergnügen gehabt.

Mary und Jessen walzten auf der glatten Parkettfläche, die man dadurch gewonnen, daß Schumann den Teppich hatte umschlagen und gegen die Wand schieben lassen. Sie freute sich, wie flott er tanzte, und bildete sich ein, daß keiner der anderen Männer, die sie bisher gekannt, sie so leicht und doch sicher lenkend geführt. Und er war glücklich über das schöne Geschöpf, das er liebte, das nur mit ihm tanzte, und Borck einen Korb nach dem andern gab.

Der Bieber hing wie eine Klette an ihnen. Jessen beschlich ein Eifersucht ähnliches Gefühl. Borcks fortwährende Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien wurden ihm lästig. Mochte er sich doch um Lilli kümmern, auf die er ja ein Recht hatte!

Lilli Mara raste mit Braunreuter im Kreise herum, von Zeit zu Zeit einmal die lange Seite des Saales herunter fegend.

Plötzlich brach La Bruyère mit Spielen ab und verkündigte laut, daß er nun ganz entschieden aufhören müsse, denn einmal wolle er selbst tanzen und dann könne er absolut die schwarzen und weißen Tasten nicht mehr von einander unterscheiden.

Diese Pause benutzte Bingersheim, um Braunreuter mitzuteilen, daß im Nebensaal eine Bank gelegt wurde.

Jener schlug vor, heimlich hinüberzugehen. Lilli erklärte, sich anschließen zu wollen. Sie mußte ihre 5000 Mark gewinnen. Doch erst erkundigte sie sich, wer eigentlich drüben sei. Der Riese erklärte:

— Entringer.

— Kenne ich!

— Gabitz, Melnich, dann: Rohmüller, Heinemann . . .

— Langsam, langsam, wer ist Gabitz?

— Gabitz, der mit dem langen Hals und den krummen Beinen.

— Kenne ich nicht.

— Herrgott, Athelstan, Gabitz Edler von Eisenthor?

Lilli kreischte nach ihrer Art laut auf vor Vergnügen.

Er fuhr fort:

— Also, sein Alter, Herr Gabitz, Brunnenmacher aus Neufahrwasser, war Hauptfatzke bei der österreichischen Regulierung der Donau am eisernen Thor, deshalb „Edler von Eisenthor“.

— Gut, weiter.

— Melnich — Ja, Gott, also: Herr Melnich. Spekuliert wohl an der Börse. Ich weiß nicht. Fünfzig Jahr, so was.

— Pfui Teufel!

— Es können doch nicht alle zwanzig sein!

Lilli rümpfte die Nase und erklärte, sie mache sich nichts aus den Alten. Von Herrn Rohmüller und Herrn Heinemann wollte sie sich gar nicht erst berichten lassen. Es war im Grunde genommen ziemlich gleichgiltig, wie die Herren hießen, denn sie war fest entschlossen hinüberzugehen, ehe Bingersheim irgend etwas gesagt. Von wem sie die 5000 Mk. gewann war ja schließlich einerlei, wenn sie die Summe nur hatte. Der filzige Bieber sollte sich wundern über die Carrossiers, die morgen im Stalle stehen würden.

Vom Gang aus hörten sie schon das Klimpern und Klappern des Geldes. Bei ihrem Erscheinen floh ein Küchenmädchen, das an der Thür gelauscht. Braunreuter sah ihr mit lüsternen Augen nach:

— Niedliches Tierchen.

Lilli drängte ihn hastig fort, als ob die Begegnung ihr unangenehm sei:

— Ach, so eine schlampige Küchenfee!

Der Riese hatte die Thür geöffnet. Man sah am abgeräumten Tisch die Herren sitzen. Entringer quer vor, hielt die Bank. Er hatte den Talon in der Hand. Vor ihm lag ein Haufen Goldstücke. Die Cigarrette hatte er in den Mundwinkel geklemmt und hielt den Kopf geneigt, damit ihm der aufsteigende Rauch nicht in die Augen brenne. Sein schwarzes, kurzgeschorenes Haar, das er scheitellos vorn abgeschnitten, in die Stirn hineingekämmt trug, hob sich von der weißleuchtenden Stirn ab. Er gab Karten. Rechts von ihm am Tisch saßen Herr Gabitz von Eisenthor, dessen langer Hals um so mehr hervortrat, weil er in einem unförmlich hohen Kragen steckte, und Herr Melnich, pockennarbig mit schönem kräftigem Gesichtsschnitt, spitzgehaltenem dunkelblondem Bart und stark ergrautem Haar. Melnich bekam die Karte. Links am Tisch hatten Herr Heinemann und Herr Rohmüller Platz genommen. Heinemann unbedeutend, klein, von fadem weißlichem Blond, ein Einglas im Auge. Eine scharfe, tiefgerissene Linie am Mundwinkel, die ihm ein ewiges, nichtssagendes Lächeln gegraben, verlieh seinem Gesicht etwas merkwürdig lebloses. Der andere wurde von der Portière verdeckt.

Die Herren waren alle im Frack, mit weißer Weste und weißer Binde.

Lilli zögerte einen Augenblick einzutreten:

— Ist es nicht sonderbar?

Bingersheim und Braunreuter gingen voran, sie folgte. Die Spieler blickten kaum auf. Der „Coup“ mußte erst ausgefochten werden. Dann erhob sich Entringer und

ging Lilli entgegen, der er die Hand küßte. Die Herren kannten sich unter einander. Der Riese stellte vor:

— Herr von Gabitz . . . Herr Heinemann — — — Herr Melnich . . . Herr Rohmüller. — Fräulein Mara.

Sie nahmen Platz, nur Rohmüller, bartlos und ohne ein Haar am ganzen Kopfe, derselbe, der in der Nacht im Café Bauer Mary gegrüßt, näherte sich Lilli Mara mit einer gewissen unverschämten Sicherheit:

— Ich habe viel von Ihnen gehört — früher . . . Durch die Mary . . .

Und nach einer Weile zuversichtlich, als glaubte er durch seinen Namen ein Wunder zu bewirken:

— Rohmüller. (Er sprach es wie Rommler aus.)

Als sie „Rommler" hörte, kam ihr die Erinnerung. Der war es also, der mit Mary Wohlmuth früher einmal etwas gehabt hatte! Der? — Lilli achtete nicht groß auf ihn, sondern wandte sich dem Spiele zu, das schon seinen Fortgang nahm. Der Mensch war ihr unangenehm. Sie hatte gehört, daß er alle Mädchen nach einer Weile gleich „Du" nannte.

Rohmüller nahm im Vollgefühle der Bedeutung der einzige zu sein, der auch zu dieser neu auftauchenden Dame Beziehungen hatte, seinen Platz wieder ein, ohne sich von dem ziemlich unhöflichen Benehmen der Mara berührt zu fühlen.

Entringer hielt weiter die Bank. Er gab rechts eine Karte, dann links, dann sich selbst, darauf wieder rechts, links und sich selbst:

— Rien ne va plus.

Auf der rechten Seite wo Melnich die Karte hatte, waren 320 Mark gesetzt. Dieser selbst, als alter Spieler ließ den ersten „Coup" aus, grundsätzlich aus Aberglauben,

sobald neue Personen hinzugekommen waren. Gabitz hatte 100 Mark gesetzt, Bingersheim, der auf dieser Seite Platz genommen, 200, den hundertsten Teil des Geldes, welches er bei sich trug. Das war seine unabänderliche Gewohnheit. Lilli Mara stand hinter den Herren. Sie hatte 20 Mark, mit denen sie anfangen wollte, die 5000 zu gewinnen, dem Riesen gegeben, der sie auf den Tisch vorschob zu dem übrigen Gelde.

Braunreuter beteiligte sich auf der linken Seite, wo nach einer Abmachung untereinander, Heinemann und Rohmüller abwechselnd die Karten hatten.

Melnich hob vorsichtig die beiden Blätter auf, sie dabei über einander schiebend. Das unterste war der Coeurkönig. Das obere konnte man nicht erkennen. Er zögerte einen Augenblick, ob er es langsam unter dem anderen vorziehen solle, dann aber entschloß er sich anders und riß es mit einem Ruck heraus: Treff-Acht.

Er legte, ohne ein Wort zu sprechen, beide Karten neben einander auf den Tisch, und machte sich, während ein überlegenes Lächeln über sein spitzes Gesicht glitt, einen Scherz daraus, sie möglichst ordentlich neben einander aufzubauen, daß sie sich genau in einer Linie befanden. Dabei konnte man sehen, wie seine breiten, häßlichen, faltigen Hände verschieden waren. Die linke hatte kurz abgeschnittene Nägel, bis auf den Daumen, und wulstige Fingerspitzen, an der Rechten trug er die Nägel halblang.

Als der „kleine Schlag" auf dem Tische lag, stieß Lilli einen schlecht unterdrückten Jubelschrei aus.

Heinemann, der auf der anderen Seite die Karte aufgehoben, legte sie wieder fort. Neben der tiefen Furche in seinem fadelächelnden Gesicht zeigte sich eine zweite kleinere.

Entringer, der Bankier, nahm die Cigarette aus dem

Munde, glitt mit einem Blick über den aufgedeckten „kleinen Schlag“ rechts, und die umgekehrt wieder fortgelegten Karten links, dann schob er vorsichtig den Talon von sich, und sah nach seinen beiden Karten:

— Die Bank „schlägt groß“.

Er deckte eine Treff-Zehn und Pique-Neun um. Melnich schob ihm die 420 Mark, die vor ihm standen zu; Heinemann das Geld seiner Seite gleichfalls. Dann wurden die Karten fortgeworfen, die Bilderseite nach oben, und Bingersheim schob sie mechanisch weiter, auf den Tisch hinauf, wo ein Haufen anderer lag. Ein Blatt, das sich mit dem Rücken nach oben gewendet, drehte er sorgsam um, und wandte sich lächelnd zu Lilli, als ob er eben gewonnen hätte:

— Der Ordnung halber, sonst ist nachher das Mischen erschwert!

Sie biß sich auf die Lippen, ihren Ärger nicht verbergend, daß gleich der erste Versuch mißlungen.

Entringer's schnarrende Stimme tönte:

— Bitte zu setzen.

Der Riese warf vier Hundertmarkscheine auf den Tisch. Lilli fügte 20 Mark in Gold hinzu, Gabitz ein 10 Markstück, Melnich einen 20 Markschein. Auf der anderen Seite standen von Braunreuter, Heinemann und Rohmüller zusammen 320 Mark in drei kleinen Goldtürmen übereinander.

Die Bank hatte die ersten Karten rechts und links gegeben:

— Bitte zu setzen. Setzt noch jemand?

Die zweiten Karten flogen auf den Tisch:

— Rien ne va plus.

Melnich hob auf. Lilli schielte ihm über die Schulter

und beugte sich herab, daß ihr Kinn fast seine ergrauten Haare streifte. Er hatte Treff- und Carreau-Aß. Langsam legte er die Karten wieder hin. Die andere Seite vermochte auch nicht zu schlagen. Rohmüller machte ein scheinbar fröhliches Gesicht. Entringer hatte eine Coeur-Zwei und eine Pique-Drei. Wieder glitt sein Blick über die Sätze auf beiden Seiten. Dann sagte er:

— Die Bank giebt

Und darauf zu Melnich, der eben mit Bingersheim ein paar Worte wechselte:

— Karte?

— Bitte.

Ein drittes Aß, wieder ein Carreau fiel vor dem Kartenhalter auf die Tischplatte. Keiner der Herren verzog eine Miene, nur Lilli, welche wußte, daß, da das „Aß" eins galt, sie nun im Ganzen also blos drei hatten, verzog weinerlich den Mund.

Entringer hatte in ihren Zügen gelesen. Die rechte Seite konnte nicht viel haben.

Auch links bat man um Karte: Coeur-Drei.

Der Bankhalter zögerte einen Augenblick. Er überlegte, ob es für ihn geraten sei, noch ein Blatt zu kaufen. Es stand rechts 450 Mark, links 320 Mark. Er hatte Coeur-Zwei und Pique-Drei, das machte fünf. Die rechte Seite hatte um Karte gebeten und ein Aß, also eins erhalten. Wenn es auch nun im allgemeinen nicht eines vorsichtigen Spielers Sache war, auf Fünf noch zu kaufen, so galt dieses doch nicht für Melnich, denn er spielte unberechenbar und es war vorgekommen, daß er bei Sieben noch auf die Möglichkeit spekuliert, die Acht oder Neun durch ein gekauftes Aß oder eine Zwei zu erreichen.

Aber Lillis Gesicht gab für ihn den Ausschlag der

rechten Seite wegen sich der Gefahr eines Totkaufens nicht auszusetzen. Und links lag eine Drei offen da: freilich, das war unberechenbar. Wenn sie auch nur eine Drei „im Lager“ hatten, so gehörten ihnen mit der anderen Drei im Ganzen sechs, und damit war gewonnen.

Entringer entschloß sich, lieber doch noch eine Karte zu nehmen. Er deckte seine beiden Blätter, durch die er fünf hatte, auf, und griff nach dem Talon. Aber rechtzeitig hielt er noch inne. Er hatte überlegt, daß, da er glaubte, die rechte Seite bestimmt zu haben, er auch, wenn er die linke verlor, immer noch 130 Mark gewann. Und er sprach scharf Rohmüller fixierend:

— Die Bank bleibt auf fünf.

Beide Seiten warfen die Karten fort. Links hatten sie nur drei, die beiden ersten Karten waren zwei Zehnen gewesen, die also beide nicht zählten. Entringer strich 770 Mark ein. Und sein Glück ging fort. Die Bank „schlug“ noch drei Mal hinter einander „klein“, und als das vierte Mal beide Kartenhalter die Acht, den „kleinen Schlag“ aufdecken konnten, überbot sie Entringer durch den „großen Schlag“: neun.

Ein Haufen von Papiergeld, 500, 100, 50, 20 Markscheinen und ein ganzer Berg Goldstücke hatte sich vor ihm aufgereiht.

Der Bankhalter legte die Karten fort:

— Einen Augenblick, bitte! Die Bank möchte Toilette machen!

Er begann das Geld zu ordnen. Nur im Großen, Ganzen überflog er die Scheine, und schätzte etwa die Goldstücke ab.

Braunreuter folgte ihm mit den Blicken und zählte mit. Er hatte ziemlich vorsichtig gesetzt und deshalb nur wenig verloren.

Melnich blieb gleichmütig auf seinem Platze ohne eine Miene zu verziehen, er hörte mit halbem Ohre Gabitz zu, der ihm auseinanderzusetzen suchte, daß zwar Entringer unerhörtes Glück gehabt hätte, daß jedoch sein Spiel keineswegs technisch richtig gewesen sei, denn bei dem zweiten „Coup“ hätte er nicht auf fünf bleiben dürfen.

Der Graukopf aber schien nicht unbedingt dieser Ansicht zu sein, er knurrte zwischen den Zähnen:

— Das ist Mummsache.

Bingersheim hatte 3000 Mark verspielt, er war aufgestanden, zündete sich langsam eine Cigarrette an und bestellte bei Schumann eine Flasche Pommery. Er zeigte nicht die mindeste Erregung und sagte lachend zu Lilli, die all ihr Geld verloren, und ihn nun weinerlich bat, ihr etwas zu borgen:

— Es ist Bankwetter heute. Da ist nichts zu wollen. Der Bieber mag Dir was pumpen! — Ich thue es grundsätzlich nicht, es würde mir Pech bringen.

Sie schlug ihm vor, Borck selbst um ein paar tausend Mark anzugehen. Davon sollte er ihr dann etwas abgeben.

— Aber liebes Kind, Du weißt doch genau, daß ich niemals pumpe, und er niemals so viel Geld bei sich trägt.

— Doch, doch — denn er hat heute eine Sendung aus Paris bekommen, über 20000 Francs, das ist ja eben das Dolle. Meine Carrossiers kosten nur 5000 Mark und die will er mir nicht geben, und er hat doch 20000 und mehr bekommen. Da bleibt ihm doch noch genug!

Bingersheim hielt es aber für nötig, ein wenig des Biebers Partei zu ergreifen. Diese habgierige Unverschämtheit Lilli's ärgerte ihn:

— Ihr Weiber braucht überhaupt gar nicht zu „jeuen“.

— Du „jeu'st" jeden Tag, Du darfst da gar nicht mitreden! Alte Jeuratze! Pfui, wie ich das finde! Wenn unsereins mal auch ein Vergnügen ...

— Nicht so laut, zum Donnerwetter!

Und der Riese preßte, wie er es immer that, wenn er wütend wurde, ihre Hand, daß sie quiekte.

Entringer war mit seiner Berechnung fertig. Einen Stoß Papiergeld steckte er ein. Das Gold ließ er auf dem Tisch liegen:

— Die Bank geht mit 3000 Mark weiter.

Heinemann wandte sich an den Bankhalter mit der Bitte, ihm 500 Mark zu geben, da er nichts mehr bei sich habe, aber Melnich schnitt ihm das Wort vom Munde ab:

— Banko.

Entringer bat Heinemann, sich einen Augenblick zu gedulden. Er zögerte eine Sekunde, ob er annehmen sollte, oder die Bank lieber abgeben, und stand endlich auf mit den Worten:

— Empfehle mich, meine Herren.

Es tönte von mehreren Seiten zugleich:

— Kalte Füße. — Er ist satt!

Entringer that so, als ob er nichts gehört hätte und verschwand. Da faßte Braunreuter einen Entschluß und ging ihm auf den Corridor nach. Er erreichte ihn noch, als er eben in der Garderobe seinen Pelz anzog, und Schumann für die Hülfeleistung, die dieser ihm dabei that, ein Goldstück in die Hand drückte. Der Kellner zog sich sofort zurück. Hinter der Portière blieb er jedoch stehen; er ging erst lächelnd, als er die Einleitungsworte gehört:

— Lieber Entringer, können Sie mir vielleicht aus-

helfen? Ich schicke es Ihnen morgen früh vor zwölf Uhr. Ich möchte nicht gern deswegen nach Haus gehen.

— Wieviel?

— Nun, so viel Sie können!

— Ich habe 11,360 Mark gewonnen. Hier haben Sie sechzig Mark für Weinanteil. Geben Sie's bitte an Melnich, der rechnet ab. Ja so und Heinemann wollte noch etwas haben, bitte nehmen Sie ihm das mit. — Tausend Mark. — Soll ich Ihnen auch tausend geben, zweitausend oder mehr?

— Je mehr, desto besser.

Er gab ihm dreitausend Mark, wobei er sich das Versprechen geben ließ, daß er es am nächsten Tage bis ein Uhr mittags zurück erhielte. Der Bittende hätte gern mehr gehabt, aber Entringer erklärte, das übrige nicht entbehren zu können, da er heute noch „wichtige Zahlungen" zu leisten habe. Dabei war es schon zehn Uhr abends. Sein letztes Wort lautete:

— Aber nicht wahr, bestimmt bis morgen Mittag ein Uhr! Ich verlasse mich auf Sie! Sie bringen mich sonst in tötliche Verlegenheit!

Und Braunreuter gab sein Ehrenwort, er habe die Summe in seinem Schreibtisch liegen.

Als er oben durch den Corridor kam, stand wieder das Küchenmädchen draußen vor der Thür, wo sich der Gang nach den Küchenräumen abzweigte. Sie bemerkte sein Nahen nicht, da er fast unhörbar auf dem dicken Teppichläufer schritt. Erst als er neben ihr stand und sie beim Arm ergriff, fuhr sie erschrocken zusammen bei seiner Frage:

— Was machen Sie denn hier?

— Nichts, gar nichts!

Es ärgerte ihn, daß sie lauschte. Was brauchte sie davon zu wissen, was hier geschah? Wie er sie aber so

ansah, fiel ihm plötzlich eine Aehnlichkeit auf, doch er fragte sich umsonst, mit wem. Es mochte auch wohl eine Täuschung sein, und dennoch erinnerte ihn das schöne aschblonde Haar an jemand, den er kennen mußte, auch die Stimme hatte er schon gehört. Das Gesicht mit der vom Herdfeuer rot angeglühten Haut vermochte ihm nicht auf die Spur zu helfen. Er ließ den Arm los und im nächsten Augenblick war das Mädchen davongehuscht.

Bingersheim hielt die Bank, aber sie war schlecht gegangen, und von dem ursprünglichen Einsatze, den er schon zweimal wieder nachgefüllt, war kaum mehr etwas vorhanden. Wer gewonnen hatte, konnte man nicht unterscheiden, denn keiner der Spieler hatte eine größere Summe auf dem Tisch liegen, sondern alle versenkten in den Taschen ihr „Betriebskapital“.

Im Zimmer war eine fast unerträgliche Luft, denn Schumann mußte streng darauf halten, daß man kein Fenster öffnete, damit nicht etwa verräterische Worte oder der Klang des Goldes hörbar wurden. In dem verhältnißmäßig engen Raume stauten sich ganze Wolken von Tabakrauch, und die Temperatur war durch das Licht und das Atmen der vielen Menschen auf zwanzig Grad gestiegen.

Doch keiner merkte etwas davon. Es fiel kaum ein Wort außer den Fragen und Ankündigungen, wie sie das Spiel mit sich brachte.

Die Gesellschaft drüben hatte längst aufgehört zu tanzen und war herübergekommen. Der Bieber hatte eine der Karten, und auf seiner Seite pointierte La Bruyère, der in seiner Betrunkenheit regelmäßig noch setzen wollte, nachdem das „rien ne va plus“ des Bankiers ertönt. Das gab dann jedesmal eine Auseinandersetzung mit dem Dicken,

der durchaus nicht einsah, daß auch für ihn die Spielregeln gelten müßten. Aber der fortwährende Lärm, der sich um seine Person erhob, erregte doch seine größte Freude. Auf derselben Seite setzten Melnich und Gabitz, auf der anderen Heinemann und Lilli Mara.

Der Bieber ärgerte sich über Lillis Spiel, aber er sagte ihr nichts, da er stark im Verlieren, mit sich selbst zu sehr beschäftigt war, als daß er auf sie hätte achten wollen.

Bingersheim war dadurch, daß die rechte Seite mit den vielen und hohen Sätzen jetzt regelmäßig verlor, zu Gelde gekommen. Er hatte nach Ablauf weniger Minuten schon wieder, so weit er es zu übersehen vermochte, mehr denn 10,000 Mark in der Bank, und somit, da er 6000 hineingesteckt, immerhin 4000 Mark gewonnen. Er beschloß, nur noch den nächsten „Coup" abzuwarten, um dann die Bank abzugeben.

Aber das Blatt wandte sich: die hoch besetzte rechte Seite gewann und die linke mit nur 450 Mark Lillis und Heinemanns verlor. Die Bank setzte bei dem einen Schlage 2300 Mark zu.

Der Riese stampfte mit dem Absatz auf den Boden.

Gabitz war nervös geworden, er machte sich Luft:

— — Na — na, — die Bank darf doch auch mal verlieren!

Bingersheim entgegnete gereizt, er könne bei so ungleicher Verteilung der Sätze auf beiden Seiten nicht weiterspielen.

Aber Borck antwortete heftig, er habe doch nicht über die Ungleichheit der Sätze geklagt, so lange die rechte Seite mit den hohen Sätzen verloren.

Eben wollte der Bankhalter etwas Scharfes erwidern, als Rohmüllers nackter Kopf in der Thür erschien.

Melnich fragte, wo er gewesen sei, und erhielt die Antwort:

— Ich habe Geld geholt!

Und dann über den Tisch rufend:

— Ich setze drüben bei Heinemann 1000 Mark.

Bingersheim, der sich einbildete, diesmal müsse nun doch Heinemann gewinnen, wies den Satz zurück, indem er nervös mit der rechten Hand an dem Talon in seiner Linken zupfend, erklärte, er nähme keine Ankündigungen an. „Bar Geld" wolle er sehen.

Rohmüller warf einen 1000-Markschein hin. Braunreuter that dasselbe, so daß nun links, da Lilli 520 Mark gewagt, und der Kartenhalter seine letzten 1400 Mark gesetzt, 3920 Mark standen, ehe noch Karten gegeben.

Braunreuter steckte Heinemann die 1000 Mark zu, welche er von Entringer für ihn in Empfang genommen, und jener schob sie sofort mit auf den Tisch. Das machte: 4920 Mark.

Rechts war eine noch größere Summe gesetzt worden.

Schon wollte der Riese seine Karten aufheben, als der grauköpfige Melnich die breite Rechte vorstreckte:

— Bitte einen Augenblick! Die Bank ist übersetzt.

— Wieso?

— Wie viel steht links?

— 4920 Mark!

— Rechts?

— 6100 Mark!

— Wieviel ist in der Bank?

— 8540!

Bingersheim war wütend. Niemand wollte sein Geld zurückziehen.

— Meine Herren, die Kartenhalter gehen vor. Es dürfen nur 4270 auf jeder Seite gesetzt werden!

Ein wüster Lärm erhob sich. Keiner wollte weichen.

Melnich setzte mit großer Ruhe und Korrektheit auseinander, was geschehen müsse. Gabitz stimmte ihm bei.

Die anderen schrieen wild durcheinander. Lilli kreischte unausgesetzt:

— „Diese dummen Spielregeln sind zu albern.“

Endlich warf der Riese die Karten auf den Tisch, daß ein paar Blätter zu Boden flatterten, schob den Haufen Banknoten, der vor ihm lag, zusammen, und pfropfte sich sein Geld in die Hosentasche. Ein paar 20-Markstücke flogen herum, nach denen Lilli laut lachend haschte.

Sie hörte nicht des Graukopfs Mahnung:

— „Pour le garçon!“

Die Mara hatte drei Goldstücke erhascht, von denen, welche herunterfielen:

— Da hast Du! — und sie wollte sie Bingersheim geben, aber er wandte sich mit den verächtlichen Worten ab:

— Mir ists doch nicht um die paar Kröten zu thun!

Lilli steckte das Geld ein; das mußte ihr Glück bringen! Nun gab es keinen Zweifel mehr, daß sie ihre 5000 Mark gewinnen würde.

Durch den allgemeinen Tumult, wurde Jessen, der mit Mary und Cläre in einer Ecke saß, aufmerksam, und drehte sich herum. Sein Blick fiel auf den runden, haarlosen Schädel Rohmüllers, den er noch gar nicht bemerkt hatte. Dieser kam eben auf sie zu. Er streckte Mary mit frechem Lachen und Augenblinzeln die Hand entgegen:

— Mary, weiß der Hohle! Du lebst auch noch? Wen hast Du denn jetzt?

Und als sie sich von ihm abwandte:

— Vornehm geworden? Oho!

Jessen wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Er vermochte nicht gleich in Rohmüller jenen wiederzuerkennen, der damals im Café Bauer Mary so vertraulich, gleichgültig gegrüßt hatte. Da er glaubte, der mit dem kahlen Kopf sei eben erst hinzugekommen, erhob er sich halb vom Stuhle und machte sich ihm bekannt, indem er seinen Namen nannte:

— Jessen!

„Rommler" tönte es zurück. Rohmüller lachte mit einem unzweideutigen Wink auf Mary:

— Ach so — pardon!

Dann wandte er sich wieder dem Spieltische zu, an dem sich noch immer der Streit nicht ganz beruhigt hatte.

Jessen fragte Mary, was denn geschehen sei, er verstände die ganze Scene nicht. Sie vermochte ihm keine Antwort zu geben: Wein und Zorn hatten in diesem Augenblick das Sentimentale, das im innersten ihres Wesens liegen konnte, gelöst, und sie fing plötzlich an zu weinen. Das hatte er noch niemals gesehen. Er erschrak, nahm sie beim Arm und zog sie aus dem Zimmer. Er wollte sich mit ihr aussprechen, aber allein, draußen, nicht hier vor den anderen.

Sie folgte ihm willig und sie traten in den Saal nebenan, wo noch der Teppich zur Seite geschoben lag, vom Tanzen vorhin, und der abgeräumte Tisch an die Wand gerückt stand.

— Mary, was hast Du denn nur? Was ist Dir?

Er zog sie an sich, und als sie sich gegen seine Schulter lehnte, schwankten sie beide und er mußte nach dem Pianino greifen, um sich zu halten. Sie schluchzte laut.

Da fing sie an, ihm von ihrer Vergangenheit zu sprechen. Zum ersten Male, seitdem sie sich kannten.

Absichtlich hatte er sich darüber keine Gedanken gemacht.

Er wollte nichts von ihr wissen, es hatte ihn niemals danach gelüstet, zu erfahren, wer sein Vorgänger gewesen.

Nun fing sie davon an, nun drängte es ihr die Seele ab, in dieser augenblicklich sentimentalen Stimmung, in dem Moment, wo sie sich beleidigt fühlte von einem Manne, mit dem sie zwei Jahre zusammen gelebt.

Aber sie wußte nicht recht, wie sie beginnen sollte. Eine Menge Bilder gaukelten vor ihrer Seele: sie sah sich wieder als Mädchen, wie sie Lehrerin werden sollte, in dem kleinen, bremenschen Neste, und wie sie nur ein Gefühl gehabt: fort, fort von hier aus dem Elend, aus den kleinen, dürftigen, entsetzlichen Verhältnissen. Dann sah sie den Mann vor sich, der ihr die Gelegenheit bot, zu entkommen. Wie sie dann ohne eine Regung des Gefühls klar, scharf berechnend die Freiheit gewählt, gleichviel, ob sie sich selbst dafür als Preis setzen mußte.

Und nun, als so alles vor ihr stand und sie sprechen wollte, ihm sagen, daß er aber auch der erste Mann sei, den sie liebte, — da fühlte sie zum ersten Male in ihrem Leben mädchenhafte Scham. Die Furcht stieg in ihr auf, dieser, den sie doch wirklich zu lieben meinte, würde ihr nicht glauben können, wenn sie ihm das alles so klar und nüchtern erzählte. Und ehe sie noch ein Wort gesprochen, stand es bei ihr fest, ihm doch nicht die ganze, volle Wahrheit zu sagen. Nicht alles, nicht jedes einzeln, denn wenn er dann alles zersetzt und ausgeforscht hätte, dann mußte seine Liebe ersterben und sinken, mit jeder Frage, mit jeder

Enthüllung, und ausflackern, wenn ihr Leben ganz ohne Zweifel vor ihm läge.

Und dann würde er ihr noch immer nicht glauben, gerade, wenn sie ihm die volle Wahrheit gesagt.

Sie bat ihn:

— Willst Du mich hören?

— Nun Mary, sprich, sage doch!

Da kam ihr ein Gedanke. Wie sie am Pianino lehnten, sah sie den Drücker der elektrischen Leitung vor sich. Wenn sie danach griff, war es mit einem Drucke des Fingers dunkel.

Dann würde sie sprechen können.

Und sie schnellte die Hand vor und zog den kleinen Hebel zurück.

Die Flammen am Kronleuchter erloschen.

— Mary, was machst Du?

— Es ist besser so.

Nun konnte sie reden.

Und da fing sie an, erst langsam, stoßweise, allmählich, immer sicherer, ihm zu erzählen von ihrer Vergangenheit:

— Weißt Du .... Du mußt wissen .... Du hast niemals danach gefragt .... Aber ich bin nicht schlecht deswegen, denn es kam so .... ich konnte es nicht mehr zu Hause aushalten. Von meinem Vater bekam ich immer Prügel, wenn er zu Haus war, und er ließ mich dann wieder ganz allein mit der Magd, wenn er in See stach, — — — und er trank immer so viel, daß es mir sehr schlecht ging, wenn er zu Haus war. Ich weiß nichts mehr von der Mutter, gar nichts mehr, und siehst Du, dann kam eines Tages die Nachricht, daß mein Vater tot wäre. Alle tot, die ganze Mannschaft. Und das Geld, das

ich von den Rhedern bekam, das langte doch auch nicht weit, denn ich mußte doch noch manches bezahlen, was der Vater nicht in Ordnung gebracht hatte. Dann wurde ich Lehrerin, aber nur so zur Aufsicht in der Krippe. Das nannten sie Lehrerin, und ich hatte doch eigentlich gar nichts zu lehren, nur immer die Kinder zu bewachen. Und Kinder konnte ich niemals leiden!

Ich konnte doch auch nicht immer dabei bleiben.

Eigentlich mochte ich auch nur die kleinen Lüders, das waren zwei Mädchen, die waren die hübschesten, und die — aber weißt Du, da lernte ich zufällig ihn kennen . . . und . . . .

Er hörte ihr zu, während sie sich eng an ihn schmiegend ihm ins Ohr sprach, als dürfe es kein Mensch vernehmen.

Und nun wollte er fragen nach diesem „er“, aber ehe er gesprochen, wußte er es mit einem Male, er wußte, daß es jener war, der sie eben drüben angeredet, und dem sie den Rücken gedreht. Sie verstand, was er meinte, und sie schwieg. Im Ungewissen wollte sie es lassen. Mochte er immer denken, daß es jener gewesen, sie würde ihm doch nicht sagen, daß es ein anderer war, und wer am allerwenigsten.

Jessen fragte zögernd:

— Und wie lange hast Du ihn gekannt?

— Zwei Jahre!

— Und — und dann war es aus?

— Ja!

— Ganz aus?

— Ganz aus!

— Und nie wieder?

— Nein!

Er suchte ihren Mund und küßte sie auf die Lippen
— Weshalb kränkt er Dich denn jetzt?
— Er war immer so roh!

Sie wußten beide kein Wort mehr, und hielten sich stumm umschlungen. Mary war glücklich, daß sie es endlich von der Seele hatte. Die Unwahrheit, die sie gesagt, verschlug nichts dabei.

Und Jessen empfand nur eines: Er liebte sie, und sie entschädigte ihn dafür, daß er nun wieder hierher zu Westfal gemußt. Mary bat:

— Komm Schatz, wir wollen nach Haus gehen! Ja?

Er schlug den Arm um ihre Taille, und sie fühlten sich im Dunkeln nach dem Ausgang zu. Da öffnete sich plötzlich die Thür und sie konnten deutlich im Lichte, das durch den breiten Spalt hereinfiel, die Gesichter der Eintretenden erkennen: Braunreuter und Schumann.

Mary und Jessen zögerten einen Augenblick. Beide hatten zuerst denselben Gedanken, sich bemerklich zu machen, aber beide hielten inne und blieben regungslos. Und sie hörten, wie die anderen sich durch den Raum tasteten. Irgendwo stießen sie an. Braunreuter fluchte. Man verstand etwas von „verdammter Teppich."

Des Kellners Stimme tönte:

— Mehr nach rechts, Herr Braunreuter, da ist die Thür zum Gang!

— Wo soll ich denn hin?

— Da ist das Contor. Aber Herr Westfal giebt Ihnen das Geld doch nicht. Das sage ich Ihnen gleich!

Beide blieben stehen.

— Da geben Sie mir doch was. Tausend Mark genügen auch. Nur daß ich weiter pointieren kann!

— Aber es ist mein Erspartes, und ich will mich den ersten September selbständig machen.

— Na, Sie kriegen's aber doch wieder.

— Ja, aber Garantie, Herr Braunreuter . . .

— Kommen Sie nur erst mal in's Licht, das ist ja gräßlich hier, machen Sie . . .

Dann ging die hintere Thür auf und man sah die beiden im Schein der Lampe vom Flur.

Es ward wieder finster.

Schnell huschten Mary und Jessen hinaus. Er schämte sich für Braunreuter, daß dieser den Kellner anborgte. Nun drängte es ihn fort. Fort, nur fort, nach Haus.

Sie schritten über den Gang zur Garderobe.

Mary hatte ihren Fächer im Zimmer liegen lassen, wo gespielt wurde, und bat Jessen, noch einmal zurückzugehen, weil sie fürchtete, er könnte zerbrochen werden. Sie wartete draußen.

Rohmüller hielt gerade die Bank, als er eintrat. Jessen kümmerte sich um niemand, sondern suchte nach dem Elfenbeinfächer mit den grauen Straußenfedern. Heinemann, der ihn hatte kommen sehen, zog ihn bei Seite und bat ihn, ihm irgend etwas zu borgen. Er habe sich mit 20 000 Mark heut Abend hingesetzt und besitze nicht einen Pfennig mehr. Jessen, in solchen Lagen unerfahren, müde und betäubt vom heutigen Abend, wußte nicht recht, was er ihm erwidern sollte, vor allem, da er Heinemann zum ersten Male heut gesehen. Er stotterte irgend etwas, wobei des anderen Gesicht immer fader zu lächeln begann und die auffallende Furche sich immer tiefer in seine Wange grub.

Es hatte ziemlich lange gewährt, bis Jessen dem Bittsteller auseinandergesetzt, daß er ihn, falls er es „möglichst bald"

wieder erhielte, hundert Mark borgen wolle. Heinemann nahm das Geld ohne zu danken, als ob es selbstverständlich sei. Da erschien Mary an der Thür, und steckte den Kopf halb herein. Sie rief Jessen zu, den Fächer liegen zu lassen. Während sie ihm das sagte und er sich anschickte zu gehen, kam Heinemann von neuem und bat, daß Mary es hören konnte:

— Geben Sie mir noch fünfhundert Mark, dann sprenge ich die Bank und Rohmüller ist aufgeschmissen.

Jessen machte Ausflüchte.

Mary schob ihn mit plötzlichem Entschluß bei Seite und trat an den Spieltisch. Sie fragte Heinemann, der nun die Summe überflog, wieviel Geld Rohmüller noch in der Bank habe:

— Vielleicht 350.

Der Bankhalter fragte:

— Wer hält die Bank?

— Hier!

Fast zu gleicher Zeit hatte Bingersheim „Ich“ gesagt, aber als er Marys Stimme hörte, meinte er lachend:

— Erst die Damen.

Rohmüller fragte höhnisch:

— Wer ist hier?

Mary erwiderte, als ob sie ein routiniert alter Spieler sei:

— Wie viel steht in der Bank?

— 320 Mark.

Sie nestelte drei Hundertmarkscheine und ein Zwanzigmarkstück aus ihrer winzigen, gestrickten Seidenbörse und warf das Geld auf den Tisch. Melnich machte ihr höflich Platz.

— Auf welche Karte?

— Rechts.

Die Blätter fielen. Drüben offen eine Treff-Zehn und der Carreau-Bube.

Rohmüller hob langsam und gleichmütig seine Karten, nachdem er die Cigarette aus dem Munde genommen und auf die Tischkante gelegt:

— Die Bank giebt.

Mary wandte sich zu Jessen, der hinter ihr gestanden und nicht begriff, was eigentlich geschah, mit der Bitte, für sie die Karten aufzunehmen. Dann hängte sie sich möglichst auffällig in seinen Arm und legte sich an seine Schulter, während er etwas ungeschickt, da er es nicht gewohnt, die Blätter hob: Pique-Sieben und Coeur-Aß. Er zögerte einen Moment, weil ihm die Bedeutung nicht gleich klar war, aber ein erstauntes „kleiner Schlag" Melnichs brachte ihn dazu, die Karten aufzudecken. Mary triumphierte:

— Ich bitte drum!

Rohmüller schob ihr das Geld zu. Er stand aber nicht auf, sondern zog aus der Westentasche noch einen Pack Banknoten, zu denen er weitere fügte, die er seiner Brieftasche entnahm. Er zählte die Blätter hin:

— Die Bank geht weiter mit zweitausend Mark.

Wieder warf er einen höhnischen Blick auf Mary, der Jessen streifte. Ihr Arm zitterte in dem seinen, und sie sprach ohne Besinnen mit leidenschaftlich erregter Stimme:

— Halte ich!

Jessen wollte etwas sagen, aber es war zu spät, und sie blickte ihn so bittend an. Er erschrak darüber, daß sie 2000 Mark halten wollte. Heinemann flüsterte ihm ins Ohr, Rohmüller hätte ihm vorhin auf Wort erklärt, daß er nur das besitze, was in der Bank liege, und nun habe er noch plötzlich 2000 Mark in seinen Taschen gefunden! Während sie sprachen, bat ihn Mary, für sie

wieder die Karten aufzuheben. Sie hatte Carreau-Vier und Coeur-Fünf, also neun, den „großen Schlag“.

Rohmüller sprach kein Wort. Nur einen wütenden Blick warf er Jessen zu, dann erhob er sich und verließ das Zimmer. Mary lachte laut auf. Sie nahm die 2000 Mark, knitterte die Banknoten zusammen und steckte das Packet wie ein Taschentuch unter den Saum ihrer Taille.

— Gutenacht, meine Herrschaften.

Dann war sie mit Jessen hinaus. Er atmete erleichtert auf.

Wie sie den Corridor hinab der Treppe zueilten, kam ihnen Schumann mit Marys Fächer nach, den sie nun doch noch vergessen hatten.

— Bringen Sie uns noch eine Flasche Sekt, Schumann!

Jessen wehrte ab. Wozu? Er blickte ihr ins Gesicht. Sie sah ganz verändert aus. Ihre Augen glänzten feucht, begehrend, leidenschaftlich. Sie hatte etwas neues bekommen, etwas, was er noch niemals an ihr bemerkt. Sie schien wie zu taumeln, als ob sie mit einem Male nicht mehr ihres Verstandes Herr, ihrer Sinne mächtig wäre. Eines der Cabinette stieß sie auf und zog Jessen mit sich hinein. Sie atmete tief und schwer und immer sah sie ihn groß an.

Er begriff sie nicht, er hatte den Umschwung der Stimmungen in ihr gar nicht verstanden. Er war nicht gewahr geworden, wie in ihr an diesem Abend, im Laufe weniger Minuten alle Leidenschaft hin und her gezittert. Zuerst hatte der Wein ihre Sinne umnebelt. Dann plötzlich ernüchtert durch die Rohheit dessen, der doch einst zwei Jahre lang ihr Leben geteilt, war ein kurzer, heftiger Ausbruch der Reue gekommen, der Weichheit, die danach drängte, die

Vergangenheit zu beichten. Und doch war sie davor zurückgescheut, die Wahrheit zu sagen. Endlich hatte sie die Sucht gepackt, die ihr Inneres beherrschte, zu glänzen, zu strahlen, zu überbieten, Auffallen zu erregen, mehr zu können als andere, bewundert, angestaunt zu werden. Etwas zu bedeuten um jeden Preis. Sie hatte gespielt, um sich zu rächen, aber doch auch, damit die andern von ihr sprechen sollten, daß sie ihr nachblicken mußten, daß sie einen „guten Abgang" hatte. Und dann die Geldsumme: sie wollte Geld haben, sie mußte es haben, sie brauchte Geld. Geld beherrschte alles, die ganze Welt! Einmal hatte sie darauf verzichtet: die Liebe hatte sie kosten wollen! So lange sie Geld besaß, konnte sie sich den Luxus der Liebe gestatten. Die eben gewonnene Summe bedeutete für sie die Möglichkeit, ihren Liebestraum noch eine Spanne Zeit fort zu träumen. — Was dann? Das würde die Zeit entscheiden. Noch hatte die Liebe gesiegt! Das heißt die Sinnlichkeit, die sie so nannte.

Nun stand sie vor ihm, zitternd, bebend, in plötzlichem Ausbruch ihrer Leidenschaft.

Schumann kam mit dem Sektkühler herein, in dem eine Flasche Pommery schaukelte. Er stellte den neusilbernen Behälter auf einen metallenen Dreifuß neben den Tisch, nachdem er die elektrischen Flammen entzündet. Zwei Spitzgläser schob er daneben. Sie befahl:

— Schalen, Schalen!

Sofort nahm der Kellner zwei breitausbauchende Glasschalen aus einem Wandschränkchen. Dann schloß er die Thür des Cabinets hinter dem Paar.

Nun erst wandte sich Jessen ganz zu ihr:

— Mary! Mary! Um Gottes Willen! Was hast Du? Was soll das?

— Glück! Glück! Soll das sein! Darf ich nicht auch Glück haben? Glücklich sein? Ich nicht? Warum ich nicht?

Er verstand sie nicht. Er sah, wie sie bebte, wie ein krampfartiges Zittern über ihre Glieder lief. Nun küßte sie ihn glühend und goß in beide Schalen den Wein, daß er überfloß. Dann hob sie das Glas und sie stießen an, daß ihnen der Trank in Schaumperlen über die Hand rann, und sie sagte plötzlich, fast feierlich:

— Ich will Glück! Ich habe das Glück gesucht und nie gefunden. Nun trinke mit mir auf das Glück! Einmal habe ich es alles vergessen wollen! In solcher Stimmung bin ich noch nie gewesen, noch niemals! Hörst Du? Bei Dir habe ich überhaupt den Verstand verloren, und alles aufgegeben . . . alles, ha, ha, ha . . .

Laut lachte sie auf, dann stürzte sie ihren Sekt hinunter, und wie er geleert, schleuderte sie das Glas von sich in die Ecke, daß es auf dem Parkettboden klirrend zersprang.

Auch er zerbrach sein Glas, als ob er unter ihrem suggestivem Einflusse stünde.

Dann sanken sie sich in die Arme, und sie sagte, während sie ihn küßte, unaufhörlich:

— Ich liebe Dich! Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!

Auch er wußte kaum recht, was er that. Er fühlte die Leidenschaft überquellen, er vergaß alles in den Armen dieses Weibes, er dachte an nichts mehr als an sie, er wußte von nichts als von ihr, er vermochte sich nichts mehr vorzustellen.

Und plötzlich in ihrer Seligkeit, in diesem neuen Taumel, erinnerte sie sich des Geldes, das sie gewonnen, das unter der Kante ihrer Taille eingeklemmt war. Sie

riß die Banknoten heraus und schleuderte den Pack Papiere auf den Tisch, daß sie sich blähend hoben und verstreuten:

— Pfui! Geld will ich nicht! Wozu Geld! Nicht das Geld! Nur Dich! Nur Dich!

Dann kam mit einem Male das Weinen über sie. Sie brach in Thränenströme aus, sank an dem Sofa, das unter einer Spiegelkonsole über Eck stand, in die Kniee, und schluchzte laut. Er richtete sie auf, sprach liebevoll zu ihr, und bat sie, mit nach Haus zu kommen, sie wollten nun nicht länger hier bleiben. Da war sie plötzlich matt, müde, willig wie ein Kind, schmiegte sich an seinen Arm, um zu gehen und ließ sich zureden:

— Wie kannst Du so leichtsinnig mit dem vielen Gelde umgehen! Das ist unrecht von Dir!

Sie erwiderte kein Wort und wartete ruhig, bis er die Banknoten, die herumlagen, zusammengelesen, und ihr gegeben hatte.

Dann gingen sie nach der Thür.

Er hörte auf dem Gange einen wankenden Schritt und schweres Stampfen. Dann polterte jemand mit Macht gegen das Holz.

Man vernahm La Bruyère's Stimme:

— Sachte . . . Brr . . . Sachte. Sachte. Sachte!

Jessen zögerte einen Moment. Mary lehnte sich willenlos an seine Schulter.

Als das Geräusch verhallt, öffneten sie und schritten schnell der Treppe zu. Hinter ihnen ging einmal die Thür des Spielzimmers auf, und man vernahm deutlich das Klimpern von Gold . . .

Die Nacht war wunderschön. Der Mond leuchtete hell vom Himmel. Es begann ein wenig zu thauen. Still

und einsam, menschenleer lagen die Linden. Die Häuser schienen zu schlafen mit ihren geschlossenen Läden und schwarz gähnenden Fenstern. Sie blieben vor der Thür von Westfal stehen und lugten nach einer Droschke aus. Es wollte sich keine zeigen. So schritten sie denn langsam dem Brandenburger Thore zu: dort würden sie Wagen finden. Die weiße Silhouette des Thores hob sich mondbeglänzt ab mit der Riesengruppe majestätisch oben darauf. Der Platz davor lag verödet, nur aus der Gitterumfriedigung der Wache blinkte ab und zu einmal der Gewehrlauf des auf- und niederschreitenden Postens, wenn bei einer Wendung ein Lichtstrahl des Mondes darauf fiel. Gleichmäßig tönte, auf den Steinplatten gellend, der Schritt des Soldaten herüber, der in starrem Gehorsam der eisernen Pflicht nachkam, die ihn hierher gestellt, die sein Land groß gemacht in eherner blutiger Arbeit.

Das Paar wandte um, hier war weit und breit keine Droschke zu sehen. Am Café Bauer würden die nächsten stehen.

Sie kamen wieder bei Westfal vorbei: das mächtige, prunkende, protzige Gebäude war das einzige, in dem noch Leben herrschte. Es blinkte mit seinen Riesenspiegelscheiben, zum Teil noch matt erleuchtet, wie ein übernächtiger Trunkenbold in die Nacht hinaus.

Vor dem Café Bauer war eine Hälfte des Asphaltes aufgerissen und eine große Zahl kräftiger Gestalten dabei, die Schüttung zu erneuern. Auf glühenden Kohlenrosten brodelte die schwarze, zähe Masse in den großen Pechpfannen, und hier und da stand an einem der Kübel ein Mann mit abgeworfenem Rock und aufgekrempelten Hemdsärmeln, einen Eisenstab in den Fäusten, mit dem er das dickflüssige Asphalt in Bewegung setzte. Fässer mit halb-

gesprungenen Reifen und aufgebrochenem Deckel lagen umher. Aus dem einen, das zu Boden gefallen, war in halberstarrtem, zungenförmigem Strome der schwarze Stoff auf das Pflaster geflossen. Auf einem Bretterstoße hockte ein alter Mann, dessen sehnige braune Arme zwar noch Muskeln zeigten, aber nicht mehr fleischstrotzend, wie in der Jugend. Er schien sich einen Augenblick auszuruhen. Neben ihm arbeiteten zwei große, stämmige Männer mit Spitzhacken und schlugen Fetzen und Stücken aus der von den Rädern ausgefahrenen Masse. Sie hielten einen Moment inne, als Jessen mit Mary vom Trottoir herüberkam, um nach dem Droschkenhalteplatz zu schreiten. Die Instrumente ruhten in ihren schwieligen Fäusten, und sie maßen das Paar mit den Blicken.

Unwillkürlich schaute der eine, dem kaum der erste Flaum um das offene, hübsche Gesicht sproßte, auf die zarten, neuen, überspitzen Lackschuhchen Marys, und dann glitt sein Auge auf die breiten, schweren Stiefel, die er an den Füßen nun schon zwei Jahre trug, und die noch lange halten mußten, wenn auch die Nachtarbeit gut bezahlt wurde.

Der andere hatte sich seinen schmutzigen, mit Kalk bespritzten Schlapphut in den Nacken geschoben und strich sich den blonden Vollbart.

Mary und Jessen stiegen in die erste Droschke, die vorn an hielt.

Er nannte dem Kutscher das Ziel:

— Ecke Kronprinzenufer und Moltkestraße.

Sie rollten davon.

Ein Windstoß trieb den Rauch von den Kohlenbecken zu ihnen. Mary begann zu husten und verbarg ihr Gesicht in dem Pelzmantel, den sie trug.

Sie lehnten sich aneinander uud sprachen kein Wort. Die Arbeiter starrten ihnen noch einen Augenblick nach, dann nahmen sie die Arbeit wieder auf, die sie seit Kindesbeinen nicht anders kannten, und von der sie wußten, daß sie erst mit dem eigenen Ende einen Abschluß finden konnte.

V.

Weihnachten war vorüber. Das erste Weihnachtsfest, das Jessen nicht zu Haus verlebt. Aus Rom von seiner Mutter und seinen Geschwistern war eine Sendung angelangt, aber er konnte nicht die Freude daran haben, wie wohl unter anderen Umständen, denn er hatte alles vergessen, was ihn früher beschäftigt.

An Arbeit dachte er nicht mehr. Er kam nicht mehr dazu, er kam überhaupt kaum mehr zur Besinnung seiner selbst. Mary beherrschte ihn ganz. Er hatte gehofft, daß sie still für sich allein weiter leben würden, wie in der ersten Zeit, nachdem sie einander kennen gelernt, und daß der Besuch bei Westfal sich nicht wiederholte. Aber Mary dachte nicht mehr wie früher. Der erste Rausch war verflogen. Das Neue, Besondere, das sie in der plötzlichen Zurückgezogenheit gefunden, hatte seinen Reiz längst für sie eingebüßt. Sie liebte ihn noch, soweit sie dessen überhaupt fähig gewesen. Noch immer war er ihr der liebste Mann, noch immer war er der einzige, gegen den sie jemals wirklich Leidenschaft empfunden. Die Sinnlichkeit, die er in ihr erregte, die ihr noch niemals ein Mann gelehrt, außer ihm, war noch in ihrem Recht. Aber das einsame Dasein konnte sie nicht mehr ertragen, sie mußte wieder glänzen, sich zeigen, leben.

Daß er ein „Dichter" sein solle, hatte nichts besonderes mehr für sie, denn es war langweilig auf die Dauer. Er sprach ihr nicht mehr von seinen Plänen. Dazu war keine Zeit in dem Leben, das sie nun führten. Wenn sie von den Abendvergnügungen kamen, fuhren sie wieder zu Westfal, spät in der Nacht erst heim. Sie hatte ihn wieder vollkommen in ihren alten Kreis hineingezogen. Wenn er sich gewehrt, zu Tisch zu fahren, wenn er vorgeschlagen, sie wollten allein essen, dann hatte sie ihm eine Scene gemacht und erklärt, falls er nicht mitkäme, so würde sie allein gehen.

Dann hatte er wohl mit sich gekämpft, schließlich aber doch nachgegeben. Er erstickte die Mahnungen seines Gewissens damit, daß er sich sagte, er kümmere sich ja kaum um die anderen, denn wenn sie bei Westfal aßen, saß er an Marys Seite. Darauf ging es in den Cirkus, in ein Spezialitätentheater, in die Operette, selten in die Oper. Höchstens besuchten sie einmal eine Posse oder ein Lustspiel. Ernste Stücke sahen sie nie. Dort unterhielt sie sich nicht, dort konnte sie sich nicht genügend mit ihm zeigen, die Kunst war zu beherrschend und das Publikum, die Damen, die Toiletten nicht wichtig genug.

Und dann nahm er an den Ausschreitungen der „B's" nicht teil. Ins „Paradies" ging er nicht mit, er beteiligte sich nicht an La Bruyère's Gelagen, machte Braunreuters Bummelreisen nicht mit, und rührte keine Karte an, wie oft auch Bingersheim den Versuch gemacht, ihn zu verführen.

Fast immer wurde Nachts bei Westfal gespielt. Der Riese oder Braunreuter, einer von beiden, gab regelmäßig die Anregung dazu, und wenn es so weit war, dann schloß sich schließlich auch der Bieber. Nur Lilli hatte

er das Spiel verboten, seitdem sie an dem Abend statt die „Carossiers“ zu gewinnen, eine höhere Summe verspielt als sie gekostet hätten. Dazu kam, daß sich Rohmüller, Gabitz, Heinemann und Melnich regelmäßig gegen Mitternacht, als ob sich das ganz von selbst verstände, zum Spiel einfanden.

Es war dann immer für Mary und Jessen das Zeichen zum Aufbruch. Dann fuhren sie zu ihr, oder gingen erst noch mit Lilli und Borck ins Café Bauer.

Und nun saßen die vier an einem Januarabend unten im Café in einer Ecke. Es herrschte reges Hin und Her, Kommen und Gehen, dazwischen klang ab und zu das „Bitt schön“ der Kellner. Dann klopfte jemand ans Glas und man hörte ein geschnarrtes „zahlen“ aus irgend einem Winkel. Eintönig plätscherte der Springbrunnen, und vom Buffet herüber klapperte es unausgesetzt, wenn die Mädchen die kleinen Zuckerschälchen aufreihten und in regelmäßigen Rythmen in Reihen die Zuckerstücken einfallen ließen. Es summte durch den Raum. Hier und da wurde einmal einer laut, der zu viel getrunken, dann ächzte die aufschlagende Thür des Windfanges und neue Gäste traten ein.

Lilli Mara klatschte plötzlich in die Hände, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie sich über etwas freute:

— Wißt Ihr denn, daß am zwölften Januar der erste Ball im Wintergarten ist?

Jessen erkundigte sich wie es dort sei, und Mary erzählte, sie habe niemals früher anders da erscheinen können, als mit einem großen, schwarzen Schleier vor dem Gesicht, um nicht erkannt zu werden. Dieses Mal würde sie ohne Maske oder Schleier gehen.

Lilli fing nun an, davon Geschichten zu erzählen, was

zählen, was sie alles auf den Wintergartenbällen erlebt, und welche Bekanntschaften sie dort gemacht.

Der Bieber hörte schmunzelnd zu und überlegte, daß ihm der Ball die beste Gelegenheit bieten würde, um Mary nach seiner Weise den Hof zu machen, denn er wußte es schon, daß Lilli doch überall herumschwirren würde, sich an diesen Tisch oder an jenen setzend, tanzend, trinkend, ununterbrochen im Gange. Vielleicht gab es auch dann irgend eine Gelegenheit sie abzuschütteln. Wenn er Marys sicher gewesen wäre, hätte er längst das entscheidende Wort gesprochen. Aber er traute ihr nicht, denn sie war wie umgewandelt: sie wies seine täppischen Liebeserklärungen stets, auch wenn es Jessen nicht sah, auf das entschiedenste zurück.

Mary war ganz in Gedanken verloren. Sie sah sich durch das Gewühl an Jessens Arm schweben wie eine Königin, in einem Ballkleide, das an Geschmack und Pracht gegen die „Fähnchen“ der übrigen abstechen sollte, so daß jeder sich umdrehen mußte und fragen, wer sie wohl sei. Sie überlegte sich schon, welchen Schmuck sie anlegen sollte, und sie war fest entschlossen, nicht zu tanzen, sondern als ob sie nur hingekommen, um sich das Treiben anzuschauen, den Rundgang durch den Saal zu machen.

Leidenschaftlich ergriff sie Jessens Hand:

— Du, Schatz, wir gehen doch hin! Nicht wahr?

Er nickte. Ihre Worte klangen nicht wie eine Frage. Er wußte, daß sie auf jeden Fall gehen würde. Und sie fuhr fort, ohne eine Antwort abzuwarten:

— Du sollst stolz auf mich sein. Alle Herren sollen Dich beneiden um mich. Und die Damen mich um Dich?

Aber daran zweifelte er:

— Ich glaube es kaum!

Ihr kam der Gedanke, ob er nicht recht habe. Ob andere Mädchen wirklich sie um diesen Mann beneideten, der nicht reich war, von dem sie nichts gehabt hatte als Liebe. — Als Liebe? Und hatte sie denn anderes gewollt?

La Bruyère kam hereingewankt, mit der Nachricht herausplatzend:

— Braunreuter ist flöten!

Sie verstanden ihn nicht:

— Was denn? Wieso? Was bedeutet das?

— Pleite! Herr Gott! Futsch! Weg! Bankerott! Hallali! Aus! Futtschikato perdutto! — Ab mit 'nem Walzer!

Lilli bestürmte den Dicken mit Fragen, und allmählich bekam sie heraus, daß Braunreuter in seiner Wohnung nicht mehr zu finden sei, und daß nun plötzlich von allen Seiten die Gläubiger gestürzt kämen mit den enormsten Forderungen. Wechsel würden eingeklagt über die höchsten Beträge, und sein Stall in Charlottenburg beim Trainer wäre gerichtlich versiegelt worden. Lilli war erschrocken. Sie fragte:

— Er wird sich doch nicht das Leben genommen haben?

La Bruyère schlug ein rohes Lachen auf und behauptete, dazu läge keine Veranlassung vor. Aber er wollte nicht sagen, aus welchem Grunde. Er that möglichst geheimnisvoll. Endlich, nach einigem Zaudern, worauf er blos gewartet hatte, erzählte er, daß Braunreuter am Abend vorher über sechzigtausend Mark in bar gewonnen habe.

Borck begehrte zu wissen von wem, und nun schrie der Dicke die Namen der Verlierenden, bei jedem die Summe hinzufügend. Jessen machte darauf aufmerksam, daß ihn jedermann hören könnte, aber La Bruyère, der schon

wieder in den wenigen Minuten seiner Anwesenheit mehrere Schnäpse getrunken hatte, sprach nur desto lauter und erging sich in den gemeinsten Schimpfworten über Braunreuter, weil er ihm gestern mehr denn dreitausend Mark abgenommen hätte. Dabei erklärte er, die Summe sei für ihn eine Kleinigkeit und der Verlust ihm im Grunde genommen vollständig einerlei; doch im nächsten Augenblick fing er wieder an, seine dreitausend Mark zu beklagen.

Jessen erhob sich. Die Scene war ihm peinlich. Mary ging mit ihm. Der Dicke bemerkte ihre Abwesenheit gar nicht, auch nicht als sich Borck mit Lilli entfernt, die vollkommen beruhigt war, da ihr geliebter Braunreuter doch wenigstens sechzigtausend Mark mit auf die Reise genommen hatte.

Am Tische rechts saß ein vierschrötiger, breitschultriger Mann mit einem Stiernacken und vollem, nichtssagendem, glattrasiertem Gesicht. Er sah unausgesetzt schmunzelnd zu La Bruyère herüber. Als die anderen gegangen, erhob er sich und trat an ihn heran, ihm seine mächtige, braune, schmutzige Hand entgegenstreckend:

— Nun, mein Sohn, wer waren denn die feinen Damen?

Der Dicke, der seinen Vater längst erkannt hatte, aber dem alten Manne ein für alle mal den Befehl gegeben, ihn nicht zu belästigen, wenn er in Gesellschaft sei, antwortete ohne sich zu rühren in knurrendem Tone:

— Wer solls denn gewesen sein?

— Na ick erloobe mir man blos ne Frage, det wird Dein alter Herr Papa woll dürfen!

Der Sohn wurde wütend:

— Was machst Du denn wieder mal hier? Du solltest lieber zu Haus bleiben.

Der Alte war verlegen geworden und entschuldigte sich mit Geschäften.

— Du hast doch gar keine Geschäfte! Bleibe doch lieber bei der Mutter!

— Du könntest se doch ooch mal besuchen, sonne alte Frau!

— Was soll ich denn da? Mit aufwaschen helfen? —

Dabei drehte er sich halb zu seinem Vater um, dem er bisher den Rücken gewandt, und streifte seinen Anzug mit einem Blick, unter dem sich der alte Mann scheu verkroch:

— Was hast Du da wieder für ne unanständige Weste an! Plüsch! Man muß sich wirklich schämen mit Dir hier zu sitzen.

Der Alte zuckte zusammen. Plötzlich griff er in die Brusttasche und holte ein Briefkouvert mit Kassenscheinen gefüllt heraus. Wie um den Sohn gut zu stimmen, schob er ihm das Geld verstohlen zu:

— Du hast jroße Verluste jehabt, mein Sohn, habe ich vorhin jehört, und da hast Du wieder was. Und Deinen alten braven Vater seine Weste kannste verjeben. Ick jehe wieder nach Haus, und da will ick Dir nich in die Quere kommen, nun aber will ... nun es ist ... ick ... wir wollen ja nur, daß es Dir wohl soll jehen. Die Mutter und ich. Wenn unser Sohn in so vornehme Kreise verkehrt, da ist allens jut.

La Bruyère nahm ohne ein Wort des Dankes das Kouvert und steckte es zu sich, wobei er es, da er die Tasche nicht finden konnte, erst zu Boden fallen ließ. Sein Vater bückte sich und hob es auf.

Der Dicke klopfte ans Glas um zu zahlen.

— Laß man, ick werde es abmachen.

La Bruyère ließ sich herbei, seinem Vater flüchtig die Hand zu drücken, und in gnädigem Tone zu sagen:

— Ich werde mal herauskommen. Bei Gelegenheit. Aber bummle nicht so herum.

Darauf verließ er wankenden Ganges das Café.

Und der Vater lehnte sich im Sofa zurück und sah ihm nach mit einem dummpfiffig stolzen Ausdruck, der zu bedeuten schien:

— Was ich doch für einen vornehmen Sohn habe!

Er zahlte und begann mit dem Kellner ein familiäres Gespräch, das sich größtenteils um seinen Sohn drehte und damit endigte, daß er ihm seine Karte einhändigte mit der Aufforderung ihn zu besuchen. Auf dem Blatte stand:

Louis Emil August La Bruyère
Villenbesitzer und Fischereipächter.
Besitzer der Baugrundstücke Cataster A. 116—149.
Colonie Wannsee.
Zu erfragen: »Villa Heliotrop«. Sprechstunde Vorm. 8—1 im Contor.

Villa Heliotrop. Wannsee.

*
* *

Als Jessen mit Mary den Wintergartenballsaal betrat, herrschte schon reges Treiben. In den Vorsälen, wo die Tische zum Soupieren standen, war alles besetzt.

— Siehst Du, wie gut es ist, daß Borck vorausgegangen, um Plätze zu belegen!

Mary war schon längst in Aufregung darüber gewesen, daß sie auch nur ja einen Tisch bekämen, an dem man bequem und vor allem nicht mit Fremden zusammensäße, und von wo aus man leicht und schnell in den großen Wintergartensaal treten könnte. Dazu mußte er unbedingt so gelegen sein, daß der Strom derer an ihm vorüberfloß, die tanzen wollten oder eben vom Parkettboden des Saales zurückkehrten. Jessen war weniger darum zu thun gewesen, er wollte lieber mit ihr allein in einer Ecke sein. Noch immer hatte er alles vergessen neben ihr.

In den kleinen Sälen, die sie nun durchschritten, saßen an allen Tischen dichte Menschengruppen beim Weine. In den Gängen dazwischen flutete es auf und nieder, und die Menge staute sich förmlich an den großen, geöffneten Glasflügelthüren, die auf die Terasse im Wintergarten führten, von der aus man den Tanz bequem übersehen konnte.

Jessen führte Mary am Arm. Es war ein schönes Paar, die beiden, und was sie sehnlichst gewünscht, das trat auch wirklich ein: Alles blieb stehen und blickte ihnen nach, wie sie über das Parkett der Terasse zugingen. Sie trug ein meergrünes Atlaskleid mit prachtvollen Stickereien und Spitzen, ausgeschnitten, an den Schultern rechts und links puffenartige Erhöhungen, von denen dünne Spitzenfalten bis auf die Hälfte des Oberarmes herabfielen. Sie kannte ihre Schönheit genau, sie wußte, daß sie eine Figur besaß, wie kaum eine andere, sie war überzeugt von der Pracht ihrer Schultern, ihres Halses, ihrer Büste, aber sie wußte ebenso gut, daß wie schlank und doch rund, ebenmäßig wie gemeißelt Gelenk und Unterarme geformt waren, ihr Oberarm um eine Linie an Fülle zurückblieb. Der Gazeüberwurf, der den Oberarm nur ahnen ließ, verbarg geschickt das einzige, was die Natur an diesem Weibe

vernachlässigt hatte. Durch diese Anordnung des Kleides bekam ihre Gestalt, da nun die Schultern noch breiter schienen, etwas auffallend prachtvolles. Im Haar trug sie nichts als je eine frische „William Allen Richardson", „Madame Falcot", „Chromatella"-Rose und über den langen schwedischen Handschuhen diamantglitzernde Armbänder.

Wie sie durch das Gewühl gingen, war es förmlich als ob die Menschen ihnen auswichen, der Schönheit eine Gasse zu machen.

Ein riesiger Herr mit einem dunkelroten Gesicht, welches dadurch sofort auffiel, daß es fast fächerartig geordnet eine Reihe von Quartabfuhren aufwies, machte seiner Bewunderung Luft gegen einen Kleinen, der sich offenbar ein wenig unbehaglich fühlte, weil er unter seinem roten Domino einen dunklen Reiseanzug und keinen Frack trug. Er hatte einen so mächtigen Schnurrbart, daß sein Gesicht fast verschwand unter der Fülle des Haarwuchses.

— Wer ist denn das? Den Donnerwetter noch mal! Den Donnerwetter noch mal!

Der Kleine wußte keine Auskunft zu geben.

Ein Mädchen huschte vorbei, spanisch gekleidet. Sie sah nicht übel aus, nur war der Kopfputz eine aus dem Style fallende Phantasieschleife. Der Große griff sie beim Arm:

— Sag mal, Mizi, wer ist denn die da! Den Donnerwetter noch mal!

— Die? Mary Wohlmuth.

— Wieso? Was? Wer ist Mary Wohlmuth? —

— Gott, wer soll sie sein?

— So ein Weib habe ich noch gar nicht gesehen! Die ist doch gleich was anders! Den Donnerwetter noch mal!

— Thu nur nicht gar so. Die ist auch nichts besonderes. Als sie vor sechs Jahren nach Berlin kam, da war sie auch noch nicht so angezogen. Ganz schäbig! Ach die!

Der Große blieb noch immer in Bewunderung versunken. Als er weiter fragen wollte, war ihm die „Spanische“ schon wieder entwischt, aber der Kleine mit dem Riesenbarte erinnerte sich nun Marys, wenigstens vom Hörensagen, da er ihren Namen vernommen. Er gab Auskunft, sie müsse, so viel er wisse, ein Mal Beziehungen zu einem Herrn Rohmüller gehabt haben.

La Bruyère war der erste Bekannte, den Mary und Jessen trafen. Nach seiner Gewohnheit machte er sich sofort möglichst bemerklich. Es entging ihm nicht, wie man auf das schöne Mädchen rings umher aufmerksam wurde, und es reizte ihn deshalb familiär zu thun. Er schlug Jessen vor, nach dem Tisch zu suchen, den der Bieber für sie alle habe zurückhalten lassen, während dessen würde er seine Begleiterin durch den Saal führen. Aber wider sein Erwarten war Mary nicht einverstanden und bat den Dicken im Gegenteil dieses Amt zu erfüllen:

— Ich kann diesen aufdringlichen Trunkenbold nicht leiden!

Jessen ging es ebenso. Im Grunde genommen fand er ebensowenig Geschmack an Borck, Bingersheim und den übrigen. Sie war das einzige, was ihn zu diesem Kreise zog, die anderen waren ihm widerlich.

Mary schlug vor, an die Brüstung der Terrasse zu treten, um das Tanzen besser sehen zu können.

Sie schritten ein Stück vorwärts, und wieder, als ob sich das ganz von selbst verstünde, wurde ihnen Platz gemacht. Nun stand sie über den Tanzenden, hart an dem

goldenen Gitter, den Arm leicht auf den roten Sammt des Geländers gelegt.

Gerade ihnen gegenüber, wo sich sonst die Bühne befand, hatte man das Orchester gesetzt. Der Raum war mit Draperien verhangen und mit Pflanzen an den Wänden umstellt. Ein Walzer erklang, nach dem sich auf dem Parkett die Menge drehte. Man sah von oben auf blumen- und hut-geschmücktes Haar, schimmernde Nacken und Arme. Umsäumt ward die wirbelnde Masse von Zuschauenden. Ganze Reihen von Herren im Frack und in weißer Cravatte. Hier und dort ein Domino. Die Damen waren meist in Ballkleidern mit kurzer Schleppe, aber auch ab und zu in irgend welchem Costüm, dem man die Herkunft aus der Maskengarderobe ansah. Rechts und links wo der Saal sich vom Tanzraum aus nach den Seiten weitete, hatte man Tische gestellt, an denen soupiert wurde. Ein Summen ging durch den Raum, vernehmbar trotz der langen, weichen Geigenstriche des Orchesters, trotz des Schurrens der Schuhe auf dem Parkett, dem Rauschen des Kleider. Und immer verschob sich das Bild. Man drängte sich zum Tanzen in den zwischen den Sitzplätzen offen gehaltenen Reihen. Hinter einander Paar an Paar, die immer warteten, bis das vorderste sich in den Walzer gestürzt. Bunt vermischt: Offiziere, denen man den Stand trotz des Ballanzuges ansah, Lebemänner mit Einglas und in die Höhe gekräuseltem Schnurrbarte, zum Teil den Stock in der Hand mit Silber- oder Elfenbein-Krücke, alle den Hut auf dem Kopf, mit mehr oder weniger Neigung nach der Seite, oder in die Stirn, oder in den Nacken geschoben. Dann Commis, Bank- und Laden-Jünglinge, die sich einmal eine Güte thun wollten. Junge Beamte und Kaufleute. Manche ohne Hut, zum Tanze, da sie es

ernst nahmen, die Handschuhe anziehend, was die meisten anderen verschmähten. Die Damen in den verschiedensten Färbungen des Auftretens. Schüchterne, verschämt, des Treibens noch ungewohnt, oder alte Ausgetragene, die schon jahrelang diese Bälle mitmachten. Einzelne in wirklich hübschen Toiletten, die meisten überladen mit riesigen Hüten in Gestalt von Fächern, Blumen, Blättern, Spinnennetzen, Palmenwedeln. Und dazwischen hier und da eine Gestalt in schwarzer Maske oder mit einer Spitze um den Kopf geschlungen: solche, die noch etwas auf sich hielten, denen aber doch die Neugierde keine Ruhe ließ, bis sie auch einmal einen derartigen Ball gesehen. Andere, die sich auf unerlaubten Wegen befanden und mit irgend einem Freunde heimlich das Fest besuchen wollten, in der Befürchtung jeden Moment erkannt zu werden. Endlich solche, die nur aus Koketterie, um sich interessant zu machen, verschleiert erschienen, mit der festen Absicht, das heiße, störende Spitzengewebe abzulegen, sobald sie eine Bekanntschaft angeknüpft oder erneuert, und des Mummenschanzes satt waren.

Und über all den lustigen, abenteuerdurstigen Menschen bogen sich bunte Teppiche und Tücher und Dekorationen, die von einer Querseite zur anderen gespannt, das mächtige Glasdach der Decke, mit den riesigen Eisenrippen verbargen. Das elektrische Licht fiel breitflutend von allen Seiten herab aus Dutzenden von Bogenlampen, mit Gazeschleiern umgeben, und bestrahlte gleichmäßig die wirbelnde Menge Gaffer, Tanzende, hin- und herlaufende Kellner, die Sektflaschen und Teller in der Hand hielten, drüben das Orchester mit seinen stundenlang zum Tanz aufspielenden Musikern, die Soupierenden an den Seitentischen, die Zuschauer oben auf der Terrasse.

Der Walzer brach ab.

Die Tanzenden kehrten zu den Tischen zurück und der Raum in der Mitte füllte sich mit plaudernden Gruppen, mit auf- und niederschreitenden Paaren. Ein dicker Herr mit einer stark zerknitterten Hemdbrust und weißen Flecken am rechten Ärmel, tanzte für sich ganz allein weiter. Man machte ihm Platz und belustigte sich an seinen Gliederverrenkungen. Plötzlich fiel er hin, so daß er, die Beine weit von sich streckend, auf den Boden zu sitzen kam. Eine Zahl Neugieriger sammelte sich um ihn und redete ihm zu, aufzustehen. Er that es unter allgemeinem Gelächter erst nach einer ganzen Weile.

Mary lachte über ihn:

— Du, der sieht ja fast aus wie Herr Heinemann!

Jessen wollte eben widersprechen, als sich der Herr mit dem schmutzigen Ärmel umwandte. An dem bleichen Gesicht und der stehenden Falte darin erkannten sie ihn sofort. Auch er hatte sie bemerkt und steuerte nun geradewegs auf sie los. Unter ihnen blieb er stehen und winkte zur Terrasse hinauf:

— Ach, wie schön sind Euer Königliche Hoheit heute Abend, darf ich um den nächsten . . .

Die folgenden Worte vernahmen sie nicht mehr, denn Jessen hatte Mary beim Arm genommen und fortgezogen. Der Betrunkene, der die Aufmerksamkeit aller Umstehenden auf sich gelenkt hatte, war ihm unangenehm.

Bingersheim mit der Cläre trat ihnen in den Weg. Er sah so fröhlich aus, daß sich Jessen unwillkürlich dachte, er müsse am Abend vorher viel gewonnen haben, und des Mädchens glückliche Augen bestätigten seine Vermutung. Sie war wachsbleich wie immer. Jessen, der sie zum ersten Mal im Ballkleid erblickte, wunderte sich über ihre Magerkeit und das blutlose, abgezehrte dieses Halses, dieser

Arme, an denen sich die blauen Adern abhoben. Das war ihm früher niemals derartig aufgefallen. Nun begriff er auch, was ihm Mary versichert, daß Cläre Müller im höchsten Grade lungenkrank sei, und nur durch vernünftige Lebensweise einigermaßen noch erhalten werden könne. Sie war an und für sich hübsch, aber ungünstig gekleidet. Das brennende Rot ihrer Taille vermehrte nur noch den Eindruck des Krankhaften.

Bingersheim fragte nach dem Tisch, den der Bieber für sie alle hatte besetzen wollen. Auch er hatte Borck heute Abend noch nicht gesehen. Sie beschlossen, die oberen Säle gemeinschaftlich zu durchwandern. Der Riese bat, einmal Mary führen zu dürfen, und obwohl sie es nicht wünschte, gab Jessen, davon nichts bemerkend, aus Höflichkeit Cläre den Arm.

Als sie durch die Räume schritten, blieb plötzlich neben ihnen ein Herr mit brandrotem Schnurrbart und Haaren stehen, dessen eigentümlich heraustretende, gestielte Augen seinem Gesicht etwas trostlos neugieriges und unbeholfenes zugleich gaben. Er fixierte Bingersheim scharf, dann glitt sein Blick auf Mary, und er beugte sich zu ihr, so laut redend, daß es Jessen hörte:

— Ah! on revient toujours à ses premières amours!

Seine Aussprache des französischen war schlecht und klang geziert.

Der Riese gab ihm flüchtig die Hand ohne zu antworten. Seine Begleiterin zog ihn sofort weiter.

Im ersten Saal, durch den sie vorhin eingetreten waren, fanden sie alle Plätze besetzt; von Borck oder Lilli war nichts zu entdecken. Auch im Mittelraum suchten sie vergebens. Endlich sahen sie auf der anderen Seite den Dicken

in einer Nische, die man durch einen Aufbau von Wandschirmen gebildet hatte, allein, nur in Gesellschaft von mehreren Flaschen Champagner, am Tische sitzen. Er hatte sämtliche Stühle umgekippt, um zu zeigen, daß sie besetzt sein sollten, und vor jeden Platz ein volles Glas Sekt gestellt. La Bruyère's unförmlicher Körper präsidierte dieser stillen Tafelrunde, indem er die ganze Breite der Tischplatte einnahm und beide Riesenfäuste vor sich auf das weiße Tuch gestreckt hatte, als wollte er jeden mit seiner Pranke niederschlagen, der es wagen würde, sich hierher zu setzen:

— Gott sei Dank, daß Ihr endlich kommt! Feine Idee, was? Ich bin so 'ne Art Schatzhüter. Hüter des — wie heißen die Gruppen unten in den Ecken des Saales aus den . . . den . . .

Jessen bemerkte trocken:

— Nibelungen!

Der Dicke fuhr fort, möglichst laut zu predigen, mit einer Pause zwischen jedem Wort, damit die anderen lachen sollten:

— Hüter des Nibelungenhortes . . . Sekthortes . . . . Feine Idee! Alles besetzt . . . Jeder am Tisch hat sein Glas. Ich habe schon mit allen Damen und Herren hier einzeln angestoßen und aus Anstand, — gegen den Kellner, reihum die Gläser ausgetrunken!

Bingersheim höhnte:

— Man merkt's!

La Bruyère stand auf:

— Man merkts? Wieso? Was soll das?

Man achtete nicht auf ihn. Es stellte sich nun heraus, daß der Bieber überhaupt noch gar nicht erschienen und

nicht daran gedacht hatte, Plätze belegen zu lassen. Kein Mensch wußte von ihm.

Sie setzten sich, und sofort begann ein eifriges Gespräch, da Bingersheim neues über Braunreuters Verschwinden wußte. Jener hatte richtig das gewonnene Geld mit sich genommen und es schien, als ob er nur auf den Augenblick gewartet hätte, eine größere Summe im Besitz zu haben. In seiner Wohnung am Schiffbauerdamm, in der Nähe des Tattersals, wo er auch noch ein Reitpferd stehen gehabt, das er erst vor ein paar Tagen verkauft, hatte sich außer der Einrichtung nichts von Wert vorgefunden.

La Bruyère fragte den Riesen:

— Taugen denn wenigstens seine Rennschinder was?

— I, bewahre! Kein Bein. Sie waren beide im September, kurz nacheinander, niedergebrochen. Sie wurden nur noch bewegt.

Mary war ein wenig mißmutig geworden, weil sie von dem Tische aus, der an der rückwärtigen Wand stand, nicht durch die Fenster in den Saal hinabsehen konnte. Aber allmählich kehrte ihre gute Laune zurück, denn ihr Platz besaß andrerseits den Vorteil, daß man den Austritt zur Terrasse vor sich hatte. Bingersheim sagte ihr, sie sei für den Wintergartenball viel zu großartig angezogen. Doch sie faßte es nur als Schmeichelei auf.

Jessen dachte noch immer an die Worte, die der Herr mit den gestielten Augen dem voranschreitenden Paare zugeflüstert hatte: „on revient toujours à ses premières amours“! Er konnte nicht begreifen, was es bedeuten sollte. La Bruyère weckte ihn aus seinen Träumen. Dem Kellner nahm er die Sektflasche aus der Hand, die jener eben aufmachen wollte, zielte, und ließ den Pfropfen abspringen.

Der metallbeschlagene Kork traf scharf den oberen Rand eines Glases, aus dem er klirrend ein Stück herausschlug.

Bei dem Lärm erschien über der spanischen Wand, die ihren Tisch vom benachbarten trennte, ein roter Kopf und blickte neugierig herüber. Er tauchte sofort wieder unter. Es war Jener mit den fächerförmigen Quartabfuhren, der sich vor einer Weile so angelegentlich nach Mary erkundigt hatte.

Der Riese stellte unwillkürlich Betrachtungen darüber an, ob der Neugierige wohl noch größer sei als er:

— Hat der einen langen Hals! Die reine Giraffe.

Da trat in eine der zur Terrasse führenden Thüren Heinemann mit seinem zerknitterten Vorhemd und dem noch immer schmutzigen Ärmel. Er stierte ausdruckslos einmal in den kleinen Saal herein, wandte sich um und verschwand. Mary hatte ihn beobachtet. Sie fühlte sich erleichtert, als sein Erscheinen nicht mehr drohte. An seiner Stelle kam jedoch Rohmüller in die Thür. Er führte eine hübsche, schlanke Blondine am Arm. Mit ihr schritt er vorüber. Spöttisch grüßend verschwand er am Nebentisch hinter der spanischen Wand. Man hörte fortwährend Lachen herüber schallen, dazwischen das Klirren von Gläsern, und ab und zu einmal eine Stimme, die ein paar Takte sang, dann aber schroff abbrach. Den Text konnte man nicht verstehen.

Gegenüber saßen drei Herren um eine einzige Dame herum. Sie rauchten gelangweilt, wortlos und tranken sich zwischendurch zu. Der Rotwein, den sie auf dem Tische stehen hatten, schien nicht gut zu sein, denn ein junger, bartloser Mensch an der Ecke, dessen Kleidung etwas zusammengeborgtes hatte — er trug Wichsstiefeln — schüttelte sich bei jedem Schluck, als ob er vergiftet sei. Dann

ließ er seine blauen, erstaunten Augen umherwandern, die endlich auf Mary haften blieben. Er fühlte sich hier sehr unwohl, und seinem Kameraden neben ihm ging es ebenso. Nur der dritte, der einzige, der sich mit der Dame unterhielt, machte einen weltgewandteren Eindruck und war auch besser angezogen.

Daneben ging es hoch her. Dort befand sich eine ausgelassene Gesellschaft: zwei Herren und zwei vermummte Damen. Ihre Begleiter machten unausgesetzt Versuche, ihnen den Schleier abzuziehen, oder doch wenigstens einen Blick darunter zu werfen. Das gab Kreischen und Lachen, Lärm und Geschrei.

Der eine, ein hübscher Mensch mit einem ganz glatt rasiertem Gesicht und wildem Lockenhaarbusch — man sah ihm den Schauspieler an — führte das Wort. Seine Aussprache verriet den Wiener:

— Seid Ihr Schwestern?

Die Damen lachten, gaben aber keine Antwort.

— Aber Ihr gehts doch gleich gekleidet!

Die größere meinte, sie seien Freundinnen. Nun behauptete der Schauspieler, der andere und er wären sogar Brüder. Die beiden Mädchen lachten immer herzlicher, denn die Unähnlichkeit zwischen des Mimen scharf römischem Profil mit schmalen Wangen, und seines Freundes Stumpfnase in ewig lächelndem Vollmondsgesicht war zu auffallend.

Jessen starrte zu der Gruppe hinüber, unwillkürlich beobachtend.

Es fiel Mary auf:

— Du bist so nachdenklich heute! Was hast Du? Amüsierst Du Dich nicht? Wollen wir noch einmal durch den Saal gehen?

Er nickte und fragte sie, als sie ein Stück vom Tische entfernt waren, ob sie das: „on revient toujours" gehört hätte. Ein ärgerlicher Zug huschte über ihr Gesicht, aber sie beherrschte sich schnell. Sie meinte leichthin, das sei wohl ein Scherz von dem Herrn, um Bingersheim zu necken. Er wollte wissen, wer der mit dem roten Schnurrbarte und den gestielten Augen gewesen, und sie nannte ihm den Namen:

— Graf Zorbrechten. Es ist wohl eine westfälische Familie! Willst Du ihn kennen lernen?

Doch es gelüstete ihn wenig danach. Nun hatte er sich beruhigt.

Als sie eben von der Terrasse aus die Stufen hinunter in den Saal gehen wollten, rief eine Stimme mehrmals:

— Mary! Mary!

Es war Lilli, die Borck losgelassen hatte und ihnen nachgestürzt war. Sie war auffallend rot und aufgeregt:

— Wo bleibt Ihr denn nur?

Mary wandte sich um:

— Nee, wo seid Ihr denn geblieben? Ihr wolltet doch einen Tisch belegen?

— Ach, denke Dir, das ist zu albern. Heute Nachmittag kriegt der Bieber ein Telegramm aus Paris. Ich habe übrigens noch immer nicht heraus, was drin steht. Dann läuft er fort und läßt mich sitzen. Halb neun kam er wieder. Ich denke, er wird bleiben. Weißt Du, wir mußten uns doch dann bald anziehen, denn wir wollten gern bißchen zeitig da sein. Nicht? Habt Ihr denn einen Tisch?

Mary wollte erwidern, aber Lilli ließ sie nicht zu Worte kommen:

— Also denkt Euch, nein, da läuft er wieder weg. Nach-

dem er noch eine halbe Stunde einen Brief geschrieben, den ich wieder nicht lesen durfte. Unverschämt! Vor einer halben Stunde kam er erst wieder. Eigentlich wollte ich überhaupt allein abfahren, aber — pst — er kommt . . .

Borck sagte Guten Abend und fragte spöttisch, ob Lilli ihnen schon ihr Leid geklagt hätte. Ein kleines Wortgefecht entspann sich zwischen beiden, im Verlauf dessen sie immer wütender wurde, und stets heftigere Ausdrücke gebrauchte. Die Scene war den Umstehenden nicht entgangen, sie sammelten sich um das Paar. Der Bieber blieb vollkommen ruhig, während Lilli mit jedem Worte lauter schrie.

Mary und Jessen entfernten sich möglichst schnell und gingen an ihren Tisch zurück, wo sie die Ankunft der beiden meldeten, und daß sie sich augenblicklich zu allgemeiner Freude auf der Terrasse stritten. Der Dicke sah sofort für sich ein Feld der Thätigkeit, denn ein Skandal mit ihm als Besänftiger und Vermittler, das reizte ihn. In ein paar Sekunden stand er vor der erregten Lilli, gegen die sich Borck nicht zu verteidigen schien:

— Kinder, was ist los! Nur keine Handgreiflichkeiten. Also Lilli, was hat er gethan? Bist Du Schuld, oder ist er Schuld?

„Abstimmen“, schlug einer der zuschauenden Herren vor Allgemeines Gelächter zollte ihm Beifall.

Borck wurde die Lage nun unangenehm. Der Streit mit Lilli paßte zwar vollkommen in seinen Plan, heute mit Mary zu sprechen, aber er hatte keine Lust, seine Familienangelegenheiten vor den Ballbesuchern des Wintergartens abzumachen. Bis dahin hatte er nur so still zugehört, weil er genau wußte, wie seine Ruhe und Gleichgültigkeit das leicht erregbare Mädchen dazu trieb jede Rücksicht zu vergessen und in ihrer Nervenaufregung

vollkommen den Kopf zu verlieren. Sie wußte schon gar nicht mehr, was sie eigentlich sprach. Sie kam vom Hundertsten ins Tausendste und was sie nun dem Dicken klagte, unter lachendem Zuhören von einem Dutzend Herren und mehreren weiblichen Wesen, hatte mit dem Aerger vom heutigen Abend nicht das Geringste mehr zu thun.

Der Bieber aber zog sich langsam zurück und verschwand in dem Gewühl des Balles. Sie bemerkte nichts davon, so eifrig erzählte sie La Bruyère ihre Leiden. Sie beklagte sich über die lächerlichsten Dinge. Als eine niedrige Rücksichtslosigkeit stellte sie es hin, daß Borck „der Ordnung wegen", wie er immer gesagt, verlangte, daß ihre Pferde, die doch nur ihr allein gehörten, nicht mehr als zweimal an einem Tage gebraucht würden. Dann meinte sie, nur ein einziges Mal sei sie ihm untreu gewesen, und zwar lediglich durch Braunreuters Schuld, weil der, obwohl er mit den 60 000 Mark durchgegangen, doch eigentlich ein „unwiderstehlich netter Bengel" sei. Als der Dicke bei ihrer Behauptung ein bedenkliches Gesicht zog, betonte sie nochmals:

— In zwei Jahren ein einziges Mal!

Jemand aus der Menge machte:

— Na, na!

Sofort wandte sie sich gegen die Herren, die sie umstanden:

— Na, wißt Ihr, Ihr seid überhaupt noch viel schlimmer, Ihr könnt eben so was gar nicht begreifen!

Die Stimme aus dem Publikum wiederholte:

— Nee, allerdings nicht.

Aber sie achtete nicht mehr darauf, sondern fuhr fort auseinander zu setzen, daß sie den Bieber wohl ein Dutzend Mal auf krummen Wegen ertappt. Und dann habe er

ihr zuerst nicht einmal die Carrossiers schenken wollen, die ihr doch gebührten. Er sei überhaupt schmutzig geizig. Sogar die Lampe solle Nachts nicht brennen bleiben, sondern er verlange ein Nachtlicht, und dann könne sie doch nicht mal lesen abends im Bett, und das sei eigentlich noch das einzige, was sie vom Leben hätte. Plötzlich bemerkte sie es, daß Borck gar nicht mehr da war. Sie rief ein Mal über das andere:

— Da seht Ihr es! Der Feigling! Er ist ausgerissen!

Allgemeines Gelächter folgte ihren Worten. Die Menge um sie herum war ständig gewachsen, und der Dicke hielt es nun an der Zeit, in Kraft zu treten. Er gab ihr in allem vollkommen recht, nahm sie energisch unter den Arm und ging mit ihr die Treppe in den Saal hinab, wobei sie auf der untersten Stufe fast zu Fall gekommen wäre, da La Bruyère nicht mehr ganz sicher auf den Füßen stand und sie in ihrer Aufregung und in ihrem Eifer den letzten Treppenabsatz übersah:

— Hoplah!

Sie stützte sich auf die Schulter eines Dominos vor ihr:

— Pardon.

— Bitte sehr.

Der Herr sah ihr lachend nach. Seine Dame meinte:

— Die hat auch tüchtig einen weg.

Für Borck waren Umstände eingetreten, die ihn zu einer Entscheidung mit Mary drängten. Das geheimnisvolle Telegramm aus Paris hatte ihm den plötzlichen Tod seines Vaters gemeldet, und ihn damit zum vielfachen Millionär gemacht. Jener untergeordneten Schauspielerin von den Bouffes parisiennes, mit der der Alte zusammen gelebt, war eine Rente von 20 000 Francs ausgesetzt, eine Summe, die bei dem gewaltigen Vermögen kaum in Be-

tracht kam. Das Testament war in Berlin deponiert, und der Anwalt seines verstorbenen Vaters hatte ihn heute nachmittag, schon ehe es eröffnet werden sollte, mit dem Inhalte bekannt gemacht. Der Bieber hatte seinen Vater seit länger als zwölf Jahren nicht gesehen und wußte wenig anderes von ihm, als daß die Geldsendungen regelmäßig für ihn einliefen, immer mit annähernd demselben Geschäftsschreiben und mit dem offenbar jedoch mehr förmlichen als ernsthaft gemeinten Rate, in ein Bankhaus als Volontär einzutreten. Er hatte keinen Augenblick gezögert, trotz des Todesfalles, den heutigen Ball zu besuchen. Nur soviel Gefühl war dem gleichgültigen Genußmenschen geblieben, daß er es für besser hielt, vor der Hand niemand etwas von den Nachrichten dieses Nachmittags mitzuteilen. Aber da er fortan die Mittel besitzen würde, in Zukunft auf dem allergrößten Fuße zu leben, so hielt er jetzt den Moment für gekommen, Mary sein Anerbieten zu machen. Sie war nun das Richtige für ihn: sie war schöner als Lilli, vor allem weniger bekannt bei den Herren, und sie würde sich auf keinen Fall fortwährend etwas vergeben, wie das blonde, ewig lachende, flatterhafte Geschöpf, an das ihn bisher nur die Gewohnheit gefesselt. Dazu wußte er eins bestimmt: lange konnte das mit Jessen nicht mehr so fortgehen. Es war ihm bekannt, daß dieser zwar sein gutes Auskommen hatte, aber, daß er nicht im Stande gewesen wäre, Mary's Luxus zu bestreiten. Selbst wenn er ihretwegen Schulden gemacht hätte, würde dennoch die Herrlichkeit nicht ewig dauern. Und daß es Jessen weh thun mußte — das war ihm einerlei. Ihm that es ja auch weh, daß Jessen sie besaß. Also mochte sie einfach zwischen ihnen beiden entscheiden.

Noch hatte sie ihn immer abgewiesen, und war in letzter Zeit sogar kälter gegen ihn gewesen als sonst, aber . . . nun, er wollte es wenigstens versuchen.

Und er ging ans Werk.

Am Tisch vorn im Saal fand er die ganze Gesellschaft, zu der noch der rothaarige Graf Zorbrechten gekommen war, der neben Jessen Platz genommen und jenen dadurch von Mary getrennt hatte. Das paßte vortrefflich in seinen Plan. Er setzte sich neben sie und begann eine gleichgültige Unterhaltung. Er machte sie auf die Gruppe an dem gegenüberstehenden Tische aufmerksam, den man übersehen konnte.

Der Schauspieler und sein Freund versuchten noch immer vergeblich, die beiden Verschleierten zu bewegen, endlich ihr Gesicht zu zeigen. Die Eine wehrte sich immer:

— Wir sind alt und häßlich!

Der Wiener ließ sich nicht abweisen:

— Ah nein, mach' kein Schmarren. Deine Augen sind schön. Und Dein Hals — huhje, hat ja gar keine Falten. Und ein Grüberl ist im Kinn.

— Das ist nicht wahr.

— Doch! doch! Aber ich mag das grad nicht. Das hat so was Affektiertes!

— Ich habe aber kein Grübchen!

Er legte die Hand aufs Herz und beteuerte, leider habe er es gesehen. Er fände es zu scheußlich. In Eitelkeit und Aerger wollte ihm das Mädchen das Gegenteil beweisen und nestelte an ihrem Schleier. Dabei stach sie sich an einer Nadel in den Finger und ließ die Enden des Gewebes los, sodaß sich ihr hübsches, nur etwas erhitztes Gesicht zur Hälfte enthüllte.

— Das wollt' ich ja nur! Etsch!

Mary sowohl wie Borck mußten lachen. Der Bieber fragte:

— Wie kommt es, daß Sie sich heute ohne Schleier zeigen? Das haben Sie doch sonst nicht gethan!

Sie fühlte, daß sein Gedankengang von dem Mädchen drüben zu ihr, ihn zu der Frage geleitet, und sie ärgerte sich ein wenig darüber. Jessen hätte sie nicht so etwas gefragt. Der Bieber war doch eigentlich ein ungeschickter, täppischer Mensch!

Borck wollte den schlechten Erfolg, den er bisher gehabt hatte, verbessern, und fing plötzlich an, ihr schönes, schwarzes Haar zu bewundern, das um so seltener und auffälliger sei, da sie doch eine Norddeutsche wäre. Aber auch damit hatte er kein Glück, denn sie entgegnete ihm ziemlich scharf, ihre Mutter wäre eine Schwedin gewesen und da fände sich nicht selten gerade das dunkle Haar, im übrigen könne doch auch wohl einmal ein Norddeutscher schwarze Haare haben.

Der Bieber merkte, daß er, statt sie zu gewinnen, sie nur immer weiter von sich brachte. Es war sonderbar, seit einiger Zeit konnten sie kein ruhiges Wort mehr mit einander wechseln. Da fand er durch Zufall den rechten Weg:

— Mein Vater war ja auch schwarz und jeder Mensch hielt ihn für einen Franzosen.

— War? Er lebt doch in Paris.

— Nicht mehr.

— Wieso?

— Er ist tot!

— Aber . . .

Sie wußte doch durch Lilli, daß er noch lebte. Und

erst vor ein paar Tagen hatte zufällig Lilli irgend etwas über ihn gesagt, und von seinem unermeßlichen Reichtum gesprochen. Borck entgegnete lauernd:

— Er ist heute früh gestorben . . .

Mary war doch etwas erschrocken über die Gleichgültigkeit, mit der der Sohn vom Tode seines Vaters sprach, der noch nicht einmal beerdigt sein konnte. Unwillkürlich machte sie sich Luft:

— Und da sind Sie hier? . . .

Er flüsterte:

— Bitte sprechen Sie um Gotteswillen nicht davon. Mit keinem Wort, bitte. Denn . . . ich . . . Lilli drängte so . . . Sie wollte durchaus . . . Nun ist ja auch das aus . . . Ich danke für solche Scenen . . . Ich bin mit ihr fertig . . . unweigerlich . . . Alles aus . . . und nun bin ich . . . wieder frei . . .

Dabei zeigte er die großen Raffzähne, die immer vortraten, wenn sich in Lachen oder Trauer seine zu kurze Oberlippe bewegte . . .

— Bitte sprechen Sie aber nicht darüber . . . Gegen Keinen . . . auch nicht . . . gegen . . . Jessen.

Sie sah ihn flüchtig an, dann sagte sie gedehnt, aber bestimmt:

— Nein.

Er hatte seinen Zweck erreicht: sie hatte ihn verstanden . . .

Drüben gab eben der Schauspieler seiner entlarvten Schönen einen Kuß. Die Andere hatte auch den Schleier fallen lassen zur großen Enttäuschung ihres Begleiters: offenbar war sie die ältere Schwester, mager, unscheinbar und verblüht. Aber er machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ es ihr nicht entgelten.

Und daneben, wo die drei Trübseligen bei ihrem geringen Rotwein gesessen, waren nur noch die beiden ohne Dame geblieben, der dritte hatte sich mit seiner Begleiterin davongemacht. Der mit den Wichsstiefeln kam sich ziemlich verlegen und überflüssig vor. Er hatte schon zweimal den Kellner abgewiesen, der ihm durchaus noch eine Flasche Sekt einreden wollte, und saß nun, krampfhaft rauchend, in der Ecke. Er starrte Mary unablässig an.

Sie bemerkte es und mußte lachen. Sie wollte Jessen darauf aufmerksam machen, aber der war in eifrigem Gespräch mit Graf Zorbrechten. Borck wollte sie es nicht sagen. Sie wußte selbst nicht, warum. Es wäre auch nicht mehr möglich gewesen, denn der Bieber hatte sich erhoben und flüsterte ihr zu:

— Da kommt eben Lilli mit dem Dicken. Sie werden verzeihen, wenn ich gehe. Und . . . Sie sprechen nicht davon, was ich gesagt . . . und daß ich nun mein eigener Herr wieder bin . . .

Er ging. Es gelang ihm, unbemerkt an dem Paare vorüber zu kommen, denn Lilli hatte eben Bekannte freundschaftlich begrüßt, mit denen sie sonst kaum gesprochen haben würde, wenn sie sich nicht mit ihm überworfen hätte. Borck schleuderte ihr einen möglichst auffällig verächtlichen Blick zu, von dem er hoffte, Mary möchte ihn bemerken. Dann verschwand er in der Garderobe.

In Marys Seele rangen eine Menge Empfindungen mit einander. Ein Sturm war in ihr losgebrochen, über den Borck triumphiert haben würde, wenn er davon gewußt. Sie liebte Jessen noch, sie glaubte es wenigstens unbedingt. Doch sie fragte sich, wie lange das dauern könne. Ihre Miete war zwar erst von neuem am ersten

April zu entrichten. Bis dahin würde sich schon Rat finden, aber eine Menge Rechnungen bedrückten sie. Ihre Toiletten waren nicht bezahlt; bei der Hutmodistin hatte sie eine große Summe stehen; Handschuhe war sie seit langer Zeit schuldig geblieben; der Schuhmacher hatte sich vor ein paar Tagen gemeldet; Wäsche, Feuerung, Lohn und tausend andere Posten mußten berichtigt werden. Ein Teil davon war eilig, einzelnes geradezu brennend. Immer hatte sie bisher aufgeschoben und hinausgerückt von einem Tage zum andern, aber nun ging es nicht mehr so weiter. Sie hatte gemeint, sich einzuschränken während der Zeit, seitdem sie Jessen kannte, um möglichst lange zu reichen, aber es war ihr nicht geglückt. Heute mußte eine Entscheidung erfolgen. Durch die paar Worte, die Borck zu ihr gesprochen, war ihr das klar geworden. Sie fühlte, welche Macht das Geld verlieh. Als höchster Wunsch war es ihr von jeher erschienen, alles thun zu können, was sie wollte, alles zu erreichen, was eine Laune ihr eingegeben. Nun hatte sie es in naher Aussicht, oder doch Möglichkeit, gesehen. Sie wußte, sie würde nur zuzugreifen brauchen, und sie hätte alles, wonach ihr immer die Sehnsucht gestanden. Die Person vergaß sie dabei vollkommen, an die der Besitz dieses Reichtums geknüpft war. Das hatte sie ja auch früher in ihrer Kälte und Berechnung immer zu übersehen vermocht. Und eins wußte sie bestimmt: diesen Mann, diesen phlegmatischen Bieber sich zum Sklaven zu machen, dazu hatte sie die Macht. Er hatte mehr äußere Gründe, um sie zu werben. Mochte sie ihm immerhin gefallen, mochte auch seine augenblickliche Begierde nach ihr gehen: einer großen, starken Leidenschaft war er gar nicht fähig. Aber doch würde sie ihn sich schon unterthan machen.

Nur mußte man das anders anfangen, als es Lilli gethan. Wenn sie sich mit ihm verbände, würde sie ihn bei der Großmannssucht packen, die, wenn auch verborgen, in seiner Natur lag. Sie würde diesen bisher noch oft zähen und fast geizigen Mann zu einem Auftreten bringen, über das Berlin staunen sollte. Dieser indolente, gleichgültige Mensch mußte in ihrer Hand das Geld um sich verstreuen, das zu erwerben er unfähig war . . .

Bei ihren Gedanken fiel ihr Blick auf Jessen, der immer noch eifrig sich mit dem Rotbärtigen unterhielt. Plötzlich verschwand aus ihrer Seele das Bild des Goldes, und sie sah die dunklen Augen des Geliebten, die, während der Andere sprach, lächelnd auf ihr ruhten. Das entwaffnete sie. Für einen Moment kehrte jene sonderbare, weiche Stimmung in ihre Seele ein, wie damals, als sie ihm bei Westfal ihre halb unwahre Geschichte erzählt. Da sagte sie sich: wenn er nun Ruhm gewänne, wenn er ein Mann würde, von dem die Leute sprächen! Aber die Ziffern ihrer unbezahlten Rechnungen verwischten wieder den Gedanken. Nein! So konnte es nicht weiter gehen! Unmöglich! Sofort mußte sie sich für etwas entscheiden! Musternd glitt ihr Auge an dem wundervollen Kleide hinab, das sie trug, und es geschah ihr zum ersten Male, daß sie das bittere Gefühl überschlich, die ganze Pracht sei noch nicht bezahlt. Ein neuer Gedanke: Wenn sie ihren Schmuck verkaufte, oder versetzte? Aber sie schauderte, als sie an ihr erstes Jahr in Berlin dachte, wo sie zweimal alles auf's Leihhaus getragen, was sie besaß. Nein, nur das nicht wieder.

Und die Millionen des Biebers spukten von neuem in ihrem Kopf.

Lilli lachte ihr plötzlich in die Ohren:

— Mary, nanu! Stiere mal nicht so! Was hast Du denn?

Sie sah sich erschrocken um. Die Mara fuhr fort:

— Du findest wohl, daß ich be . . . tipsyt bin . . . Nicht wahr?

Und nun legte sie ihr den Arm um den Hals und flüsterte ihr zu:

— Ich bins nämlich! Lalalalala . . . Ich habe nämlich zu Hause, eh' der Bieber kam, das dumme Tier . . . Marsala . . . lalalala . . . dem Dicken (sie gab ihm einen tüchtigen Rippenstoß, daß er quiekte) sein Sekt ist auch nicht schlecht, lalalala . . .

Weiter kam sie nicht, denn die Cläre hatte sie in der Ecke auf einen Stuhl gezogen und redete ihr zu, ein wenig Selterswasser zu trinken, da sie behauptet hatte, Sodbrennen zu haben.

Bingersheim, der gerade aus dem Ballsaale zurück an den Tisch kam, erklärte, das sei entschieden Unsinn und ließ vom Kellner Natron bicarbonicum bringen.

Graf Zorbrechten war mit Jessen in eine Unterhaltung über die Kunst geraten, wobei sich in seinen Worten die verworrensten Begriffe kundgaben. Er warf alles durcheinander und hatte nicht eine einzige klare, feststehende Anschauung. Er kannte auch wenig von der vergangenen sowohl, wie von der zeitgenössischen Kunst, doch er schrieb mit größter Unverschämtheit Gesetze vor. Es klang, als ob er gewohnt sei, in Gesellschaft über derartige Themata zu sprechen, um sich einen Anstrich von Bildung und von Kenntnissen zu geben. Fast alle seine Behauptungen begann er mit der stehenden Redensart: „Die Kunst soll . . .“

Jessen nahm trotzdem unwillkürlich Anteil an seinen Worten. Der Künstler in ihm erwachte wieder einmal

Er hatte sich nun schon so lange abgewöhnt, über ernste Sachen zu reden, daß ihn derjenige anzog, der überhaupt auf dieses Gebiet kam. Doch die flachen Forderungen und Aufstellungen Zorbrechten's erregten seinen Widerspruch:

— Sie sagen immer: die Kunst soll . . . Ich halte das nicht für richtig, der Kunst ein Gesetz vorzuschreiben — die Kunst soll gar nichts, sondern wir sollen, das heißt wir müssen abwarten, was die Kunst uns bietet, und wenn es rechte und gute Kunst ist, so können wir dann aus ihr Gesetze ableiten, nämlich aus dem, was die Größten und Besten geleistet haben.

Der Graf schien diesen Gründen nicht zu folgen. Er blieb bei seinem Standpunkt:

— Durchaus nicht: ich verlange von der Kunst zum Beispiel daß sie mich erheitere. Ich mag diese modernen Sachen nicht, die uns immer Gemeinheit, Elend und Unglück und . . . und . . . na, also . . . die alles schildern. Das habe ich im Leben genug!

— Sie haben doch kein Elend und Unglück in Ihrem Dasein!

— Nein, bitte sehr, nein, aber dazu ist die Kunst nicht da!

— Wenn sie nun aber versuchte, Elend und Unglück zu schildern, weil es die Signatur unserer Zeit ist, und weil sie mit ihrer Zeit gehen will, um nicht Fühlung und Boden zu verlieren?

— Ach was. Es giebt genug Unglück in der Welt! Das wollen wir nicht erst lesen oder auf der Bühne sehen. Die Kunst soll uns erheitern! . . .

In Jessens Seele kochte es. Er kannte sich, er wußte, daß er bei diesem Ausdruck eines anmaßenden, unwissenden

Laienurteils nicht mehr ruhig seine Worte zu setzen vermochte. Deshalb versuchte er es, sich künstlich Mäßigung aufzuerlegen. Er wollte hervorsprudeln: „Die Kunst soll gar nichts ...“ aber er unterdrückte es und schwieg. Der andere begann von neuem:

— Sehen Sie mal, ich will Ihnen was sagen und nun zwinkerte er ein wenig mit den Augen, wir haben ja alle gelebt, und wir alle haben gejeut und gewettet, und Weiberwirtschaft getrieben und uns besoffen und allerlei u. s. w. Nicht wahr? Aber das wollen wir doch nicht dargestellt haben! Das ist doch — na Gott das mag ich jedenfalls nicht, das ist mir peinlich. Wenn ich ins Theater gehe, so will ich lachen. Ich habe im Leben Ekelhaftes genug. Da ist zum Beispiel dieses dolle Buch von, wie heißt der Kerl, na also irgend so'n Lump . . .

Kalt fragte Jessen:

— Haben Sie denn dieses „dolle Buch“, von dem Sie den Namen nicht wissen, gelesen?

— Nun, offen gestanden, nein. Ich lese überhaupt nicht.

— So, aber die Kunst soll . . .

Graf Zorbrechten, der sich gern predigen hörte, hatte Jessens, mit scharfer, erregter Stimme gemachten Einwurf gar nicht beachtet, sondern fuhr fort:

— Ich will eben nur Sachen haben, die einen wirklich erfreuen, schöne Sachen, und nicht Sachen, die alles so darstellen wie es ist. Ich weiß ja, daß es so ist. Leider!

Jessen hatte seine Ruhe wieder gefunden: seine Pläne, seine glühende Sehnsucht, seine Träume stiegen wieder vor ihm auf, und er sagte, fast mehr zu sich selbst sprechend, als zu dem Rotbärtigen mit den gestielten Augen:

— Und wenn der Künstler nun versuchte, jenen „Spiegel

vorzuhalten“, versuchte nicht allein die Natur zu zeigen wie sie ist, das Leben gemein, roh, brutal, verkommen, wie es ist, sondern auch versuchte zu zeigen, wie man es überwindet, wie man Herr jener Brutalität werden kann, wie man gegen das alles kämpft, wenn man auch unterliegen sollte! Wäre das keine berechtigte Kunst? Ich will keine aufdringliche „Moral von der Geschicht'“, aber sie soll aus der Gemeinheit, dem Unglück, der Niedrigkeit, dem Elend herausklingen. Für den der Ohren hat zu hören …

— Augen hat zu sehen! — höhnte überlegen lächelnd der Graf.

Dunkle Röte stieg auf Jessens Wangen, doch er ließ sich nicht beirren:

— Und wenn das der Künstler darstellt, so hört alles auf von: die Kunst soll und soll … Aber das kann eben nur der Künstler fühlen, nur der Künstler allein.

— Ja, aber Sie sind doch gar keiner, also ist das Ganze, — diese Betrachtung — Blech!

Zorbrechten hatte das trocken gesagt, ohne Absicht Jessen zu kränken. Aber dieser erhob sich plötzlich und verließ den Tisch. Seine Gefühle übermannten ihn derartig, daß er ihrer nicht Herr zu werden vermochte. Ja, was hatte er denn da überhaupt geredet? Hatte er ein Recht dazu? Er war ja kein Künstler! Was hatte er gethan, um es zu erweisen? Die paar Gedichte? Die kleinen Sächelchen, mit denen er Mary gegenüber in der ersten Zeit geprahlt und geprunkt? Schamröte stieg ihm bei dem Gedanken in die Wange, wie selbstgefällig er sich hatte einen Dichter nennen lassen. Einen Dichter! Was hieß das überhaupt! Nein, er hatte kein Recht gehabt, diesem Grafen, den Namen hatte er nicht verstanden, was er so zu begegnen, den Bingersheim mit ihm zusammengebracht, weil er ein „Kunstfatzke“

sei, wie er Jessen ins Ohr geflüstert. Was war er denn schließlich anderes? Jener war kein Künstler, war kein Mensch, der auch nur die Organe besaß, einen Künstler verstehen zu können, aber er selbst, was er auch fühlte, was er auch glaubte und dachte: noch hatte er kein Recht so zu sprechen. In der Welt, und es lag Gerechtigkeit darin, wurde nur nach einem gefragt: nach Leistung! „Was hast Du hinter Dich gebracht, daß Du Dich einen Künstler nennen darfst, wo sind deine Werke?“ so mußte jeder fragen. Und er war hier auf dem Wintergartenball, umgeben von leichtfertigen Weibern und sittenlosen Männern. Und trotz alle dem war er noch schlechter als sie alle, diese jungen Leute, die hier blos ihrem Vergnügen nachgingen. Bei ihnen allen, außer den paar Menschen, mit denen er nun Monate verkehrt, bedeutete dieses Fest, an diesem Wochenbeschluß nur eine Etappe in ihrer sonstigen Thätigkeit. Alle arbeiteten sie, alle hatten sie einen Beruf, bis auf die wenigen Ausnahmen. Sie vergnügten sich nur heute Abend und konnten morgen ausruhen, weil es zufällig Sonntag war. In emsiger angestrengter Thätigkeit gehörten sie alle dorthin wo Arbeit herrschte: hinter den Ladentisch, hinter die Geschäftskorrespondenz, in das Bureau, vor den Zug Soldaten. Wohl feierten sie heute Abend, wohl waren sie ausgelassen und lustig, wohl gaben sie heute vielleicht mehr aus, als sie besaßen, aber im allgemeinen war es für sie doch nicht das tägliche, es bedeutete nur eine Ausnahme. In Berlin war kein Platz für Müssiggänger. In diesem eisern und stumm und schwer arbeitenden Berlin.

Diese Minute brachte ihm Erkenntnis.

Einen Strich wollte er unter die Vergangenheit machen, mit morgen ein neues Leben beginnen. Da fiel ihm Mary

ein. Er mußte es ihr alles sagen, das würde sie auch einsehen, es war nicht anders möglich! Hatte sie doch eigentlich keine Schuld daran. Nicht sie hatte ihm die Arbeit verwehrt; es war sein freier Entschluß gewesen.

Und er suchte sie.

An der Eingangsthür zur Terrasse begegneten sie sich. Derselbe Gedanke, ihn zu suchen, hatte Mary fortgetrieben. Sie wollte ihm ihre Geldverlegenheiten beichten. Sie wollte ihm überhaupt alles sagen, frei und offen, daß sie viel Geld brauchte, viel, viel Geld! Vielleicht konnte er es ihr geben, dann war ja alles gut. Wenn er sie wirklich liebte, würde er das Geld schaffen, und wenn er sogar hätte Schulden machen müssen. Ein Mann der liebte, kannte keine Kleinlichkeit, keine Überlegung. Behalten wollte sie ihn, aber Glanz und Vergnügen und Geld mußte sie mit ihm haben. . .

Wenn sie aus der Not war und wenn sie nur einigermaßen leben konnte, wie sie es wünschte, nur so weiter wie jetzt, da wollte sie sich sogar zufrieden geben.

Jessen begann:

— Ich habe Dir etwas zu sagen

Sie zögerte:

— Jetzt Schatz?

Er besann sich:

— Nein später, jetzt nicht. Später. Wollen wir nicht gehen?

— Ich bin dabei! Es ist so schon spät. — Ich möchte nur nochmal gern alles sehen. Du führst mich durch den Saal. Ja?

Sie nahm seinen Arm und sie traten aus der Thür auf die Terrasse. Sie wollte es nur so lange hinausschieben

wie möglich. Es war ja noch Zeit bis sie zu Haus waren. Jetzt wollte sie genießen.

Der Tisch wo sie gesessen hatten, war inzwischen verödet, denn Bingersheim hatte Gabitz und Melnich entdeckt und diese, die es langweilig auf dem Balle fanden, schlugen ein Spiel bei Westfal vor. Graf Zorbrechten war dabei, und versprach, ein paar Herren seiner Bekanntschaft mitzubringen. Das war dem Riesen sehr angenehm, denn dann gab es mehr Geld, da man heute so wie so weder auf Rohmüller rechnen konnte, noch auf Heinemann, der schon bei Beginn des Abends gänzlich betrunken gewesen war. Er faßte den eben so angezechten La Bruyère unter den Arm und steuerte mit ihm nach dem Saale hinab um zu tanzen.

Über Heinemanns zerknittertes Vorhemd und seine schmutzige Schulter machte sich die dicke Meta aus dem „Paradies" lustig, die plötzlich aufgetaucht war.

— Du hast ja eine halbe Wand mitgenommen . . . Du scheinst recht viel geschimmelt zu haben bei die Feete heute.

— Wollen wir tanzen?

Die dicke Person stürzte noch einen Schluck Sekt hinunter und hüpfte mit ihm davon.

La Bruyère packte Lilli, die Cläre eben fortbringen wollte, bei der Hand. Es gab einen kleinen Kampf mit dem vernünftigen Mädchen, welches der angeheiterten Freundin zuredete zu gehen. Bingersheim war schon auf dem Wege zu Westfal, so mußte sie allein nach Hause fahren.

Lilli nahm den Arm des Dicken.

Überall wo sie vorbei kamen, konnte man bemerken, daß der Höhepunkt des Festes überschritten war. Die Paare, die sich gesucht, hatten sich gefunden. Einzelne Tische waren schon leer An anderen rüstete man sich zum Aufbruch. Hier und da lagen sich Paare in den Armen. In einer Ecke

schlief ein Herr, dessen Hut in den Sektkühler gefallen war. Zwei Mädchen zankten sich um einen jungen Menschen, der darüber so lachte, daß er sich fortwährend mit dem Chapeau claque auf beide Schenkel schlug. Am letzten Tische an dem sie vorbei kamen, wurde ein Hoch ausgebracht und fortwährend klirrend mit den Gläsern angestoßen.

Im Saale hatte sich die Tanzfläche sehr geleert. Nur noch wenige Paare wirbelten herum. Rechts und links an den Tischen war dasselbe Bild wie oben. Es herrschte eine unerträgliche Hitze. Aber noch immer spielten unermüdlich die Kapellen.

Heinemann und die dicke Meta einerseits, La Bruyère und Lilli andererseits begannen trotz der Töne eines Walzers der erklang, eine Art Contre Tanz, der sehr bald in einen regellosen Cancan ausartete. Schließlich ermatteten sie und gaben es auf.

Jessen schlug Mary vor, nun zu gehen. Da er unten das Schauspiel seiner Bekannten sah, über welche die ganze Nachbarschaft lachte, drängte es ihn fort. Als sie sich oben abwendeten bemerkte sie Heinemann trotz seiner Trunkenheit; er lief bis an die Terrasse heran, laut rufend:

— Eure Königliche Hoheit geben uns immer noch die Ehre?

Sie standen draußen:

— Offene Droschke!

Nun fuhren sie davon in den prachtvollen, klaren Morgen hinaus.

Ein paar Streichholzverkäufer standen am Ausgang und baten sie, doch zu kaufen. Mary warf einem kleinen zerlumpten, durchfrorenen Bengel etwas zu. Jessen gab einer Frau ein Geldstück als die Droschke langsam fuhr, um durch die Thordurchfahrt auf die Straße zu gelangen.

Es that ihm leid, daß Mary das Geld geworfen und nicht dargereicht hatte.

Die köstliche, frische Luft schlug ihnen erlösend entgegen nach Qualm, Dunst und Hitze des Balles. Er atmete tief auf. Sie sprachen kein Wort, jedes für sich mit seinen Gedanken beschäftigt, während sie durch die schweigenden Straßen rollten, auf denen ihnen nur hier und da eine müde Droschke zweiter Classe begegnete. Am Königsplatz tönte der monotone Schritt des Postens vor dem Generalstabsgebäude durch die Stille.

Geräuschlos traten sie bei Mary ein. Die Lampe mit dem hohen Fuße und dem rotseidenen Schirm brannte am Kamin in der Ecke und warf einen rosigen Schimmer auf die Ottomane mit den Fellen, und auf den Wandschirm, auf dem die goldenen Löwen glitzerten. Jessen schloß Mary in seine Arme und küßte sie auf die schönen Schultern, die unter dem Ballumhang hervorleuchteten.

Zuerst konnte er die Worte nicht finden, endlich begann er zu sprechen, weit ausholend, noch nicht geradenwegs von dem, was er ihr sagen mußte. Er dankte ihr für ihre Liebe und sie zuckte unwillkürlich leise dabei zusammen in der Idee dessen, was sie heute von ihm fordern wollte. Lange wußte sie nicht, worauf hin er steuerte. Auch dann noch nicht, als er das Gespräch berührte, das er mit Graf Zorbrechten durch einen eigentümlichen Zufall auf dem Balle gehabt:

— Und nun sind mir in einem Augenblick die Augen aufgegangen. Ich weiß nun, wie ich die ganze Zeit verloren habe. So lange, lange habe ich gar nicht mehr an die Arbeit gedacht. Und zur Arbeit bin ich doch hier! Ich muß etwas, ich will etwas vor mich bringen! Was habe ich denn überhaupt bis jetzt gethan? Nichts! Gar nichts!

Ich verstehe mich selbst nicht mehr. Ich begreife das gar nicht. Bin ich nur blind gewesen? Ich war wie im Traume. Ich muß nun aufwachen. Siehst Du, das ist mir ganz plötzlich klar geworden! Wozu bin ich denn in der Welt da? . . .

Sie war während er sprach langsam auf die Ottomane gesunken und stützte nachdenklich den Kopf in die Hand. Er lehnte am Kamin, den einen Arm auf dem Simse ruhen lassend, seine Finger spielten dabei mit dem Schlüssel der Serpentinuhr, der an einem rosa Bändchen hing. Je weiter er sprach, desto ungeduldiger wurde sie. Sie verstand ihn nicht. Ihr fehlte die Fähigkeit, um den erwachten Drang zu fassen. Sie kannte nicht den Wert, die Notwendigkeit der Arbeit einzusehen. Es mangelte ihr das Verständnis für die ganze Stimmung, in die er plötzlich geworfen war. Seine Reue vermochte sie nicht zu begreifen, sein Erschrecken sich nicht zu erklären, sein Kummer war ihr fremd. Es gelang ihr nicht, zu verstehen, daß er auch noch andere Verpflichtungen im Leben hatte, als um sie zu sein, ihr zu dienen, ihren Launen nachzugeben, ihre Zeit auszufüllen, ihren Sklaven zu spielen.

Nur eines fühlte sie aus Jessens Worten heraus: er war des bisherigen Zustandes überdrüssig, er wollte ihr das Zusammenleben aufkündigen. Und das beleidigte, das empörte sie, daß er ihr zuvorgekommen. Sie hatte ihm ähnliches sagen wollen. Warum hatte sie nicht zuerst gesprochen? Wenn sie es ihm sagte, sie, die Frau dem Manne, so war das ganz anders, aber der Mann der Frau, das war unerhört!

Sie ward unruhiger von Wort zu Wort, als er nun fortfuhr:

— Ich muß es Dir heute sagen. Es darf nicht so

weiter gehen. Ich will sonst alles thun, was Du willst, aber eines muß ich: arbeiten. Ich muß Zeit haben dazu. Ich will dich lieben wie bisher ... aber ...

Sie unterbrach ihn heftig mit vor Erregung zitterndem Stunde:

— Aber, ich verstehe schon: Deine Freiheit willst Du haben. Das ist es doch!

Er war erschrocken, es riß ihn ganz aus seinem Gedankengang. Das hatte er nicht erwartet:

— Ich verstehe Dich nicht.

— Du willst frei sein. Warum sagt's Du es nicht gleich gerade heraus?

— Mary, Du verstehst mich nicht.

— Ich verstehe Dich sehr wohl!

— Aber Mary, ich liebe Dich doch und ...

— Und dann sagst Du das?

— Mary, hör' doch weiter. Du hast mich ja gar nicht bis zu Ende gehört.

— Wozu? Spare Deine Worte.

Da ging er auf sie zu und griff nach ihrer Hand, wollte sie umfassen, doch sie bog sich hinweg bis an die Lehne der Ottomane. Traurig kam es von seinen Lippen:

— Nicht mehr geküßt sein willst Du?

Sie glaubte sich tötlich beleidigt, aber der sinnliche Reiz, den er auf sie ausübte, war noch der alte, und wie er schmeichelnd um sie warb, ward sie schwach. Und sie entgegnete nichts als er alles noch einmal zu wiederholen begann im Bemühen, sie davon zu überzeugen, daß er arbeiten mußte, seitdem der Schleier von seinen Augen gefallen, seitdem er von seiner Blindheit geheilt:

— Siehst Du, Mary, glaube mir doch! Wie soll ich

es Dir denn noch weiter erklären. Du mußt mich nur recht verstehen. Höre mich doch an. Du hast Dich auch gefreut an meinen Arbeiten. Zuerst doch? Nicht? Weißt Du noch? Und wenn ich Talent habe, so verpflichtet mich das doch! Ich darf mich nicht verlieren. Ich möchte arbeiten, kann es aber nicht mehr. Ich hatte alles vergessen und habe nun so lange gar nicht mehr daran gedacht. Ich bin einmal ein Künstler, will ein Künstler sein! Wenn ich nichts schaffe, habe ich doch gar keine Berechtigung, mich so zu nennen. Und dann — ich habe doch meine Mutter, meine liebe gute Mutter. Der muß ich Freude machen. Die erwartet etwas von mir. Ich bin der einzige Sohn, das weißt Du und sie hat so viele Hoffnungen auf mich gesetzt. Ich muß arbeiten, um ihr zu zeigen, daß sie sich nicht in mir getäuscht. Und sie denkt, ich müßte jetzt die Monate hier in Berlin geschafft haben. Wenn sie von Rom wiederkommt, da erwartet sie doch etwas von mir. Und meinem Vater bin ich es schuldig. Er ließ mich nicht Kaufmann werden, wie es doch andere Väter gewünscht hätten, weil er meinte, er selbst habe an sich gefühlt, wie entsetzlich es sei, einen Beruf gegen seinen Willen zu ergreifen. Denn mein Vater hat manches geschrieben in seiner Jugend. Nur nicht mehr als er meine Mutter geheiratet hatte und das Geschäft allein übernahm. „Man hat dann andere Verpflichtungen“, meinte er später immer. Aber weißt Du, meiner Mutter hat er aufs Herz gebunden, daß sie mich werden lassen sollte, was ich nur wünschte. Sie hat mir gesagt, daß ich selbst wählen sollte, und ist ganz fest und unerschütterlich geblieben, als ich sagte, daß ich „Dichter“ werden wolle. So nannte ich es damals. Und alle Freunde der Mutter waren doch dagegen. Siehst Du, und nun sollte ich das lassen? Meiner Mutter sollte ich den Kummer machen?

Mary war weich und nachgiebig geworden. Wie eindringlich er sprach! Und wie schön es klang von seiner melodischen Stimme!

Sie zog ihn an sich und küßte ihn.

Er war voll Wonne darüber und fuhr fort ihr zu erzählen.

Während er so redete, kamen Mut und Zuversicht über ihn, wie es ihm immer geschehen war, wenn er früher an seine Pläne dachte, daß in jähem Wechsel des Gefühls vollkommene Verzweiflung über seine Unfähigkeit dem Glauben an sich Platz machte. Und als er sie nun anflehte, ihm ihre Liebe zu lassen, aber ihm auch Kraft und Zeit zur Arbeit zu gönnen, und wie er dann ihr versprach, es zu lohnen durch seine Kunst, da wurde sie immer milder und ihre alten Gedanken kehrten wieder vom Berühmtwerden durch ihn. Der Traum von seiner Künstlerschaft, der einen Abglanz auch ihr borgen sollte. Dazwischen tauchten in ihrem erregten, eitlen Hirn wieder die Millionen des Biebers auf. Dann dachte sie an die unbezahlten Rechnungen, die sie bedrückten und an die unangenehme Lage und die Pein lichkeiten, denen sie entgegen ging, an die Möglichkeit, die ihr so entsetzlich, unüberwindlich war, kein Geld zu haben, sich einschränken zu müssen. Und wie ein Blitz kam ihr die Idee, die sie fast beseligte, daß er ja, wenn ihm etwas glückte, wenn er bekannt wurde, wenn er sich einen Namen machte, auch Geld gewinnen mußte, und reich wurde. Sie hatte etwas von den großen Einnahmen französischer Künstler gehört, von Borck, der manchmal so that als ob er über Paris unterrichtet sei, weil sein Vater halber Franzose geworden. Sofort in Erwartung und Freude gab sie ihrem Gedankengange Ausdruck und unterbrach ihn hastig fragend:

— Und dann verdienst Du ja auch so viel Geld! Nicht wahr?

Er ließ langsam, erstaunt seine Hand an ihrem bloßen Arm herabgleiten und hielt sie dann bei den Gelenken fest:

— Wie kommst Du darauf? Dadurch werde ich doch nicht reich?

— Ja doch! Wenn Du berühmt wirst, dann wirst Du auch reich!

— Als Schriftsteller? Bei uns? Nein. Aber das will ich auch gar nicht! Daran denke ich auch dabei nicht. Ich verstehe nicht, wie kommst Du denn darauf?

Sie gab auf seine Frage keine Antwort, sondern fuhr fort, nur weniger zuversichtlich:

— Ja, jetzt noch nicht. Noch nicht gleich! Aber später!

— Nein, später auch nicht!

— Später nicht?

— Nein! aber Mary, wie kommst Du denn nur auf diese Idee?

— Weil ich Dich reich haben möchte!

— Reich?

— Ja. Weißt Du Geld, Geld müßte Dir ganz gleich sein. Du müßtest thun und machen können was Du willst! Immer!

Ihre Augen leuchteten.

Er blickte sie erstaunt, fast ängstlich an:

— Aber warum? Ich habe ...

— Ich möchte Geld haben. So recht viel Geld ... Und ... ich muß es Dir nun endlich sagen: ich muß Geld haben. Ich brauche es.

— Für Dich? —

— Es ist so schwer zu sagen. Ich habe mich immer

gescheut es Dir zu erzählen, aber einmal muß ich es doch nun thun ...

Er nahm an, daß sie nur in augenblicklicher Geldverlegenheit sei. Warum hatte er sich auch bei ihrer Antwort beruhigt, daß sie zu leben habe.

— Rechnungen? Hast Du unbezahlte Rechnungen?

Sie nickte nur, schwieg aber noch, weil sie überlegte, wie sie weiter zu ihm sprechen sollte, denn nun, da sie ihn so ruhig sah, nun ihm Auge in Auge blickte, empfand sie Scham. Jessen fragte noch einmal:

— Mary, Rechnungen hast Du? Du Arme! Daran habe ich gar nicht gedacht! Wie viel ist es denn? —

— Viel, sehr viel!

— Weißt Du es nicht? Doch reden wir nicht davon! Ich werde schon Rat schaffen. Gieb sie mir nur ruhig, ich bringe es in Ordnung.

Und während er noch sprach, schoß ihm durch den Kopf, was er wohl machen sollte. Er hatte selbst viel zu viel gebraucht. Er bekam genügend, um seinen Aufwand zu bestreiten. Seine Mutter hatte ihm eine Bank angewiesen, wo er Geld erheben durfte. Vielleicht würde er seinen Schwager ins Vertrauen ziehen, und dieser könnte ihm die Summe geben:

— Und Mary, nicht wahr, Du sagst mir alles. Wir überlegen, was zu thun ist. Ich muß zwar Schulden machen, doch bei meinem Schwager hoffe ich es zu bekommen.

Für den ersten Augenblick war sie wie geschlagen. Alle weiteren Erklärungen wollten ihr nicht mehr über die Lippen. Sie liebte diesen Mann doch; wenigstens war er der einzige, der überhaupt eine Regung in ihrem Herzen hervorgebracht, denn keiner der übrigen war ihr etwas

anderes gewesen, als ein Mittel zum Zweck. Glanz, Wohlleben, Luxus begehrte sie, und die Männer hatten ihr dazu verhelfen müssen. Heute sollte er das alles wissen. Wenn er sie verstand, dann fand sich auch von selbst das, was sie ihm noch zu sagen hatte.

Ja, das gab eine Einleitung. Kalt ins Gesicht ihm zu erklären, daß sie Geld bedürfe, noch über ihre Rechnungen hinaus, das hätte sie bei Rohmüller ruhig gethan, wie ein kaufmännischer Vertrag, bei dem einfach jeder Teil seine Bedingungen stellte, und das würde sie Borck genau so sagen können. Aber Jessen? Nein. Sie fühlte instinktiv, daß diese fast kindliche Natur anders angefaßt sein wollte. Dieser Weg würde ihn beleidigen, sie hätte sich gleich das Spiel verdorben.

Er hatte sie gefragt, ob sie ihm auch nichts verheimliche. Ganz genau wollte er wissen, wer sie gewesen und wer sie war. Und nun fing sie an:

— Ich möchte Dir etwas erzählen. Aber damit Du mich recht verstehst, muß ich weit ausholen. Ich will Dir einmal kurz von meiner Vergangenheit sprechen. Du hast mich niemals danach gefragt, wie die Männer das alle thun. Nur das eine Mal, damals bei Westfal, habe ich Dir etwas gesagt, nur kurz und — — — nicht ganz richtig . . .

Er sah sie groß an.

— Ich will ganz offen sein Schatz, es soll nichts zwischen uns bleiben. Jede würde Dir das nicht sagen, was ich sagen will, aber ich thue es. Ich habe noch niemals einen Mann geliebt . . . nur Dich!

— Mary! Aber Mary!

Das schien ihm so unmöglich, daß er es nicht glauben konnte. Sie legte ihm die beiden kühlen, glatten Arme

ausgestreckt auf die Schultern, wie er vor ihr an der Ottomane stand, auf der sie kniete, und blickte ihm gerade in die Augen:

— Ich spreche die Wahrheit. Ich habe noch niemals einen Mann geliebt außer Dir!

— Und der erste, der . . .

— Auch den nicht. Ich verheimliche Dir nichts in diesem Augenblicke. Nun, unterbrich mich nicht. Man sagt immer, Ihr Dichter wäret große Kinder, das habe ich irgendwo gelesen. Also, Schatz, bilde Dir gar nichts ein, was nicht ist Auch jenen ersten, wie Du sagst, auch den habe ich nicht geliebt. Es war Bingersheim . . .

Jessen zuckte zusammen unter ihren Worten. Jenes zugeflüsterte: „On revient toujours à ses premières amours" fiel ihm ein. Er blieb aber regungslos. Nur ein leises „oh" entfloh ihm. Sie fuhr fort:

— Ja, es war Bingersheim! Er fand mich da im Bremenschen in dem kleinen Neste. Osterlehe hieß es. Es stößt an Bremerhaven. Da war ich . . . . ach Gott, das weißt Du ja alles. Aber nun höre. Siehst Du, ich weiß nicht warum, und wie es gekommen ist, aber immer wenn ich die Leute so sah, die sich da einschiffen, — die vornehmen Passagiere meine ich, — nicht die Auswanderer, sondern die Cajütpassagiere, da kam mich so die Sehnsucht an, daß ich fort wollte. Schon während noch mein Vater lebte. Und nun starb er, das weißt Du alles, und ich hatte niemand mehr und fühlte mich sehr unglücklich. Immer aber hatte ich diese Sehnsucht fort. Am liebsten wäre ich eine große Dame geworden. So eine, wie ich dort sah. Ich weiß noch genau, daß sie einen englischen Reiseanzug trug, aber sehr elegant, und eine gestrickte Reisemütze; an die dacht' ich immer dabei. Sie hatte aber Wagenladungen voll

Koffer und soviel Dienerschaft, und einen kleinen Jungen im Matrosenanzug mit bloßen Knieen. Marchioness of Bradesborough hieß sie. Da kam Bingersheim, der war zum Besuch bei einem Herrn von Eldenfleth, der hatte ein Gut, das lag zwanzig Minuten von uns. Der ist tot jetzt. Und da fand mich Bingersheim am Quai spazieren gehend und sprach mich an. Und wir trafen uns drei Mal. Dann war ich entschlossen mitzugehen. Nach Berlin natürlich.

Unwillkürlich sagte Jessen flüsternd vorwurfsvoll:

— Drei Mal nur?

— Ja, drei Mal. Er sagte mir, er wäre reich. Ich sollte machen was ich wollte, wenn ich mitkäme. Aber ich müßte ihm die Wirtschaft führen. Dann gab er mir tausend Mark. Er hatte die ganze Brieftasche voll. Du weißt, er hat immer viel bei sich. Er jeute schon damals. Mit den Capitänen in Lübeckes Weinstube. Ich weiß es. Von dem Gelde sollte ich mich in Bremen ausstatten, das war Hauptbedingung. Als wir uns am Bahnhof trafen, erkannte er mich kaum wieder, so fein war ich gekleidet. Ich hatte immer gewußt, was chic ist, nur nicht das Geld dazu gehabt. Und dann, wie wir in Berlin waren, da kam es ganz von selbst, daß er . . .

— Bingersheim?

Jessen hatte niemals an die Möglichkeit gedacht. Es war ihm, als müsse er jetzt den Riesen mit ganz anderen Augen betrachten.

Die Lampe auf dem großen Metallfuße flackerte noch ein paar Mal, dann verlöschte sie. Nun war es halbdunkel in der Kaminecke, denn das Licht des jungen Morgen drang nur spärlich durch die geschlossenen Jalousien und zusammengefallenen Vorhänge. Traurig klang seine Frage:

— Du hast ihn nicht geliebt?

— Nein, nicht einen Augenblick.

— Das denkst Du jetzt nur so, denn das ist doch unmöglich . . .

— Nein, es ist so! —

— Und doch hast Du es geschehen lassen?

— Wenn ich es nicht that, hätte er mich zurückgeschickt nach dem Dorfe da, nach Osterlehe. Und das wollte ich nicht. Nur das nicht! Und was sollte ich denn anderes thun? Ich hatte alles, was ich wollte. Und nun sollte ich wieder fort? Nein, wozu? Was sollte ich wo anders? In das Elend zurück? Lieber sterben. Denn ich will nicht elend sein, ich will leben, gut leben, ich kann die Armut nicht leiden, ich . . . mir graut davor . . . ich kann nicht überlegen, und jeden Pfennig umdrehen. Und alles das bot er mir. Da habe ich es gethan. Warum nicht? Ich war doch niemand Verantwortung schuldig. Es war nur eine Abmachung. Ich bot ihm dieses, er mir das. Ich weiß nicht, wer schlechter dabei weggekommen ist, er oder ich; ich glaube höchstens ich. Wenigstens später, denn da schlug er mich. Er kann so roh sein, und er hat Kräfte...

Sie schwieg einen Augenblick, als erwarte sie, daß Jessen etwas entgegnen sollte, aber was sie ihm gestanden, kam so unerwartet, daß er noch keinen Ausdruck für seine Gefühle fand. So nahm sie ihre Beichte wieder auf:

— Und da kamen wir auseinander. Aber ich war ihm doch auch keine Dankbarkeit schuldig! Er war nur egoistisch. Er fand auch sehr bald Ersatz: die Cläre. Ihr bin ich nicht böse, sie ist ein gutes Mädchen, rührend gut. Und nun suchte ich mir wieder einen aus. Ich hatte ja so viele, unter denen ich wählen konnte. Lieben konnte ich sie alle nicht. Auch den nicht.

Wieder machte sie eine Pause. Jessen war starr. Er hatte sie losgelassen und lehnte am Kamine, als ob er vor ihr zurückgewichen sei. Und sie lag halb auf den Fellen. Sie war im Sprechen erregt geworden. So hatte sie noch niemals geredet. Aber sie wollte bald ein Ende machen. Sie glitt über den Namen des Mannes fort, der Bingersheims Nachfolger geworden. Jessen fragte nicht, weil er annahm, es müsse Rohmüller sein. Doch es war ein anderer gewesen, der sich ruiniert um sie. Der hatte sie sogar heiraten wollen, aber sie ahnte, wie es um ihn stand, und hatte ihm eine abschlägige Antwort gegeben. Sie liebte ihn nicht. Damit sprach sie ja auch die Wahrheit. Und er hatte sich tot geschossen. Darauf war Rohmüller gekommen. Auch seinen Namen nannte sie nicht. Sie deutete nur alles an:

— Dann kam eine Zwischenzeit, während der mich alle möglichen belästigten. Von allen Seiten. Ihr Männer denkt immer, daß wir nur immerfort in Flammen stehen. Nein, ich weiß, was an Euch ist. Keinen habe ich geliebt. So dumm war ich nie. Den Verstand habe ich immer klar oben behalten. Glaubst Du denn, daß diese Gesellschaft es wert gewesen ist? Alle fallen sie über einen her! Und wenn sie uns satt haben, dann schmeißen sie uns weg. Das habe ich von Anfang an begriffen, daß man sich vorsehen muß. Diese Männer habe ich nur immer darauf angesehen, ob sie Geld hatten oder nicht.

Er unterbrach sie heftig:

— Mary, Mary!

— Ja, allerdings, ob sie Geld hatten oder nicht. Denn ich muß Geld haben, viel Geld haben. Glaubst Du, daß ich einen geliebt hätte? Ich weiß nicht, wie oft ich es Dir sagen soll: Keinen. Weder Bingersheim noch die anderen. Ich weiß überhaupt nicht, ob ich lieben kann . . .

Angstvoll fragte er:

— Aber mich? Mary! Mich hast Du geliebt?

Sie hob sich, griff nach ihm und hielt seine Hand:

— So wahr ich lebe, ich habe Dich geliebt. Du bist der erste Mann, den ich geliebt habe. Schon damals gleich, als ich Dich bei Westfal zuerst sah. Gleich wußte ich es, daß ich Dich haben müßte! Das hast Du doch auch gemerkt! Bei Dir dachte ich anders, wie bei den anderen. Schau Schatz: bei Dir wollte ich einmal alles das vergessen, alles, alles. Du warst der erste und einzige Mann, der auf mich wirklich Eindruck gemacht, den ich liebte.

Wieder konnte sie nicht weiter, denn nun mußte sie es sagen. Sie ärgerte sich selbst darüber, daß sie nicht den Mut hatte, zu sprechen. Sonst war sie doch nie so gewesen Und nun ward es um so schwerer, als er an sie herantrat, und sie küßte mit schmeichelnden Worten:

— Aber mich liebst Du doch? Nicht wahr? Wir schränken uns ein, dann geht es für beide . . .

Plötzlich brach sie los. Das hatte ihre Zunge gelöst. Und sie sprach heftig, sich überstürzend, immer leidenschaftlicher werdend:

— Nein! Nein! Nie! Ich muß leben, genießen! Ich muß thun können, was ich will. Nur nicht wieder kleine, enge Verhältnisse. Sparen? Einschränken? Nein, das kann ich nicht mehr. Bei Dir wollte ich einmal alle Vernunft bei Seite setzen. Ich habe es gethan. Nun habe ich Schulden, und ich kann nicht anders leben. Ich muß wieder alles haben, wie ich will. Ja, ich will dich behalten. Aber Du mußt mir die Mittel geben, daß ich leben kann, wie ich will. Denn hörst Du, das kannst Du auch, Du mußt nur wollen. Und wenn Du auch

jetzt Dir das Geld borgen mußt: borge es Dir für mich. Später verdienst Du es ja alles wieder, und noch viel mehr!

— Das kann ich nicht, das darf ich nicht!

Sie aber hörte seine Worte kaum mit an; immer sprach sie weiter, in stets wachsender Erregung:

— Du willst nicht? Warum willst Du nicht? Wer liebt, thut alles! Du sagst, Du liebst mich? Wenn Du für mich nicht alles thun kannst, dann liebst Du mich eben nicht. Denn wenn Du Bedingungen machst, liebst Du mich nicht. Liebe ist blind. Du sagst aber schon, Du mußt Dich von mir zurückziehen, Du mußt arbeiten. Nun stelle ich auch meine Bedingungen so wie Du: Geld, ich brauche Geld, viel Geld! Pracht! Reichtum! Luxus! Wagen! Pferde! eine schöne Wohnung und alles, was ich will und mir wünsche. Ich will alles mir kaufen können! Ich will mehr sein, als die anderen! Ich will Geld! Geld! Geld! . . . Ich will einmal wühlen in Geld, und das muß bald sein, gleich sein! Später werde ich alt, und nein, alt will ich nicht sein. Dann sterbe ich vorher, aber das Leben muß ich genossen haben! Genießen will ich, hörst Du: genießen, und dazu brauche ich Geld, und nur Geld! . . .

Sie stand aufgerichtet vor ihm, mit heftig atmender Brust, mit leicht geblähten Nasenflügeln, mit ihrer wundervollen Figur, in dem kostbaren Kleide, das auf der einen Seite von der Schulter gerutscht war, und nun ihren wie in Marmor gemeißelten Körper sehen ließ. Ihr Bild hob sich von dem dunklen Wandschirm ab, auf dem die goldenen Löwen glänzten, wie Attribute, die zum Fürstlichen ihrer Erscheinung paßten.

Und Jessen ihr gegenüber und wich Schritt um Schritt zurück, und fragte nur noch mit zitternden Lippen:

— So liebst Du mich nicht mehr?

Sie blieb unbeweglich. In diesem Augenblick, in dem ihr die eigene Rede Pracht und Reichtum vor die Seele gezaubert, verblaßte sein Bild mehr und mehr, und erlosch fast unter der gleißenden Wucht, dem Schimmer des Goldes, von dem sie träumte.

Er fragte fast sinnlos:

— Was liebst Du mehr: Geld oder mich?

Immer noch gab sie keine Antwort.

Eine Raserei, eine namenlose Wut überkam ihn und verdrängte plötzlich alle anderen Empfindungen aus seinem Herzen. Seine Hände zuckten, es war, als ob er nach einer Waffe suche. Er hätte einen Streich nach ihr geführt, hätte er eine Wehr in seiner Hand gefühlt. Alle möglichen Blitzbilder bestürmten ihn auf einmal, in einer Sekunde: Bingersheim, Zorbrechten, ihre eigene Erzählung. Und dazwischen sah er nicht mehr die Geliebte in ihren Zügen, sondern das kalte, berechnende Weib mit diesem furchtbaren Geständnis, mit dieser Sehnsucht nach Herrschaft, Eitelkeit, Glanz, nach dem Gelde. Und in seinem mit Blut überladenem Hirn wuchs diese wie aus Stein gemeißelte Gestalt ins Ungeheuerliche, ohne Grenzen, ohne Menschlichkeit.

Das ganze Zimmer drehte sich um ihn im Kreise. Die Löwen schienen gierig ihr Maul nach ihr aufzusperren, als müßten sie das Weib mit diesem berechnenden Verstande, ohne Herz, verschlingen; und die Armbänder an ihren Handgelenken, mit den kostbaren Steinen, schienen ihm zu glitzern, ihn anzulachen und zu reden: was kannst du, was bist du, armer Schlucker, gegen uns? wir erdrücken dich ja! Das Gefühl seines Unwertes, daß er nicht gearbeitet, nichts geleistet, nichts geschaffen, drohte ihn rasend

zu machen, und dann schien ihm der Boden, der weiche, schwellende Teppich, und die Pracht, die ihn umgab, unter den Füßen zu brennen, und er fragte höhnisch, kalt, schneidend:

— Du liebst also nur noch das Geld? Du liebst mich nicht mehr?

Sie schwieg.

— Du liebst mich nicht mehr?

— Nein!

Die Thür schloß sich hinter ihm. Er war verschwunden.

Lange Zeit blieb sie regungslos stehen und sah ihm nach.

Dann glitt ihr Blick auf ihre Arme. Sie schob sich die Ringe am Finger zurecht. Sie drehte das eine Armband herum, daß die Steine nach oben standen. Dann ging sie langsam über den Teppich, auf dem durch den Spalt zwischen den Vorhängen die Morgensonne spielte. Es raschelte hinter ihr, die lange Schleppe glitt ihr nach. Sie trat ans Fenster und schaute vorsichtig durch die schlecht schließende Jalousie auf die Moltkebrücke hinaus, auf der es noch verhältnismäßig öde war, denn am Sonntagmorgen schwieg das Arbeitstreiben.

Ihr Auge suchte Jessen, der seiner Wohnung zueilen mußte, aber sie sah ihn nicht. Den einen Vorhang schob sie zur Seite, daß ein wenig Licht auf den Schreibtisch fiel. Dann schloß sie ein Fach auf und griff einen Stoß Rechnungen heraus. Nach flüchtiger Durchsicht packte sie die ganzen Papiere in ein großes Kouvert. Darauf schrieb sie ohne Besinnen:

„Herrn Castor Borck, W. Voßstraße 98 I.“

Aus einer kleinen Maroquin-Ledertasche nahm sie ihre Visitenkarte und schob sie mit in den Umschlag, den sie schloß.

Sie klingelte.

Niemand erschien.

Sie sah nach der Uhr, es war sieben.

Sie klingelte nochmals.

Ein frisch ausschauendes, hübsches Mädchen kam herein. An ihren hochgeschlagenen Ärmeln konnte man sehen, daß sie schon bei der Arbeit war.

— Diesen Brief besorgen Sie.

— Jetzt gleich?

— Ja!

Das Mädchen ging, indem sie im Hinausschreiten die Adresse musterte.

Mary wartete noch einen Augenblick, dann durchmaß sie hastig den Raum, und nahm zwei Photographien von einer Rokoko-Etagère. Sie versuchte die Rückplatten der Rahmen zu lösen, und da es nicht gleich ging, half sie mit der Schere nach, so daß der eine Rahmen zerbrach. Die Bilder nahm sie heraus. Keinen Blick warf sie darauf, sondern riß sie mitten durch. Die Fetzen warf sie auf die erstorbenen Kohlen des Kamins und zündete sie vorsichtig mit einem Streichholz an.

Als der letzte Aschenrest durch den Zug in die Esse hinaus geweht war, stand sie auf, blickte sich noch einmal prüfend um, und schritt dann dem Nebenzimmer zu.

VI.

Was Jessen, nun da er aus dem Taumel erwacht, so glühend ersehnt, die Arbeit, fand er nicht. Es schien, als habe er in dieser Zeit, die er mit Mary und in dem Kreise bei Westfal verbracht, die Fähigkeit zum Schaffen verloren.

Er saß stundenlang in seinem Zimmer und nahm ein Blatt nach dem anderen vor, auf das er seine Anfänge kritzelte, die er kurze Zeit darauf, nachdem er ein paar Seiten in kaum leserlicher, flüchtiger Schrift hingeworfen um die Stimmung festzuhalten, wieder verwarf und zerriß. Dann sagte er sich, daß es unrichtig sei, wenn er ohne Plan arbeite, und er nahm sich vor, erst das genau zu überdenken, was er schreiben wollte. Er machte sich endlose Stoffeinteilungen und setzte in seitenlangen Auseinandersetzungen fest, worum es sich handeln sollte. Aber jenes ursprünglich Rheinische Bild, das er wieder aufgegriffen, veränderte immer mehr das Gesicht, bis er endlich in fortwährendem Verwerfen dahin kam, daß ihm unter den Händen alles positive verschwand und ihm ein Fantasiebild vor der Seele stand, das mit der Wirklichkeit nichts mehr zu schaffen hatte.

Das brachte ihn dann vollends in Verzweiflung. Es war ihm zu Mut wie dem Maler, der glühend davon überzeugt ist, daß sein Ziel in breiter, kühner Pinselführung

liege, und der trotzdem Strichelchen an Strichelchen setzt, um endlich, wenn er das eigene Werk betrachtet, zu finden, daß es in Technik und Wurf so gearbeitet ist wie die Kunst, die zu verwerfen er sich aus innerster Überzeugung genötigt sieht.

Dann sprang er vom Tische auf und durchmaß das Zimmer in eiligen Schritten. Er verzagte ganz an seinem Können. In solchen Momenten dachte er an seine Mutter, seine liebe, gute Mutter, die so überzeugt war von der Künstlerschaft des Sohnes, und die erwarten mußte, daß er ihr im Frühjahr die Früchte seiner Arbeit würde zeigen können. Und er hatte nichts, gar nichts, nicht eine Zeile! Bittere Verzweiflung faßte ihn und er fühlte das dringende Bedürfnis: hinaus ins Freie!

Und er irrte durch die Straßen wie ein Träumender. Jedesmal mußte er an Marys Hause vorüber, und jedesmal dachte er, wenn er einen scheuen Blick zu ihren Fenstern warf, sie müßte dort oben stehen. Aber nie erblickte er jemand. Er konnte das Bild dieses Weibes nicht los werden. Voll Abscheu und Ekel, gänzlich ernüchtert, geheilt, war er an jenem Morgen nach der Ballnacht aus ihrem Hause nach dem Tiergarten gestürmt, nicht bemerkend, wie ihn die Leute sonderbar betrachteten, da man ihm trotz des zugeknöpften Mantels an Lackstiefeln und Hut den Ballanzug ansah. Damals hatte er sich einen Thoren gescholten, über sich selbst gespottet und gelacht, damals waren ihm die Augen scheinbar aufgegangen über dieses Geschöpf, das er meinte geliebt zu haben. Und er war voller Verachtung, voller Empörung gewesen.

Zuerst hatte er ihr so viel Geld als er flüssig machen konnte in einem Couvert geschickt. Eine Art Eitelkeit in ihm litt es nicht, daß sie denken sollte er sei knauserig.

Er war sich bewußt, daß es schade darum sei, es diesem Weibe auch noch nachzuwerfen, aber er vermochte nicht sich zu überwinden. Er erinnerte sich, wie oft er bei ihr gefrühstückt, und in dem Gedanken daran, daß sie das für ihn doch bezahlt hatte, stieg ihm die Röte in die Wangen. Aber am selben Tage kam der Brief mit dem Gelde zurück, uneröffnet, so daß er nun von neuem ihr gegenüber beschämt war. Vielleicht hatte sie fühlen oder hindurch sehen können annähernd wie viel darin war, und es erschien in ihren Augen so lächerlich wenig, daß sie nicht einmal in Versuchung gekommen, es zu nehmen. Für sie war es nichts und für ihn zu viel.

Aber doch beschäftigte ihn unausgesetzt der Gedanke an sie und ließ ihn nicht los. Und das war es, was ihn schließlich an der Arbeit hinderte.

Wenn er ein Blatt vornahm, um sich Notizen zu seinem Plane zu machen, so fuhr er plötzlich auf nach langem Brüten, und die Uhr verriet ihm, daß schon Stunden wieder vergangen, ohne daß er auch nur eine Zeile geschrieben. Es war seine Art zu arbeiten, sich seine Gestalten so klar vor die Seele zu stellen, daß er sie auch äußerlich zu schauen glaubte. Er hätte in seinen kleinen Novellen und Skizzen jedesmal auf das peinlichste beschreiben können, wie es in dem Milieu aussah, in das er seine Figuren gesetzt. Er vermochte, wenn es sich um ein Haus handelte, genau den Grundriß seines Fantasiegebäudes aufzuzeichnen und von seinen Personen hätte er bis in die winzigsten Einzelheiten angeben können, wie sie gekleidet waren. Er kannte die Falten und den Schnitt der Anzüge. Er wußte Farben in den geringsten Lichtwirkungen und Tönungen anzugeben. Das hatte oft etwas Schwerfälliges, aber dieses malerische Sehen ließ ihn gewöhnlich nicht die Idee ver-

gessen, die Wucht der Auffassung, die Größe übersehen. Und das war der Grund, weshalb nicht selten jemand, der etwas von ihm gelesen, fälschlicherweise auf die Vermutung gekommen war, er schreibe nur ab, er schildere nur Dinge, die ihm wirklich geschehen, nur Menschen seiner Bekanntschaft. Diese künstlerisch bis auf das äußerste getriebene Anschaulichkeit ward ihm nun zur Qual. Denn sowie er seiner Technik gemäß, sich eine Frauengestalt greifbar machen wollte, dann gewann diese Figur plötzlich einen Zug von Mary, ein zweiter fügte sich hinzu, und ehe er es selbst gewahr wurde, standen ihr Gesicht, ihre Sprache, ihr Lachen, ihre Bewegungen vor ihm. Dann war es mit allem Schaffen vorbei, und verzweifelnd warf er die Feder fort.

Nun lief er ziellos die Linden hinab, immer in der heimlichen Vermutung, ihr doch einmal zufällig begegnen zu müssen. Und als er von weitem schon das „Grand Restaurant Westfal“ erblickte, da kam ihm der Gedanke, daß sie vielleicht dort sein könnte. Aber dann sah er nach der Uhr und fand, daß es kaum einhalb vier war und um fünf aßen die „B's“ doch erst. Wenn sie also dabei sein sollte, würde sie später kommen.

Der Portier bei Westfal grüßte ihn, er wollte ihm die Thür öffnen. Doch Jessen schüttelte den Kopf und schritt eilig vorbei. Er ging durch die Straßen wie auf einer Fährte. In jede Droschke suchte er zu blicken, ob sie nicht vielleicht darin sei, er schaute prüfend jede Frau an, immer in der Angst, sie etwa zu verfehlen.

Einmal blieb er stehen und drehte sich schroff um: das mußte sie gewesen sein. Eine Dame, die von ihm durch mehrere Herren getrennt wurde, war vorbeigekommen und stets, wie er sich auch bog, gab es der Zufall, daß die

Gruppe der Bummler neben ihm in seinem Gesichtsfelde war. Er trat auf den Fahrdamm, um der Dame nachzublicken: aber nein, sie hatte nicht dieselbe schöne Figur und war vor allem zu einfach gekleidet. Das führte ihm schmerzlich die Gedanken zurück an ihre Eleganz, ihre Ausgaben. Er verstand nicht, daß er nicht schon früher an den Geldpunkt gedacht. Er konnte sich doch denken, daß sie kein Vermögen besaß, und woher bezahlte sie denn diese prachtvolle Wohnung, die ihr zum mindesten drei oder viertausend Mark Miete kostete, da sie den ganzen zweiten Stock inne hatte mit neun Fenstern Front in so schönem, neuem Hause? Und ihre Toiletten, diese stets wechselnden Kleider, diese Hüte, von denen sie, wieer sich nun erinnerte, doch eigentlich zu jeder Gelegenheit einen neuen aufgesetzt! Und was sie an Handschuhen verbraucht! Er entsann sich, daß sie einmal über Cläre empört gewesen, die ein Paar Handschuhe hatte waschen lassen.

Jessen fragte sich wieder, ob er denn nur gänzlich blind gewesen sei.

Es begann dunkel zu werden. Schon flammten die elektrischen Bogenlichter auf, und als er in der Mitte der Linden stand und nach dem Schlosse zu sah, starrte ihn das große, erleuchtete Zifferblatt vom Rathausturm um die Ecke schielend, erstaunt an.

Jessen dachte wieder an jene Nacht, an jenen Gefühlsausbruch Marys, der sie ergriffen, als sie vom Spiel kommend die Flasche Sekt in dem cabinet particulier geleert, und sie ihm unter heißen Küssen ihre Liebe versichert. Er fragte sich, wie das möglich gewesen! Er war noch zu blind, um zu fühlen, daß es nur der Ausbruch des Weibes in ihr gewesen, um vor sich selbst zu rechtfertigen, daß sie

einmal gesonnen war, die Vernunft zu begraben, die bis dahin allein in ihrem Leben regiert.

Nun war es dreiviertel fünf Uhr und wenn sie kam, konnte er beobachten, wie sie ausstieg; denn fahren würde sie unbedingt.

Jessen ging dem „Grand Restaurant Westfal“ gegenüber auf dem Mittelwege der Linden hin und her, immer mit scharfem Auge die Thür beobachtend. Bis fünf Uhr erschien sie nicht. Kurz nach fünf sah er La Bruyère's unförmliche Gestalt sich durch die Thür drängen, und ein wenig später erkannte er Bingersheim mit Cläre. Etwas wie Haß zuckte zuerst in ihm auf, als ob der Riese lediglich die Schuld trüge, und als ob ein Mädchen wie Mary nicht doch über kurz oder lang einmal ihre Pläne durchgesetzt, und wenn sie Bingersheim nicht fand, einen anderen genommen hätte.

Jessen wartete noch bis halb sechs Uhr. Er schwankte, ob er nicht einen Entschluß fassen und einfach hineingehen sollte, aber Mary traf er doch nun wahrscheinlich nicht, und wie er sich vor der That sah, zuckte er doch zurück. Was sollte er ihr sagen nach diesem Abschied? War es nicht schmachvoll? Erniedrigte er sich nicht auf jede Weise? Und er schämte sich, sie noch zu lieben. Aber er liebte sie doch. Und was würde sie ihm antworten? Doch nur ihre Worte wiederholen! Vielleicht, und bei dem Gedanken ward er rot vor Zorn, als ob es jemand hätte hören können, daß sie ihn wieder lieben würde, wenn er ihr Geld genügend gäbe. Und das würde sie in Mark und Pfennig ausdrücken, von welcher Summe ab ihr Herz von nun an für ihn schlüge!

Er floh vor ihr, floh vor jenem aufdringlich unschönen Gebäude, das ihm jetzt überladener und geschmack-

loser, dünkelhafter, protzenmäßiger erschien mit jeder Minute, er floh vor diesem Hause mit der ornamentbeklexten Front und der geborgten, unechten Pracht, vor dieser Spielhölle, wo alle Laster und Leidenschaften, alle Begierden und niedrigen Instinkte Orgien feiern durften, wenn sie nur gehörig zahlten, die ihren Trieben freien Lauf lassen wollten. Er flüchtete wie ein gehetztes, getriebenes Wild in eiligen Schritten, daß ihm die Menschen lächelnd oder erstaunt nachblickten, dann tauchte er in das Dunkel des Tiergartens unter mit seinen spärlichen Lichtungen, und erst als er in den Anlagen an der Siegessäule stand, ward er ruhiger und mäßigte den Schritt.

Hoch ragte sie in die dunkelnde Luft empor, ein schwarzer Schatten. Er hatte oft gespöttelt über die Gestalt der Säule, über die unschöne Figur, die auf ihr thronte, aber hieß sie nicht Sieg? Und war nicht Sieg erst nach Kampf und Arbeit beschieden? War sie nicht ein Wahrzeichen der Pflicht, die Tausende und Tausende in den Tod geführt nach Anstrengungen und Entbehrungen? War sie nicht ein Bild der Kraft, des Dankes für Können und Leistung? Eingesetzt dort wo es um das Dasein eines ganzen Volkes ging? Und er der schwache Sohn jenes Volkes, das sich einst stark und kräftig erhoben, zu zeigen, daß es in stillen Friedensjahren emsig gearbeitet, er stand hier unter diesem Symbol, ein elender, umgetriebener Flüchtling vor sich selbst.

Arbeiten wollte er, arbeiten mußte er! Der Drang, die Sehnsucht arbeiten zu können, verzehrte und verbrannte ihm das Herz.

Und als er vorüberging, blieb er einen Augenblick vor dem dunkelnden Denkmal stehen. Aller billiger Spott übermütiger Stunden schwand von seinen Lippen, die Rinde

schmolz, er ward weich, und während er das Sinnbild der Kraft der Generation seines Vaters sich in dämmernden Umrissen abheben sah, verfluchte er in seiner Seele seine Schwachheit und das Andenken an dieses Weib, und im Zorn, Gefühlsüberdrang, begann er zu weinen wie ein Knabe . . .

Aber die Arbeit floh ihn noch immer, als er am Abend zu Hause saß über seinen Papieren. Er versuchte, an Mary nicht mehr zu denken. Er schien wie erlöst von dem Zauber, den sie noch auf ihn ausgeübt. Doch so oft er glaubte, seiner Idee nahe gekommen zu sein, beschlichen ihn wieder Zweifel aller Art.

Nun machte er stundenlange Spaziergänge, wohin ihn gerade der Zufall trieb. Selten mehr kam er dabei an Marys Hause vorüber. Die leise Hoffnung, sie zu sehen, konnte er in sich nicht ganz unterdrücken, aber von Tag zu Tag fühlte er, daß er ruhiger wurde.

Nun wählte er oft die Invalidenstraße, um von da aus in den Norden zu kommen, in Stadtteile, die er während seines verflossenen Aufenthaltes noch niemals betreten hatte. Dort war die Arbeit zu Haus und dieses Treiben, dieses emsige, rastlose Vorwärtsschieben der Menschen beruhigte ihn und gewährte ihm stets neue Anregung.

Er stand beobachtend an den Wasserarmen des Kanals, am Humboldtshafen, wo er sich unter der Stadtbahn weiter erstreckte gegen den Lehrter Güterbahnhof zu. Es waren milde Wintertage gekommen ohne Kälte. Das schöne Wetter wurde überall benutzt, um die Schiffsladungen zu löschen. Eine ganze Reihe von großen Spreekähnen lag im Wasser nebeneinander. An den Stirnseiten waren Laufbretter an Land gelegt, die ein Stück auf Böcken

liefen. Ziegelsteine wurden ausgeladen. Am Quai standen in langen Reihen die Wagen, die man füllte. Den Pferden, denen ein Strang ausgehängt, hatte man ein Bündel Heu in vierfach geknotetem Leinentuch an die Deichselspitze gehangen. Die Tiere zogen das schlechte Wiesengras aus Schilf und Unkraut rupfend heraus, daß der Ballen an der Stange hin- und herschaukelte. Stumpfsinnig standen sie kauend da, einen Hinterfuß auf der Zehe ruhen lassend, und nickten mit den gelbbeschlagenen Kummten. Und aus dem Bauche der Schiffe gingen die Ziegel in langer Kette von Hand zu Hand im Wurfe bis an die Gefährte, wo sie geschichtet wurden. Die Arbeiter hatten rötlich gefärbte Schürzen vom Schutt und vom abspringenden Gebröckel der Steine. Kaum ein Wort wurde gesprochen, ununterbrochen ging die Arbeit fort.

Sie mußten sich hart plagen, um zu leben, um für sich und die Ihren den täglichen Unterhalt zu verdienen! Und er? Das brachte ihn wieder zur Arbeit zurück. Und er sann von neuem nach über seinen Plan. Die Frauengestalt, die immer Marys Züge angenommen, verblaßte und interessierte ihn kaum mehr. Stimmungen ergriffen ihn: Knechtschaft und Unterdrückung, Arbeit, Arbeit, endlose, lähmende Arbeit, die er überall um sich sah, die diese Riesenstadt erfüllte vom Morgen bis zum sinkenden Abend, und bis tief in die Nacht hinein. Er war ganz voll von diesen Ahnungen und Gefühlen.

Tag um Tag ging hin, immer mächtiger ward diese Stimmung in ihm, als ob sie in sein Blut übergegangen wäre. Er lief Straße auf, Straße ab, überall dieses Bild der Arbeit verfolgend, wie es sich ihm in tausend Erscheinungsformen entgegen drängte. Er schien es einzuatmen, es schien in der Luft zu liegen. Er sah es um

sich, er hörte es erklingen, dieses ewige, dröhnende, schwerstampfende Lied der Arbeit. Diese bedrückende, aufreibende Thätigkeit, die kein Ende fand, die anhob mit dem ersten Tage, da diese Menschen den Fuß in die Welt gesetzt. Sie schien nicht abzufallen, auch mit dem letzten Seufzer, gethan in der Erinnerung der Vergangenheit, in der Ahnung, im Bewußtsein dessen, daß das werdende Geschlecht auch bedrückt sein sollte von diesem keuchenden Erwerben, von dieser Last, welche die Räder der Maschine des Organismus trieb, aber auch abnutzte in angespanntem, pauselosem Dienst, bis ein Defekt entstand und das Werk stehen blieb.

Er fühlte sich gepackt von der Trostlosigkeit dieses Gewinnens. Wofür, wozu, warum? Um eine Schaufel Erde, um ein Grab? Mußte das so teuer bezahlt sein?

Er hörte das ewige Treiben und Tosen, das unausgesetzte Hämmern und Rauschen, Beben und Brausen der gewaltigen Menschheitsmaschine, das eherne eintönige Lied der Arbeit!

Und wie er so die Arbeit aufsuchte und ganz in seine Seele aufnahm, vergaß er alle seine Sorge um das eigene Schaffen. Es dünkte ihm jetzt so klein, so gleichgültig, so entsetzlich nebensächlich! Er sah nur mehr die Allgemeinheit, das Große, Gewaltige, Umfassende, von dem er geträumt in den Tagen seiner ersten Versuche in Berlin; er schaute es nun vor sich in der Natur. Er erblickte es außerhalb seines kleinen Ichs, in seiner Umgebung. Und in diesen neuen Ideen, die heimlich, mächtig, fruchtreifend in ihm gährten und arbeiteten, verging auch jeder Gedanke an dieses egoistische Weib mehr und mehr, bis sie ihm nur noch eine Episode dünkte in seinem Sein. Wenn er sich Marys erinnerte, soge schah es nicht mit Bitter-

keit, sondern objektiv, ganz von weitem. Es war ihm alles so fern, so gleichgültig. Er konnte nun an ihrem Fenster ohne eine Regung zu spüren, vorübergehen. Immer noch blickte er hinauf, aber fast mehr wie aus alter Gewohnheit, als um sie zu sehen.

An einem besonders schönen Mittag, wo seit Tagen jeder Rest des Winters unter den Bäumen des Tiergartens geschmolzen, schritt er langsam die Charlottenburger Chaussee entlang, mit seinen Plänen beschäftigt, immer versuchend, die Bilder und Eindrücke, die das Treiben der Großstadt hervorgerufen, sich in seinem Innern niederschlagen zu lassen, um sie zur Arbeit zu verwerten.

Ein auffallend eleganter, geschmackvoller Wagen, halb offen, sehr niedrig, mit zwei Füchsen bespannt, Kutscher und Diener in ganz schwarz gehaltener Livree, kam von draußen hereingerollt und jagte dem Brandenburger Thore zu. Die Pferde waren vortrefflich gefahren, sie traten gleichmäßig und schön.

Alles blickte nach dem sausenden Gefährt, in dem ein Herr und eine Dame saßen, sorgfältig in eine Fahrdecke gehüllt.

Auch Jessen sah auf. Es waren Mary und Borck, der scheinbar sehr erfreut grüßte und ihm noch ein paar Mal mit der Hand zuwinkte. Sie neigte kalt, wie gegen einen Fremden, den Kopf.

Dann waren sie vorüber.

Er zwang sich, nicht stehen zu bleiben und umzublicken. Gemessen setzte er seinen Weg fort. Auch das Paar wandte sich nicht um.

Das also war die Lösung? Das ihr Schicksal? Das ihre Zukunft? Von dem Tode von Borcks Vater und der Erbschaft hatte er nichts gehört. Aus dem Kreise der

B's war die ganze Zeit über nicht einmal eine Nachricht zu ihm gedrungen.

Jessen dachte noch an die Begegnung, während er in einem Restaurant der Friedrichstadt sein Essen einnahm. Allmählich jedoch wieder begannen ihn seine Eindrücke und Pläne zu beschäftigen, und als er Nachmittags, wie jetzt immer, seine Wanderungen durch die nördlichen Stadtviertel antrat, hatte er die Begegnung vergessen.

Ein paar Tage darauf erfuhr er genaueres. Er traf Graf Zorbrechten, mit dem er auf dem Wintergarten-Ball die Unterhaltung über die Kunst gehabt. Jener sprach ihn sofort an und meinte: Jessen wäre damals wohl gekränkt gewesen, aber er hätte doch unmöglich wissen können, daß er ein so „kolossaler Dichter“ sei. Dabei sah er ihn mit seinen Stielaugen gutmütig lächelnd an, während er den roten Schnurrbart in die Höhe strich. Jessen sagte sich, der Graf sei mehr beschränkt, als bösartig, und lehnte ohne Empfindlichkeit in ruhigem Tone das ungeschickte, rohe Kompliment ab. Graf Zorbrechten fragte:

— Sie ziehen sich ganz zurück, wie ich höre? Ich bin nämlich jetzt auch bei Westfal. Ich wohne überhaupt jetzt ganz in Berlin; ist doch die einzige Stadt, wo man leben kann!

Jessen hatte bei der flüchtigen Unterhaltung auf dem Balle nicht gewußt, was jener „Kunstfatzke“, wie ihn Bingersheim genannt, eigentlich von Beruf sei. So meinte er erstaunt:

— So, waren Sie denn früher nicht hier?

— Blos kommandiert! Ich war auf Telegraphen-kommando hier. Bin ursprünglich Zehnter-Kürassier. Aber wissen Sie, wer mal Blut hier geleckt hat!

— So, Sie haben den Abschied genommen?

— Ja, es paßte mir nicht! Ewiger Dienst! Ich hatte einen unangenehmen Kommandeur. Ich hatte mir so'n Urlaubsgaul angeschafft, den ich hier und dort ritt. Nicht auf's Gewinnen. Ob ich nun so'n ollen Silbertopp gewinne! Aber ich kriegte keinen Urlaub!

Jessen war das Gespräch langweilig, doch Zorbrechten ließ ihn durchaus nicht los:

— Darf ich Sie eine Strecke begleiten? Wissen Sie, mein Kommandeur war ein widerlicher Patron, verlangte einfach, ich sollte immer in dem Neste bleiben. Er sprach immer durch die Nase: „Der Dienst geht vor!“ Dann kam die Jeugeschichte bei Westfal!

Jessen merkte auf. Er blickte ihn fragend an und erhielt Auskunft:

— Ach, Sie wissen wohl nicht? Also denken Sie, der Kommandeur kriegt Wind, daß ich bei Westfal gejeut hätte mit Bingersheim und Gabitz, Rohmüller, Melnich und, na also, die ganze Blase! Und was sagt er mir da? Die Herren wären kein geeigneter Verkehr für einen Offizier! Da habe ich den Abschied genommen.

Es gab Jessen einen Stoß, er dachte an das Wort jenes Regimentskommandeurs, diese Herren seien kein geeigneter Verkehr für Offiziere! Und er hatte auch zu „diesen Herren“ gehört!

Graf Zorbrechten erzählte ihm weiter allen möglichen Klatsch: Die Mara wäre ganz verrückt geworden. Mit dem Bieber hätte sie gebrochen und hätte ihren leichtsinnigen „Rappel“ bekommen. Das käme so bei ihr jedes Jahr einmal, dann verliere sie allen Halt. Bingersheim hätte ihm erzählt, das kenne er nun schon lange an ihr. Augenblicklich mache sie allen möglichen Unsinn. Sie wäre jeden Tag betrunken und liefe immerfort mit anderen herum.

Neuerdings wäre sie Stammgast im „Paradies.“ Mit der dicken Meta hätte sie Freundschaft geschlossen und die Beiden wären nun die „great attraction“ des Paradieses. Bingersheim hätte gesagt, die wäre so unberechenbar: die würde bestimmt noch als Büßerin enden. Er schloß mit dem Worte:

— Magdalenentypus — und lachte darüber, als ob er etwas ganz besonders Geistreiches vorbrächte.

Jessen interessierte es doch, zu hören, was er über Mary und Borck sagen würde, und er fragte scheinbar gleichgültig:

— Und die andern?

Zorbrechten that ihm auch sofort den Willen und erzählte, der Bieber habe sich, nachdem es mit Lilli aus gewesen, gleich an Mary Wohlmuth gemacht. Jetzt seien sie ein Herz und ein Sinn. Mary besitze jetzt auch einen Stall. Zum Frühjahr würde er ihr einen Viererzug zusammenstellen lassen. Es könnte alles gar nicht genug kosten.

Jessen bezwang sich möglichst kalt und gleichgültig zu bleiben:

— So, ist er denn so reich?

— Er hat doch seinen Vater beerbt! Der ist so und sovielfacher Millionär in Thalern. Am Tage, wie damals der Wintergartenball war, ist er gestorben. Sie ist die einzige, die's gewußt hat.

Darum also! Nun war ihm alles klar.

Die letzten Worte des schwatzhaften Grafen, ehe sie sich trennten, daß er ja nun wohl Marys Verlust verschmerzt zu haben scheine, und daß La Bruyère eigentlich schon das Delirium hätte, überhörte er gänzlich. In Gedanken

schritt er seiner Wohnung zu. Er fühlte sich erleichtert durch das, was er vernommen.

Er wußte es: jetzt war er geheilt.

Und nun vertiefte er sich wieder in seine Pläne, in das Bild, das ihn ganz beherrschte, dem er nur noch nicht Gestalt zu verleihen vermochte: die Arbeit.

Wenn er tagesüber herumgeirrt, gab er es auf, abends noch das Schaffen erzwingen zu wollen. Jetzt war er nicht mehr trostlos und verzweifelt; es beunruhigte ihn nicht, daß er sich noch nicht im Stande fühlte, zu beginnen. Allmählich sogar gelang es ihm doch, an die Arbeit zu gehen. Zwar nicht an das, wovon er träumte, das noch immer nicht reif genug war, aber er suchte in Bildern, in Skizzen, in Momentaufnahmen zur Vorarbeit alle die tausend Stimmungen festzuhalten, deren er später zu seinem Werke bedurfte.

Zum ersten Mal, seitdem er in Berlin war, machte er Gebrauch von den Empfehlungen, die ihm durch seine Mutter, durch seinen Schwager zu Gebote standen. Nicht um Geselligkeit zu finden, aber um sich Eintritt in Fabriken zu verschaffen. Viele Tage kam er dann dorthin an die Herde der Massenthätigkeit, wo die moderne Arbeit ihren schroffsten Ausdruck fand. Dort sah er stundenlang zu und versuchte den Dunst der Fabrik einzusaugen, die Stimmung in sich zu verkörpern. Und dann dazwischen wieder durchmaß er die Straßen mit ihrem atemlosen Leben und trieb sich auf dem Wedding herum, am Friedrichshain, fuhr mit der Stadtbahn nach dem Gesundbrunnen und nach Friedrichshagen hinaus, immer bemüht, die Arbeit zu suchen.

In seinem Innern waren längst die Vorwürfe verstummt, die er sich darüber gemacht, daß er jetzt nicht mit zugriff, daß er nicht im Schweiße seines Angesichtes mit

schuf und hantierte, Vorwürfe, die sich ihm aufgedrängt, als die Erinnerung des Lebens des Genusses, des Reichtums und Prassens und Schlemmens, das er mit jenem Kreise bei Westfal geteilt, bedrückend, quälend und beschämend auf ihm lastete.

Jedesmal wenn er der Zeit gedacht, wo er das Geld hinausgeworfen, das ein anderer, das sein Vater verdient, das die Anstrengung von Generationen gehäuft, trat ihm Schamröte auf die Stirn: er betrachtete den Umstand, daß er von Haus aus zu leben hatte, nur als Verpflichtung zu doppelter, emsiger Thätigkeit. Und er meinte, daß, wenn die Natur ihm Gaben verliehen, ihm Geld gegeben mehr als anderen, sie damit die starke Verpflichtung hervorgerufen, dies auch zu nützen. Wenn er in dem ersten Rückschlag seiner Gefühle, wo er umherirrend die Arbeit gesucht, sich fast geschämt, daß er besser gestellt war als Millionen andere, so fühlte er sich nun gerade dadurch herausgehoben und verpflichtet. Er dachte an hundert andere Schriftsteller, die genötigt waren, zum Unterhalt den Journalismus zu wählen, und die dennoch, noch Kraft und Aufschwung genug besaßen trotz ermüdendster, geistiger Anstrengung bis zum Abend, ihrer eigenen dichterischen Arbeit nachzugehen. War er nicht begünstigt vor diesen allen? Da ihm ein blindwaltender Zufall die Möglichkeit gegeben, mit frischen Kräften zu schaffen, während die andern erst Nerven und Hirn im Dienste des Tages erschöpfen mußten, so wollte er auch dieses Vorteils gedenken und ihn nützen.

Noch war sein Plan allgemein: ein hohes Lied der Arbeit wollte er schreiben! Aber je mehr er Blatt auf Blatt häufte, desto festere Formen gewann wieder seine Idee.

Und einmal als er eben heimgekehrt, glaubte er plötzlich zu fühlen, daß sein Werk reif sei. Es trieb ihn zur Arbeit, es ließ ihm keine Ruhe sich hinzusetzen und die Feder in die Hand zu nehmen. Während er den Mantel ablegte, vermochte er es kaum mehr zu erwarten, bis er den Stoß unbeschriebenen Papieres vor sich hätte. Mit zitternden Fingern hob er die Glasglocke und den Cylinder von der Lampe und sein Arm bebte als er das Streichholz an den Docht hielt. Dann setzte er sich zur Arbeit und füllte Seite um Seite und merkte nicht das Fliehen der Zeit.

Frau Beck trat ein, sie fragte ihn, ob sie ihm Thee machen sollte und etwas zum Abendbrot holen lassen. Er gab keine Antwort. Lange Zeit blieb sie stehen und beobachtete ihn stumm. So kannte sie ihn gar nicht. Sie wurde ganz irre an ihm. Endlich schien er ja seine schönen Versprechungen einlösen zu wollen, die er gegeben, als er damals bei ihr einzog und die er nach kaum vierzehn Tagen vergessen. Es war doch etwas sonderbares um diese Künstler! Vor vielen Jahren hatte sie einmal einen jungen Bildhauer gehabt, der war auch so gewesen. Wochen lang war er die Nächte herumgebummelt, und bis in den Nachmittag hatte er dann immer geschlafen. Plötzlich war der „Geist über ihn gekommen“, wie er es genannt und dann hatte er zwei Monate gearbeitet ohne Unterbrechung. Sein Atelier hatte er überhaupt nicht verlassen. Das Essen mußte sie ihm sogar hinüber bringen. Und er schlief so gut, wie gar nicht mehr. Das Ende war gewesen, daß die Jury die „Gruppe“ zurückgewiesen. Aber der Zurückgewiesene von damals war heute ein großer Meister. Neulich erst, als sie ihn in der Luisenstraße getroffen, hatte er lachend zu ihr gemeint: jetzt arbeite er täglich sein Pensum, denn er könne die

Stimmung kommandieren. Frau Beck fragte endlich noch einmal lauter:

— Herr Jessen, die Lampe wird bald ausgehen, dann sitzen Sie im Dunkeln.

— Ja! Ja!

— Soll ich Ihnen noch eine andere Lampe hinstellen? —

— Ja! Ja!

Und Jessen schrieb bis zum Morgen.

Als seine Lampe verlöschte, entzündete er Lichter, an die Reservelampe der Frau Beck, die in der Ecke stand, dachte er nicht.

Die Feder jagte ihm nur so über das Papier. Er stockte kaum einen Augenblick.

Als er aufhörte, schien die Sonne zu den Scheiben herein. Er ließ die beschriebenen Blätter, die er zur Seite geworfen, liegen, wo sie waren und schob den Stuhl zurück. Keinen Blick warf er auf das Fertige. Er fühlte sich nicht im geringsten müde, im Gegenteil frischer und kräftiger als je vorher. Es war ihm frei und leicht zu Sinn.

Nun stürmte er die Treppe hinab und ging nach den Linden zu. Im Café Bauer wollte er frühstücken, dann von dort aus, nachdem er sich noch eine Stunde im Freien ergangen, wieder zurück an den Schreibtisch.

Als er bei Westfal vorüber kam, hob er stolz das Haupt, heute an diesem Morgen nach der Arbeit konnte er vorüberschreiten ohne den Nacken in Scham beugen zu müssen. Er sah mit ganz anderen Augen nach dem mächtigen Kasten, der so übernächtig und verschlafen ausschaute. Heute blickte er mit Gleichmut und Ruhe nach den Zierrat überladenen Mauern, als ob er niemals einen Fuß hier über die Schwelle gesetzt. Er hatte sich seinen Tag verdient, der Arbeitende in der Stadt der Arbeit, der Gleichberechtigte

mit allen denen, die ihr Beruf, ihr Dienst, in eiligen Schritten den gleichen Weg trieb, den er ging ...

Bingersheim trat bei Westfal bleich und übernächtig, nervös den Schnurrbart streichend aus der Thür, als Jessen schon ein Stück nach dem Café Bauer zu vorübergegangen war. Er erkannte ihn und beschleunigte, einer Regung folgend, den Schritt, aber dann gab er es auf. Was wollte er eigentlich von Jessen! Jetzt, wo er diese Nacht wieder so viel verloren hatte, war er nicht in der Laune mit ihm zu reden. Aber doch ... er hatte ihn ja seinerzeit in den Kreis gebracht, aus dem er plötzlich fortgeblieben war. Er nahm sich vor, ihm ein Mal gelegentlich zu schreiben, wenn er ihn bis dahin nicht auf der Straße träfe. Warum sollte Jessen immer noch den Empfindlichen spielen! War es so schlimm, mit Mary zusammen zu treffen? Sie sprach ja ganz vernünftig über ihn und er selbst war einmal auch in ähnlicher Lage gewesen! Damals, als er mit ihr aus-auseinander gekommen. Das renkte sich alles schon wieder ein im Leben!

Übrigens, wo kam denn der her, so zeitig am Morgen? Vielleicht hatte er eine neue Bekanntschaft gemacht oder am Ende kam er irgend woher vom „Jeu“?

VII.

Abgespannt und müde war Bingersheim in seine Wohnung auf der Königin Augustastraße, zwei Häuser von Cläre entfernt, heimgekehrt. Der Diener hatte vorsorglich im sogenannten Arbeitszimmer Feuer gemacht, denn er wußte, daß sein Herr nicht mehr schlafen ging, wenn er nach sechs Uhr morgens zurückkam.

Der Riese stellte sich an den Ofen und lehnte sich mit nach rückwärts ausgebreiteten Handflächen an die Kacheln. Die Wärme that ihm behaglich wohl und er begann allmählich die Stimmung des Ungemütlichen und Zerstückelten zu überwinden. Er fröstelte schon nicht mehr und hätte bald mit sich vollkommen wieder zufrieden sein können, wenn er sich nicht unwillkürlich immer gegen seinen Willen der 12800 Mark hätte erinnern müssen, die er in der Nacht verloren hatte.

Sonst wäre diese Summe für ihn nicht von so großer Bedeutung gewesen, denn auch in den besten Zeiten geschah das so ab und zu, und ein ander Mal hatte er Glück und brachte es zehnfach wieder ein. Aber der Ausgleich, der früher, wenn auch erst nach Tagen eingetreten war, hatte nun bereits Wochen lang auf sich warten lassen. Seit dem Wintergartenball, als sie damals noch ziemlich spät in

der Nacht zu Westfal gegangen, hatte er fast regelmäßig verloren. Bis auf einen Tag, der ihm freilich über 100 000 Mark und zwar, was immerhin viel bedeutete, in barem Gelde, eingebracht. Aber nun schrieb man schon den elften April.

Bingersheim begann sich ernstlich Gedanken über sein „Pech“ zu machen, und das Gleichgewicht in seiner Laune geriet von neuem bedenklich ins Schwanken. Zwar kannte er schon diese Stimmungen, denn sie kehrten jedesmal wieder, wenn er über hundert Mark verloren, stärker oder schwächer, je nach der Summe der Faktoren: Höhe des Verlustes, Wirkung des zur Beruhigung eingenommenen Alkohols, und augenblicklicher Zustand der Nerven. Bei einem Gesamtergebnis der Nacht von hundert Mark oder gar noch darunter, berührte ihn die ganze Angelegenheit kaum, denn er hatte sich daran gewöhnt, einen blauen Kassenschein als tägliches Budget auszusetzen. Das nannte er „die Tageskosten“. Nur insofern war auch ein solch geringer Verlust seiner Stimmung unzuträglich, als er sich dann ärgerte, „wieder einmal vergeblich eine Nacht um die Ohren geschlagen zu haben.“

Aber das verging gewöhnlich, nachdem er sich zu Haus gewaschen, ein frisches Hemd angezogen, den Kopf mit Kölnischem Wasser eingerieben, eine Tasse schwarzen Kaffee getrunken und eine aegyptische Cigarette „Jasmatzi“ geraucht hatte.

Es gab ja auch die Tage des großen Ausgleiches, an denen er etwas oder gar viel gewann. Dann war er gehobenen Mutes, sogar eigentlich stolz auf sich. Das war die Zeit, wo er Cläre über alles verzog, wo er ihr halb Berlin zusammenkaufen mochte. Aber ihre Bescheidenheit und ihre Sorge, daß er nicht das Geld fortwerfen sollte, hatte

nur zur Folge, daß er es nicht für sie, sondern irgend wo anders ausgab. Dann kamen seine halb gönnerhaften, halb protzenartigen Anwandlungen, wo er im „Paradies“ alles freihielt, für hunderte von Mark Sekt bezahlte, und rechts und links die Goldstücke davonwarf. Und wieder an den Tagen des „großen Ausgleiches“ gewann die Nacht, die er bei Westfal am Spieltische verbracht, in seinem Hirn etwas von einem Glorienschein ums Haupt, da er sie mutig hatte opfern müssen, um die paar elenden Mark zu verdienen.

Nun aber war dieser Verklärungszauber ausgeblieben und ließ sich durchaus nicht haschen. Es hatte ihm in letzter Zeit nie mehr gelingen wollen, etwas nach Hause zu bringen.

Darin lag etwas Lähmendes und Entmutigendes.

Wie er so am Ofen lehnte und sich seinen Gedanken überließ, fiel ihm zum ersten Mal in seinem Leben ein, daß möglicherweise seine „Pechserie“ fortdauern könnte, bis er alles verspielt hätte und dann kein „Betriebskapital“ besäße. Er war zu sehr alter Spieler, um nicht zu wissen, in welch unangenehme Lagen man geriet, wenn man genötigt war, klein zu pointieren, so immer blos ein paar Goldstücke auf einen Satz. Da kam nicht viel dabei heraus und wer einmal so weit gekommen war, der schwang sich auch kaum mehr auf einen grünen Zweig. Die Bank mußte einer halten können. Nur wer das erdrückende Übergewicht des Kapitals in der Hand hatte, vermochte zu gewinnen. Wer mit ein paar Mark anfangen wollte, verlor doch am Schlusse alles; nur der vermochte etwas herauszuschlagen, der immer neue Truppen ins Gefecht führen konnte, dem es möglich war, die längste „Pechserie“ durchzuhalten. Und wenn er zehn Banken hinter einander verlor, endlich mußte doch der „große Umschwung“ kommen. Da hieß es nur

im richtigen Augenblicke noch Geld flüssig zu haben. Wer sich dann schon verausgabt hatte, war verloren. Es geschah ihm schließlich recht. Das Kapital triumphierte überall, auch im Spiel.

Und nun fiel ihm noch etwas ein, das ihm ein Gefühl verursachte, geradezu als ob er einen körperlichen Schmerz empfände. Vor vielen Jahren schon hatte er grundsätzlich erklärt nichts zu borgen. Zwar fand man das anfangs unhöflich, aber endlich hatten sich die anderen Leute dabei beruhigt. Nun kannte man es gar nicht anders und es hieß, als ob es so sein müsse: „Bingersheim pumpt nie!"

Wenn er nun einmal in die peinliche Lage käme, daß er thatsächlich einen Abend kein „Betriebskapital" mehr besäße! Was würde dann? Vorschießen würde ihm doch keiner etwas, denn wenn er darum bäte, so würden sie denselben Grundsatz gegen ihn anwenden, den er so oft gebraucht und höhnisch würde er nur überall einem Achselzucken begegnen mit derselben Formel, die man an ihm kannte: „Bedaure sehr, thut mir aufrichtig leid. Ich borge grundsätzlich nicht. Es ist gegen meine Ansichten vom Spiel. Ich bilde mir ein, daß es mir Unglück bringt!"

Es überlief ihn förmlich mit Gänsehaut, als er daran dachte, und er überschlug im Kopf sein Vermögen. Schwer war es nicht, denn er hatte nichts mehr auf der Bank liegen, sondern, nachdem er einmal vor ein paar Tagen seinen eisernen Bestand, das Depot von 100 000 Mark angegriffen, nur noch 24 430 Mark im Schreibtischfache.

Bingersheim führte genau Buch, aber nur über das Spiel, nicht über die täglichen Ausgaben und Rechnungen. Die mußten, soweit sie brennend wurden, gedeckt werden. Er hatte die Gewohnheit, sobald er einmal eine große Summe gewonnen, sofort eine Reihe von Postanweisungen

an Schneider, Schuhmacher, Modemagazine u. s. w. in die Welt hinauszuschicken. Zu diesem Zweck trug er stets die erforderlichen Karten in der Brieftasche bei sich. So kamen die Kaufleute und Handwerker auch zu ihrem Gelde, und er merkte nichts davon, er konnte es so nebenbei abmachen. Ebenso steckte er Cläre hier und da Geld zu.

Sein Gewinn- und Verlust-Konto hatte er einfach im Taschenkalender notiert. Er zog das Büchelchen hervor und blätterte darin umher. Mit Plus und Minus standen dort die Summen vermerkt. Der letzte Monat, der März, war der allerschlimmste, dazu die ersten Tage des Aprils. Schon im März war nur der dritte, neunte und elfte mit Gewinn verzeichnet, während die Wage am neunzehnten und sechsundzwanzigsten geschwebt hatte. Seitdem hatte er täglich verloren. Der April gab den Rest.

Er ließ das Auge über die Zahlen gleiten:

Sonntag, den 1. . . . . — 19,400 Mark
Montag, den 2. . . . . — 6,800 „
Dienstag, den 3. . . . . — 14,900 „
Mittwoch, den 4. . . . fiel aus
Donnerstag, den 5. . . — 16,200 „
Freitag, den 6. . . . — 300 „
Sonnabend, den 7. . . fiel aus
Sonntag, den 8. . . . . — 20,000 „
Montag, den 9. . . . . — 18,000 „
Dienstag, den 10. . . — 12,800 „

Das machte allein vom ersten bis zehnten April 108,400 Mark Verlust. Am thörichtsten und ärgerlichsten erschien ihm dieser unselige Freitag, der sechste: — dreihundert Mark. Was sollte das überhaupt! Diese dreihundert Mark! Eine Lappalie, bei der es doch vollständig gleich-

giltig war, ob er sie verloren oder gewonnen hatte. Von beiden wurde er nicht glücklich ...

Dann überschlug er im Großen und Ganzen, was er noch an Rechnungen für sich und Cläre zu bezahlen hatte, rund in Tausenden geschätzt, nach kurzer Aufzeichnung, die er in's Notizbuch machte:

Elsner und Kasch, marchands tailleurs . .	4000	Mark
Rappendorf, Modemagazin	2000	"
Menthe & Co., Galanteriewaren u. s. w. .	1000	"
Gracht, Schneiderin	1000	"
Schuhmacher, Hutfabrikant, Handschuhe . .	1000	"
Westfal	4000	"
Allerhand Rechnungen, Kleinigkeiten, Vergessenes	5000	"
Im Ganzen rund	18000	Mark

So blieben ihm denn noch für den Augenblick, falls er alles bezahlt hätte, was er nicht beabsichtigte — 6000 Mark — so gut wie nichts.

Das war nicht sehr tröstlich.

Er steckte vorsichtig seinen Taschenkalender wieder zu sich und versank in Brüten. Allerlei Gedanken schossen ihm durch den Kopf, die darin gipfelten, daß er, der sonst niemals den Mut verlor, zwar davon überzeugt war, daß der „große Umschwung" noch einmal ganz bestimmt in nicht allzulanger Zeit eintreten müßte, aber daß es doch sehr zweifelhaft sei, ob er dann noch genügendes Betriebskapital in der Hand haben würde.

Er zündete sich eine neue Cigarette an und lehnte sich wieder gegen den Ofen, aber er bildete sich ein, daß der Tabak zu trocken, und daß die Kacheln keine genügende Wärme mehr verbreiteten. Dann schenkte er sich eine zweite Tasse schwarzen Kaffee ein, doch die Spiritusflamme unter der Kanne war längst verlöscht und der Kaffee kalt

geworden. Er begann wieder zu frösteln, und lief im Zimmer auf und ab, um sich zu erwärmen.

Der Raum war in türkischem Stil mit übergroßem Luxus eingerichtet. Rund herum liefen Divans, darüber hingen Dutzende von Gebetteppichen; orientalische Waffen schmückten sonnenförmig geordnet die Wände. Das einzige, was nicht recht in den Stil paßte, war der Schreibtisch, auf dem zum Schreiben nicht der geringste Platz blieb, denn die ganze Tischplatte stand voller Photographien. Fast ohne Ausnahme Frauenbilder, alle jung und hübsch, oder sehr reich gekleidet. Alle machten den Eindruck, als ob sie schon älteren Datums wären.

Nur die Bilder Cläres und Marys stammten offenbar aus der allerneuesten Zeit.

Plötzlich kam Bingersheim eine Idee, etwas, was er sich schon längst ab und zu überlegt: eine reiche Heirat. Daran dacht er immer, sobald er sehr viel verloren hatte, und sich in galliger Stimmung befand. Das war seine ultima ratio, der Weisheit letzter Schluß. Es war zwar bitter, in den sauren Apfel zu beißen, aber das letzte, was ihm übrig blieb — falls er nicht noch einmal gewänne, und dazu schien ihm nach seiner Theorie des Betriebskapitals gar keine Aussicht mehr zu sein. Zum mindesten war doch die Angelegenheit ernstlich ins Auge zu fassen, später konnte er es ja immer noch aufgeben, wenn der „große Umschwung“ doch noch eintreten sollte, ehe er das letzte Geld verbraucht hätte.

Er blieb am Fenster stehen, klemmte sich das Einglas ins Auge, strich sich das gelbe, angekleisterte Haar wieder an den Seiten an den Kopf. Wenn er vielleicht einmal vierzehn Tage lang nicht spielte? Und dann erst wieder

anfinge? Das war ein guter Einfall — dann war die „Pechserie“ am Ende vorüber!

Wieder begann er lebhaft im Zimmer auf und nieder zu gehen. Er glaubte fest an den Erfolg. Jetzt hatte er endlich das Richtige gefunden. Aber ob er es so lange aushalten könnte ohne zu spielen? Doch er mußte. Dann käme ja alles wieder ins Geleise. Und um der Versuchung zu entgehen, würde er einfach eine Zeit lang mittags bei Westfal essen, oder stark frühstücken mit der Cläre zusammen, dann gingen sie abends mit einander aus, so träfen sie gar keinen der übrigen. Und in vierzehn Tagen etwa würde er den großen Vorstoß wagen, dann war auch das Glück bestimmt wieder da.

Vollkommen bei guter Laune ging er um zwei Uhr zu Cläre, sie zu Westfal abzuholen zur Abhaltung des neuen Programms.

Sie war sehr erstaunt, aber glücklich, als er ihr auseinander setzte, daß er sich ihr nun allein widmen wolle. Es war ihm auch Ernst damit, denn er hatte sich vorgenommen, nicht einmal ins „Paradies“ zu gehen. So eine Nacht wurde zu teuer, er kannte sich schon. Später war es etwas anderes, wenn er etwa einmal einen „Millionencoup“ gelandet. Das Glück mußte ihn belohnen für die Enthaltsamkeit, die er sich nun auferlegen wollte. Jetzt aber war es nötig das Geld zusammenzuhalten, damit er auch am Entscheidungstage das „brutale Übergewicht des Kapitals“ in der Hand hatte.

Bei Westfal trafen sie La Bruyère, der seinen beiden Verwandten, den Herren von Agow, mit denen er gern renomierte, einen Lunch vorsetzte. Beide junge Menschen von noch nicht zwanzig Jahren waren auf einer „Presse“ und

versuchten sich vergeblich ab und zu, der eine am Fähnrichsexamen, der andere am „Primaner“.

Sie waren voller Bewunderung für den reichen Verwandten, der sie von Zeit zu Zeit bewirtete, um sich zeigen zu können als Esser qualitativ und quantitativ, als Trinker mehr quantitativ. Dazu prahlte er mit den adligen Verwandten und log ihnen das Blaue vom Himmel herunter.

Bingersheim und Cläre wurden mit dem üblichen Geschrei und lautem Wesen des Dicken empfangen. Die Pressiers, denen die schweren Getränke schon stark zu Kopfe gestiegen waren, blieben ziemlich stumpfsinnig sitzen. La Bruyère forderte die beiden auf, Platz zu nehmen und lud sie sofort zu seinem Frühstück ein. Cläre schien keine große Lust zu haben, aber der Riese nahm an, denn er war plötzlich so ängstlich geworden, sein „Betriebskapital“ zusammen zu halten, daß ihm die Einladung sehr wichtig dünkte, um die paar Mark zu sparen, die er nach den Gepflogenheiten des Hauses doch hätte auf Rechnung schreiben lassen können.

Der Dicke hatte einen Lunch mit Hülfe des Küchenchefs zusammengestellt, auf den er stolz war: Fried Eels tartar sauce; salmon cutlets à la Richmond; Roastbeef with York puding; Pigeon Pie; Roasted chicken bread sauce, salad; Apple tart und Maids of honour. — Mit einer ox-tail-soup war begonnen worden; Käse, Sellery, Früchte machten den Beschluß.

Auf dem Tische standen Claret und Half and Half. Dry Pommery wurde eingeschenkt.

Das Gespräch verlief ziemlich einseitig. Der Dicke erzählte und prahlte. Die Herren von Agow waren so müde vom Claret geworden, daß sie nur mit Mühe die Augen

offen halten konnten. Cläre schwieg, und hustete nur zuweilen. Der Riese aß.

Als sie fertig waren und Bingersheim drei Tassen schwarzen Kaffee getrunken, sowie eine Riesencigarre zu drei Mark fünfzig Pfennige das Stück, mit „Bauchbinde“, in Goldpapier, eine „Festrübe“, wie sich La Bruyère ausdrückte, angebrannt, war die ganze Abspannung, von der Nacht her, vollkommen von ihm gewichen. Er hatte die 12 800 Mark moralisch gänzlich überwunden. Je länger er so im Nachsinnen — denn er hörte dem Dicken kaum zu — beim Frühstück saß und eine Tasse Mocca nach der anderen hinabschüttete, und wie nun endlich die verschiedentlichen Schnäpse ihm Feuer in die Adern gossen und er die zweite „Festrübe“ anzuzünden begann, da glaubte er mit allergrößter Sicherheit, daß an dem Abend, wo er wieder am Spieltisch erscheinen würde, der „große Umschwung“ einträten müsse.

Plötzlich fiel ihm etwas ein: am dreißigsten April war sein Geburtstag, da wollte er seinen „großen Coup“ wagen, das mußte Glück bringen. Je länger er darüber brütete, desto mehr setzte sich in ihm die Idee fest, daß der dreißigste April dazu nicht nur der geeignete, sondern der einzig mögliche Tag sei. Und schließlich war er mit Spielerfatumglauben davon überzeugt, daß, wenn er nicht seinen Vorstoß am dreißigsten April unternähme, er ihm überhaupt nie gelingen würde. Wenn nur an dem Tag auch wirklich alle bei Westfal waren, denn sonst fehlte das Geld und ein großes Spiel kam nicht zustande. Das Erscheinen der anderen mußte er sich also sichern. Dazu hatte er einen guten Einfall: er wollte eine große Geburtstagsfeier veranstalten, zu der würde er die Bekannten einladen. Gleich mußte der Plan gemacht werden. Er konnte ruhig reden, denn

der junge Herr von Agow, der sich am Fähnrichsexamen abarbeitete, ein bleicher Jüngling, semmelblond, wie Bingersheim selbst, schlief in der Ecke und sein Bruder, ihm zum Verwechseln ähnlich, war schon seit längerer Zeit verschwunden. Ihm war übel geworden.

— Du, Dicker, ich habe eine ausgezeichnete Idee!

— Na, was denn?

— Am dreißigsten ist mein Geburtstag. Ich lade Euch hiermit alle zu einem großartigen Diner ein.

— Bravo! Das ist anständig!

Cläre war erschrocken und flüsterte ihm zu, daß es doch gänzlich überflüssig sei, und nur eine unnütze Ausgabe. Aber Bingersheim, der sich in seinen Spielplänen bedroht sah, antwortete ihr grob, so daß sie schwieg, wie gewöhnlich. Sie war noch um eine Färbung blässer geworden. Nur ihre Wangen hatten sich, hektisch betupft, gerötet.

Der Dicke entwarf schon im Kopfe eine Speisenfolge:

— Das muß aber ein hervorragendes menu werden!

Der Riese nickte.

— Erste Klasse? Was? Soll ich Dir mal einen Fahrplan entwerfen?

— Meinetwegen!

— Zu welchem Preise?

Bingersheim sagte sich, daß der Preis vollkommen nebensächlich sei. Er wollte die „Tageskosten“ ja doch nicht tragen. Die würde er schon wieder herausschlagen, da könnten sich seine Gäste darauf verlassen! Sie sollten sich nur in Acht nehmen, daß er ihnen nicht am Schluß noch alles Geld abnahm. Wenn das Diner nur lange dauerte, und sie alle tüchtig „in Tritt kamen“.

— Der Preis ist ganz egal. An meinem Geburtstage redet man nicht davon!

Cläre erschrak.

Der Dicke klingelte. Der kleine, blonde Läufer in seiner dunkelroten Jacke mit den vier Kugelknopfreihen erschien.

— Stift! Sag mal dem Küchenchef, ich würde nachher mit ihm reden wegen eines Diners am dreißigsten.

— Sehr wohl!

La Bruyère hatte kaum mehr ein Ohr für Bingersheims Besprechung mit Cläre, wer einzuladen sei. Sie stimmte für möglichst wenige, und das ärgerte den Riesen, denn je mehr es Herren waren, desto flotter war das Spiel, und desto größer war der Umsatz. An den Weibern freilich lag ihm nichts. Er hätte am liebsten ein Herren-Diner daraus gemacht, wenn ihm nicht Cläre leid gethan, und er nicht befürchtet hätte, daß womöglich Mary dann dem Bieber, den sie ganz unterjocht hatte, verbieten möchte, zu erscheinen. Und gerade an Borcks Anwesenheit war ihm gelegen, da er plötzlich sehr hoch spielte, seitdem er die Erbschaft gemacht. Mary freute sich darüber, sie trieb ihn dazu. Wenn er gewann, so war es um so besser, wenn er verlor, so hieß es, Borck habe wieder einmal so und so viel Tausende „verjeut“, dem könne das jedoch vollkommen gleich sein, so reich sei er. Bingersheim fragte:

— Was meint Ihr, wenn ich Lilli auch einlade?

Der Dicke wachte aus seinen Plänen auf, stürzte seinen Wein hinunter und schenkte sich wieder ein:

— Das giebt Mord und Totschlag!

— Von Mary doch nicht?

— Nein. Aber Lilli! Die kratzt dem Bieber die Augen aus!

Cläre widersprach und meinte, das würde ihr gar nicht

einfallen, sie habe sie heute früh getroffen, und Lilli ihr gesagt, auf den dummen Bieber sei sie nicht mehr böse. Der Riese erkundigte sich nach der Mara:

— Wie geht es ihr denn? —

Cläre wurde kleinlaut: es schiene ihr nicht schlecht zu gehen.

Sie wollte nicht erzählen, daß der „leichtsinnige Rappel" alles aufgezehrt hatte, was Lilli besessen; längst waren ihre Pferde verkauft und die Wohnungseinrichtung dazu. Und im „Paradies" hatte kein Herr mehr etwas von ihr wissen wollen, weil sie immer betrunken war, und mit der dicken Meta zusammen tanzte. Cläre hatte ihr noch hundert Mark gegeben, damit sie wenigstens für den Augenblick etwas zum Leben besäße.

Bingersheim beschloß, Lilli auch mit einzuladen. Er notierte sich die Namen:

— Mary, Cläre, Lilli. Der Dicke, ich, der Bieber, Zorbrechten, Gabitz, Heinemann, Melnich und Rohmüller. Das wären acht Herren und drei Damen!

Er sann noch eine Weile nach. Eigentlich waren es zu wenig. Entringer, der von seinem Vater nach Wien zurückgerufen, würde nicht mehr da sein, doch er hoffte, daß sich schon im Laufe der nächsten Tage ein paar dazu finden würden.

Wie er die Namen genannt, hatte sich Cläre Jessens erinnert:

— Herr Jessen kommt also gar nicht mehr?

— Donnerwetter, Jessen! Ja, ja! Den werde ich auch einladen!

Es paßte ihm, denn er hatte sich ja vorgenommen, sich doch in nächster Zeit mal um ihn zu kümmern. La

Bruyère bekam in weinseliger Stimmung plötzlich eine zärtliche Anwandlung für Jessen:

— Ach der gute Jessen! Alter braver Beamter! Was? Wo war er denn jetzt nur immer? . . .

Er unterbrach sich. Mit einem Male war ihm der Gedanke an das menu wieder gekommen, und daß er dem Küchenchef hatte sagen lassen, er würde „nachher mit ihm sprechen.

Grunzend, ohne ein Wort der Entschuldigung oder Erklärung erhob er sich. Die enorme Fleischmasse verschwand in der Thür.

Bingersheim und Cläre waren mit dem Herrn von Agow allein, der als vollständige „Leiche" in seinem Stuhle lag, weit die Beine von sich gestreckt, den Kopf auf die Brust herabgesunken. Sie achteten nicht auf ihn. Der Riese ließ Feder und Papier kommen, um die Einladungsbriefe zu schreiben.

Es war besser zu schreiben, denn wenn er es mündlich hätte sagen wollen, so wäre er wieder in die Versuchung gekommen zu spielen, wenn er sie beisammen traf. Darin wollte er einmal stark sein. Jetzt konnte es ihm ja gar nichts helfen. Es war ja die „Pechserie". Aber am dreißigsten wollte er die anderen sehen, wenn sie alle leere Taschen hätten, und das ganze Geld läge vor ihm auf dem Tisch in riesigen Haufen von Gold und Silber und in ganzen Stößen von Banknoten. Dann würde er seinem Grundsatze getreu niemandem auch nur eine Mark borgen und wenn sie noch so sehr darum bitten würden! Nicht einen Pfennig! Und dann müßten sie Zettel kritzeln mit dem Namen darauf und drei-, vier-, fünf-stelligen Zahlen, oder die Visitenkarten mit der Schuldverschreibung. Binnen

vierundzwanzig Stunden zu zahlen. Spielschulden — Ehrenschulden . . .

Und er schrieb einen Brief nach dem anderen. An Jessen schickte er seine Karte mit den Worten:

„Am dreißigsten dieses Monats mein Geburtstag. Sie würden mich sehr erfreuen, wenn Sie mir zum Diner um sieben einviertel Uhr die Ehre geben wollten.“

Und während er schrieb, gingen seine Glücksfantasien immer zügelloser fort. Das Geld schwoll in seinen Augen zu Bergen an, daß der Tisch es nicht mehr fassen konnte und es auf den Teppich rollte, und die Zettel mit den Schuldverschreibungen nahmen immer höhere Summen an. Sechs, sieben, acht, zehn Ziffern mußten es sein. Millionen sollten sie verlieren die anderen. Der Bieber hatte es ja. Alles wollte er haben, und alles würde er gewinnen. Es mußte so kommen, es gab gar keine Wahl. Er der alte Spieler hatte noch niemals so einen rechten großen Coup gelandet. Einen Millionengewinn, wie er das doch schon ein paar Mal gesehen in den Jahren, seitdem er rechts und links eine Karte gab. Alles war günstig: die „Pechserie“, die Pause, der Geburtstag, das Fest, die ganze Vorbereitung! Vor allem aber seine Überzeugung, dann der Glaube, der unerschütterliche Glaube an das Geschick, an das Können, das machte den Erfolg, so lange die Welt stand.

Während er träumte, saß das bescheidene, gute Wesen neben ihm bleich, den Stempel des Todes auf den Wangen und suchte möglichst den Husten anzuhalten, damit der Riese nicht schimpfen sollte, sie störe ihn beim Schreiben.

Und in der Ecke schnarchte der Betrunkene laut und rasselnd.

VIII.

Am nächsten Morgen erhielt Jessen drei Briefe. Bingersheims Einladung, ein Schreiben seiner Mutter aus Rom und eines seiner verheirateten Schwester aus München. Frau Beck legte sie ihm auf den Schreibtisch und blieb eine Weile zögernd stehen bis er sie aufgemacht hatte. Sie sammelte Briefmarken für ihre Nichte und wollte gern die italienische haben. Aber Jessen las zuerst Bingersheims Karte und im selben Augenblick warf er auch schon ein paar Zeilen hin als Antwort, daß er bedaure, nicht erscheinen zu können, da er zu arbeiten habe. Dann erst erbrach er den Brief seiner Mutter und gab Frau Beck die Marke.

Als die kleine, hagere Person sich entfernte, begann er zu lesen. Doch ehe er anfing, drückte er den Brief seiner Mutter inbrünstig an die Lippen. Scheu sah er sich um, ob es niemand gesehen hätte. Es war ihm, als könnte jemand im Zimmer sein. Und richtig, Frau Beck war wiederum geräuschlos eingetreten und wartete an der Thür. Jessen war es, als müsse er sich entschuldigen:

— Es ist von meiner Mutter.

Sie lachte freundlich. Er fragte, ob sie etwas wünsche. Und da rückte sie denn mit einer langen Geschichte heraus, aus der sich nach einer Menge Zwischenfragen das ver-

schämte Ansinnen ergab, er möchte doch am 15. d. M. ausziehen. Sie könne es ja freilich bei der monatlichen Kündigung, die sie ausgemacht, nicht verlangen, aber sie bitte ihn darum. Sie habe nämlich Gelegenheit, die ganze Wohnung, auch mit den Hinterräumen, an ein Ehepaar zu vermieten, gleich bis zum 1. Oktober und zwar für eine Summe, bei der sie ein gutes Geschäft machen könnte. Er solle es nur ja nicht übelnehmen. Sie habe gar nichts gegen ihn etwa. Er sei ja ein sehr angenehmer Mieter gewesen, habe immer pünktlich bezahlt und ja auch nie gestört.

Jessen kam das ganz unerwartet. Heute war der zwölfte und am Sonntag sollte er schon die Wohnung geräumt haben! Doch er ging darauf ein. Frau Beck war so gerührt, daß sie ihm die Hand entgegenstreckte, um zu danken. Er sagte nur:

— Das ist ja ganz selbstverständlich. Ich werde Ihnen doch nicht das Geschäft verderben!

Dann vertiefte er sich in den Brief seiner Mutter. Sie schrieb ihm alles mögliche über ihren Aufenthalt in Rom, und fragte nach seiner Gesundheit, wie sie es immer that. Am Schluß stand die Mitteilung, daß sie noch mit der jüngeren Schwester ein paar Tage in Rom bleiben wollte und dann nach Deutschland zurückkehren würde, aber nicht nach Coblenz, sondern geradenwegs nach Wengrum bei Eckernförde, dem Gute des Schwiegersohnes. Dorthin sollte er doch im Frühjahr auch kommen. Und wieder fand er quer auf dem Rande jene angstvolle Mahnung mütterlicher Zärtlichkeit: „Nicht zu lange abends arbeiten, das ist nicht gut.“

Aber heute weckten die Worte andere Gefühle in ihm. Er hatte ehrlich gearbeitet, er verdiente sich jetzt seinen Tag.

Er schämte sich nicht, daß er in seiner Schwester Brief die Nachricht fand, das Ehepaar würde am einundzwanzigsten oder zweiundzwanzigsten auf der Durchreise nach Haus in Berlin eintreffen. Er konnte ihnen dieses Mal Rede und Antwort stehen, und die paar Zeilen seines Schwagers ärgerten ihn nicht, die er unter den Brief seiner Frau geschrieben:

„Was macht Dein dicker Freund mit dem „Küchenchef" und „Stift" und englischen Diner? Wir haben so gelacht!"

Jessen beschloß vor der Hand in's Hotel zu ziehen. Dazu wählte er den Kaiserhof. Er wußte, daß seine Geschwister im Hôtel Bristol absteigen würden, doch dorthin wollte er absichtlich nicht; Westfal lag nur einige Häuser davon. Am Sonnabend zog er aus. Frau Beck bat ihn noch verschiedene Male um Entschuldigung und dankte ihm für seine Bereitwilligkeit. Es ward ihm schwer, diesen kleinen Fleck Erde zu verlassen, wo er wieder arbeiten gelernt, und es war ihm förmlich weh ums Herz, als er zum letzten Male auf das Panorama hinabsah, das ihm so gewohnt geworden mit seinem rastlosen, eifrigen Getriebe.

Und als er in seinem Hôtelzimmer saß, da bedrückte ihn die verhältnismäßig große Ruhe, die hier herrschte, wo auf dem Asphalt jedes Geräusch erstarb und nur selten einmal von der fernen Mauerstraße das Pferdebahnklingeln herüberdrang. Sein Fenster ging auf den Wilhelmsplatz. Dort war es still, nur spielende Kinder und Kindermädchen sah man unten zwischen den Büschen gehen, an denen das erste Grün sich in kaum gefärbten Knospen zeigte. Sein Blick fiel auf das Auswärtige Amt, auf das Palais, worin mehr denn einmal das Geschick Europas entschieden worden war. Dann die ruhige, vornehme Voßstraße mit ihren

stillen herrschaftlichen Häusern. Der Platz umsäumt von öffentlichen Gebäuden. Das Ganze wie eine Insel im rastlosen Großstadtverkehr, der knapp daran in einer seiner Hauptadern, der Leipzigerstraße vorüberflutete.

Er hatte sein Manuskript vor sich liegen, das eine Hymne, eine Verherrlichung der Arbeit werden sollte. Aber es schien ihm, als ob mit dem veränderten äußeren Schauplatz, bei dieser Ruhe und Bewegungslosigkeit, angesichts dieser Umgebung, mit dem Blick auf den friedlichen, sonnenbeschienenen Platz, das Bild nicht mehr brennend genug wäre, das er im Herzen trug. Sein Ohr vermißte das Zittern und Schnaufen und Brausen der Fernzüge, die sonst an seinen Fenstern vorbeischossen. Er empfand die Ruhe hindernd, er glaubte jeden Augenblick, nun müsse doch endlich der Klang der Stadtbahn zu ihm heraufdringen: ein greller Pfiff, ein Knirschen der Bremse, oder schnell verdunstender Lokomotivrauch, der an die Scheiben trieb. Er entbehrte die Geräusche der Straße, das Rasseln und Rollen der Wagen auf dem Pflaster, die vorüberziehende Musik der Truppen. Ihm fehlte, wenn er hinaussah, das Treiben auf dem Schienengewirr, das Menschenfluten auf Alt Moabit, der Anblick des Packhofes, des Lehrter Bahnhofes, des Stückchens Wasserspiegel, der Siegessäule, die über die Bäume und Dächer schaute. Ihn störten die ruhigen, schweigenden, vornehmen Gebäude. Und die friedlich spielenden Kinder paßten nicht zum Bilde, das er sehen und darstellen wollte.

Da stockte plötzlich seine Arbeit. Er kam nicht mehr vorwärts. Durch stundenlange Gänge in der Stadt, indem er wieder an die Stätten der Arbeit zurückkehrte, indem er nach Norden und Osten wanderte, suchte er sich neue Stimmung zu holen. Aber es mißlang. Tagelang

schrieb er nicht eine Zeile, und als er dann einmal ein paar Seiten hinwarf, zerriß er sie wieder am andern Morgen.

Da ging er daran, von neuem seinen Plan zu prüfen, und sich Rechenschaft zu geben von dem, was er wollte.

Doch in der Arbeit kam er nicht mehr vom Fleck.

In diese Stimmung hinein fiel der Besuch seiner Geschwister.

Sie trafen sich im Hôtel Bristol, wo sie mit ihm aßen. Der Schwager erklärte, warum sie ihn hierher gebeten:

— Wir sind vor Westfal von Stedes gewarnt worden, die wir in Rom trafen; sie kamen eben von Berlin.

— Stedes? Eure Gutsnachbarn? Weshalb?

— Sie meinten, es verkehre schlechte Gesellschaft dort! Jessen schlug die Augen nieder.

— Außerdem soll dort gejeut werden. Ueberhaupt, meinte Stede, man sagte von Westfal nichts gutes in Berlin. Es wäre mehr ein Lokal für Junggesellen. Damen gingen besser nicht hin.

Jessen erwiderte kein Wort. Es war ihm, als ob der Schwager das auf ihn gemünzt hätte. Der große, blonde Mann mit der Hünengestalt und seinen strengen Ansichten was Frauen betraf, den sie auf der Schule schon „den alten Deutschen" genannt hatten, würde gewiß nicht lange hinter dem Berge halten, wenn er ihm seine Ansicht sagen müßte.

Jessen beschloß, dem lieber gleich vorzubeugen, da er ja doch mit seinem Schwager offen über alles reden wollte:

— Haben sie Euch etwas von mir erzählt?

Die Schwester fing an zu lachen und ihr Mann scherzte:

— Aha, das schlechte Gewissen!

Jessen legte ihm die Hand auf den Arm und sah ihn ernst an:

— Ich möchte mit Dir gern ein paar Worte sprechen, Joachim!

Die Schwester glaubte, die Männer wollten unter vier Augen reden:

— Soll ich gehen?

Sie hatte sich schon halb erhoben, aber ihr Mann drückte sie wieder auf den Stuhl zurück:

— Nachher! Nicht wahr, Marka darf doch wohl wenigstens noch ihr Dessert essen?

Jessen sagte lachend mit gnädiger Miene, daß er es noch einmal erlauben werde. Seine Geschwister erzählten nun von ihrer Reise hunderte von Einzelheiten. Das war Marka Jessens Fach. Wie sie vorher verhältnismäßig still gewesen, so sprudelte sie nun vor Freude und Erregung über die schönen Eindrücke aus Italien. Ihr Mann hörte ruhig schmunzelnd zu, immer mit einem Blick voller Liebe und Zärtlichkeit auf die frische, hübsche Frau an seiner Seite, und von Zeit zu Zeit den Schwager anblickend mit fragend billigendem Auge, als ob er ihm jedesmal von neuem, der doch der Bruder war, das Geständnis abnötigen wollte, welch' ein köstliches Geschöpf Marka wäre. Sie schwatzte ununterbrochen. Immer wenn sie irgend einen Ortsnamen, oder die Bezeichnung eines Gebäudes, eines Bildes erwähnen mußte, stockte sie und sah ihren Mann an, der ihr dann fröhlich lachend einhalf. Und jedesmal gab sie ihm einen Klaps auf die Hand, zur großen Belustigung des Kellners. Zuletzt erzählte sie, wie sich

Else, — die jüngere Schwester Jessens — sterblich in einen Herrn an der table-d'hôte verliebt hätte, der sie immerfort schmachtend angestarrt. Später habe sich herausgestellt, daß der Herr nicht nur verheiratet, sondern Vater von einem erwachsenen Sohne gewesen sei.

Als Jessen sich wieder in der Familie fühlte, unter seinen Lieben, in einer Atmosphäre, die er nun bald ein halbes Jahr nicht mehr gekannt, wurde ihm ganz sonderbar zu Sinn. Er verglich die Zeit seiner Verirrungen, die wüste, taumelhafte Genußliebe an der Seite jenes Geschöpfes, mit der Liebe, die diese beiden trefflichen, harmlosen Menschen für einander fühlten. Von denen das Weib das darstellte, was ihm fast fremd geworden war: die Dame, die Frau! Von denen der Mann zu jenen Leuten gehörte, jung, und doch fast alter Schule, denen noch ein unverbrüchlicher, fester Rest von Idealen geblieben. Deren Lebensführung anstrengende Arbeit auf selbst in die Höhe gebrachter Scholle, das einzige dünkte, was erstrebenswert. Die keinen Blick geworfen hatten, in die Abgründe und Tiefen des Daseins, aber denen dafür das Leben auch noch als etwas lebenswertes, kräftiges, sattes dünkte. Er wußte, daß seinem Schwager wohl wirkliche Versuchung kaum jemals nahe getreten, und daß er nicht beurteilen und wissen konnte, wie derselbe Mensch sich in anderen Verhältnissen entwickelt hätte. Aber in diesem „alten Deutschen" mit seinem Wesen geradezu und ohne Hinterhalt, guten Mutes immer, stets an der Arbeit, und doch an dem Tage, wo er einmal seinen Heimatsboden verließ kein Spaßverderber, sah er die Kraft verkörpert, welche seine Heimat groß gemacht. Etwas, das dieser Kreis, in den er geraten war, nie gekannt hatte, sondern verspottete und verhöhnte durch Beispiel und Leben.

Jessen wußte, wenn er nachher mit dem Schwager reden würde, daß dieser brummend vielleicht ihm jenes Geld gäbe, das er diesen Winter verschwendet, aber daß er es unbedingt thun würde, wenn er glaubte, der alten Mutter dadurch Kummer zu ersparen.

Und Jessen dachte daran, wie es um die Zukunft seines Vaterlandes stehen könnte, wenn wirklich jeder Besitzende so am Platze wäre, wie sein Schwager, der diese Reise nach Italien sich nur gegönnt zur Bildung, zur Kräftigung für seine Frau, zum ersten Mal in seinem Leben. Denn sein Gut ein zweites Mal zu verlassen, dazu würde er in den nächsten zehn Jahren nicht zu bereden sein. Solange würden die beiden Gatten, von den Eindrücken der Reise zehren. Er dachte daran, als er das Paar vor sich sah in harmlos fröhlicher Laune, die auf ihrem Fleckchen Erde oben in Holstein saßen, patriarchalisch, mit ihren Dorfleuten eine Familie. Er erinnerte sich dessen wie der Gutsherr vor Jahren bei einer großen Feuersbrunst, die sein ganzes Dorf fast in Asche gelegt, den Leuten auf seine Kosten ihre Häuser wieder aufgebaut, und wie er damals um seine Schwester nicht angehalten hatte, weil er erst warten mußte, da ihm das Brandjahr zu viel gekostet.

Jessen verglich mit seinen Schwestern die weiblichen Gestalten, die in seiner Vergangenheit des Winters hervorgetreten. Er fühlte und begriff mit ganzer Inbrunst den Unterschied, das Veredelnde, Reinigende im Wesen der echten Frau.

Als sie aufstanden und in das Rauchzimmer hinübergingen, ein reich in russischem Stil ausgestatteter Raum, setzte sich Marka in den Nebensaal, wo ein Pianino stand,

und zog die Thür hinter sich zu. In beiden Zimmern befand sich kein Mensch, denn sie hatten zu außergewöhnlicher Zeit gegessen.

Doktor Jessen nahm den Schwager beim Arm und blickte ihm lächelnd, forschend in die Augen:

— Nun also berichte mal, was wolltest Du mir denn sagen?

— Ich möchte Deinen Rat haben! Deine Hülfe sogar! Hat Dir Stede was über mich gesagt?

— Nein, ich wollte Dir blos einen Schreck einjagen! Es wird doch nichts los sein?

— Doch!

— Nun, was denn?

— Du wirst das ganz unbegreiflich finden!

— Kerl, meinst Du, ich finde was nicht begreiflich? Alter Freund, wir kennen uns doch?

— Aber für Dich ist das unbegreiflich! Wie ich Dich kenne!

Doktor Jessen schüttelte den Kopf:

— Nun, so rede doch!

— Ich muß Dir gestehen: ich habe zu viel gebraucht diesen Winter!

Er hatte erwartet, sein Schwager würde die Stirn runzeln. Aber nichts davon:

— Und Du möchtest der Mutter nicht gern den Kummer machen, und da soll ich's Dir bezahlen, was?

— Ja!

— Mein Gott, als Student habe ich auch zu viel gebraucht! Du glaubst es wohl nicht? Na, ich war doch kein Philister! Aber mal muß es eben aufhören. Wenn man nur vernünftig wird. Also wieviel?

Jessen wollte die Summe nicht über die Lippen, die er

als Fehlbetrag gefunden, als er bei seinem Umzuge Abrechnung gehalten. Endlich faßte er Mut:

— Du weißt, Joachim, was die Mutter für mich berechnet hatte, was ich wohl gebrauchen würde. Es war sehr viel. Sehr reichlich! . . .

— Ja, und . . .

— Ich habe so ungefähr das Doppelte gebraucht. Etwas sogar noch darüber! —

Doktor Jessen erschrak doch ein wenig. Ein lang gedehntes Hui! entfuhr ihm, und er pfiff. Eine Weile schritt er unruhig auf und ab, dann blieb er sinnend an der Glasthür stehen, die nach dem mit hübschen Rasenanlagen verzierten Hofe des Hôtels ging. Er drehte sich um und wandte sich an den Beichtenden:

— Donnerwetter! Hm! Ich hatte freilich nur einhundertfünfzig Thaler zu viel gebraucht! Na, aber die Temperamente sind verschieden. Für mein Temperament hatte ich verhältnismäßig mehr gebraucht, als Du! Na, aber abgemacht! Wir reden mit keinem Ton weiter drüber.

Und gleichsam, als wollte er jede Möglichkeit zu sprechen abschneiden, öffnete er die Thür zum Nebenzimmer.

Marka spielte ganz leise Klavier. Ihre Stimme tönte:

— Seid Ihr fertig?

— Ja, es war gar nichts weiter Marka. Ich werde Dir's heute Abend im Koupé erzählen, wenn wir nach Hause dampfen.

— Was? Wir bleiben doch noch acht Tage hier, denke ich?

— Nein! Alte! Wir wollen heute schon abreisen. Mir ist eingefallen, daß ich mich in meinen Dispositionen ein wenig getäuscht habe. Wir müssen das Geld sparen!

Er blickte Jessen drohend an, zu schweigen, aber dieser konnte nicht an sich halten:

— Nein, das will ich nicht! Ich werde es sagen. Ich habe. . . .

Doch Doktor Jessen schnitt ihm das Wort ab:

— Brauchst Du nicht! Brauchst Du gar nicht! Beruhige Dich man dabei! Ich sage es Marka selbst heute Abend. Ich kündigte es ja schon an!

Jessen schwieg. Er wußte, daß sein Schwager unerschütterlich war, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte. Und seine Geschwister erschwerten es ihm nicht im geringsten. Marka blieb ebenso harmlos fröhlich wie vorher, ohne etwa wegen des Umstandes, daß ihr nun die paar Tage in Berlin gekürzt waren, zu schmollen. Sie sagte nur dankbar:

— Wir haben ja so viel Schönes gehabt dieses Mal!

Sieben Uhr zwanzig Minuten abends fuhren sie vom Bahnhof Friedrichstraße ab. Jessen brachte sie auf die Bahn. Einen Augenblick nahm ihn der Schwager bei Seite:

— Ich werde Dir das Geld schicken. Nur ein paar Tage Frist noch! Ich denke, am ersten Mai sollst Du es haben.

Bis der Zug einlief, waren noch zehn Minuten Zeit. Sie gingen auf dem Bahnsteige plaudernd auf und nieder. Jessen fühlte sich ein wenig bedrückt, aber die beiden fröhlichen Menschen halfen ihm über seine Stimmung hinweg, die nur einmal einen Rückschlag hatte, als Marka ganz ahnungslos lachend fragte, was eigentlich aus dem dicken, komischen Herrn geworden sei, den sie damals bei Westfal getroffen hätten.

Der in die Halle brausende Zug, der den Boden erzittern machte, überhob ihn der Antwort. Die Lokomotive

fauchte und stieß zischend, wie in Atemzügen den Dampf durch das Rohr auf die Schienen. Von allen Seiten klappten die Koupéthüren, Fragen der Reisenden, Antworten, Anweisungen der Schaffner tönten durcheinander. Ein Verkäufer bot Zeitungen aus. Man schob, man drängte sich hin und her. Die Gepäckträger liefen auf und ab. Ein Wagen mit Koffern kam gerollt. — Heh! Heh! rief laut der Mann in der Blouse, der ihn schob, um Platz zu erzwingen. Im selben Augenblick donnerten von verschiedenen Seiten drüben an der anderen Seite Stadtbahnzüge in den Bahnhof mit plötzlichem Ruck haltend.

Doktor Jessen hatte Plätze belegt.

Schon klappten wieder die Thüren zu, und eilfertig liefen die Schaffner am Zuge hin.

Es war kaum mehr Zeit Lebewohl zu sagen. Marka wiederholte noch dem Bruder, was das Ehepaar ihm schon mehrmals gesagt: er möchte den Staub Berlins von den Füßen schütteln und so bald als möglich nach Wengrum kommen. Er sei stets willkommen. Des Schwagers letzte Worte knüpften daran:

— Also wir erwarten Dich! Es ist zwar nicht so amüsant wie Berlin, aber ganz gut für Dich! Und die Mutter ist dann auch da. Und Else auch! Adjes! Adjes!

Gellender Schaffnerpfiff tönte, dann erklang heiser die Stimme der Lokomotive. Ein Beamter schritt am Zuge herab:

— Zurücktreten da! Zurücktreten! . . .

Aus einem Koupé wehte noch ein Taschentuch. Markas blonder Kopf erschien noch einmal. Jessen blieb eine Weile stehen und blickte dem Zuge nach, der eben aus der Halle strebte. Er hatte den Horizont verdunkelt, nun strömte

plötzlich das Licht ein, und der letzte Wagen verschwand an der Kurve, wo das „Paradies“ lag.

Langsam ging Jessen die Stufen hinunter. Die Anwesenheit der Geschwister erschien ihm wie ein Traum. Er fühlte einen Augenblick, als er sich durch die geschäftige Menge drängte, die sich im Bahnhofsgetriebe hin und her schob, fast etwas wie Vereinsamung und Heimweh. Die guten lieben Menschen! Er dachte noch an des Schwagers Schlußwort, aus dem etwas herausklang wie ein gelinder Tadel. Der Wunsch, daß er lieber seinen Aufenthalt in Berlin abbrechen sollte und aufs Land zu ihnen kommen, erschien ihm zuerst wie eine ungerechte Mahnung. Aber bald bat er im Geiste dem Manne, der doch nur sein Bestes wollte, alles ab.

Und leise begann in ihm der Gedanke aufzusteigen, nach Wengrum zu gehen, doch erst wenn er sein Buch vollendet haben würde, nicht eher. Es fiel ihm auf wie weder seine Schwester noch ihr Mann ihn mit irgend einem Worte nach seinen Arbeiten gefragt. Ob der Schwager vielleicht nach dem Geständnis seiner Ausgaben sich gedacht, er würde wohl nicht viel gearbeitet haben? Wahrscheinlich! Und da hatte er ihm die Beschämung ersparen wollen! Nun erinnerte er sich auch, daß er ja in seinen Briefen nach Rom eigentlich niemals mehr irgend etwas über seine Thätigkeit gesagt hatte! Seine Mutter würde das wohl empfunden haben! Seine liebe, liebe gute Mutter! Daher auch wahrscheinlich die Änderung jener steten Frage und Mahnung am Schluß ihrer Briefe. Früher hatte sie immer geschrieben: „Übernimm Dich nicht. Sei nicht zu fleißig!“ Und nun stand nur noch da: „Wir wünschen Deiner Arbeit alle Fortschritte“, oder, „möge Dir die Arbeit gut von der Hand gehen!“

Nun er wollte schon zeigen, daß er zu etwas gekommen war!

Und er stürzte sich von neuem in die Arbeit.

Aber die Kraft hatte ihn verlassen. Er brachte nichts mehr vor sich. Wenn er sich zur Thätigkeit zwang, so trug alles, was er jetzt unter dem eisernen Druck des Willens schrieb, das Gepräge der Unfreiheit. Es war hölzern und gequält. Man merkte ihm die mühsame Arbeit, das Wollen und nicht Können an. Das war entsetzlich, vernichtend!

Zuerst schob er es auf die neue Umgebung, denn diese Zeit der Unfruchtbarkeit hatte angehoben mit dem Tage, als er seine alte Wohnung verlassen und hierher in den Kaiserhof gezogen war. Er fühlte sich zwar niedergeschlagen, unlustig, und gepeinigt durch dieses unerklärliche, völlige Versagen, aber doch nicht in Verzweiflung so wie früher, sondern er begann zu überlegen woran es eigentlich liegen möchte. Dazu nahm er sich die Bogen vor, die beschrieben da lagen: ein ganzer Stoß, und begann sein Manuskript genau durchzulesen und der Kritik zu unterwerfen. Und wie er las, ward es ihm klarer von Seite zu Seite: das waren Bilder, einzeln geschaut und aneinander gesetzt, das war der klare Niederschlag dessen, was er zur Zeit seiner Umkehr, als er die Stadt durchirrt gesehen, aber es waren eben nur Bilder, und die Idee, die sich durch das Ganze hätte ziehen müssen, als „geistiges Band“, reichte nicht aus. Es blieben eben doch nur einzelne Scenen, die zwar das Gemeinsame hatten, daß aus ihnen allen dieselbe Stimmung zitterte, aber sie einten sich nicht zum Ganzen.

Er sann lange darüber nach, was er ändern müsse, und immer deutlicher wurden ihm die Gebrechen seiner Arbeit. Es war alles zu sehr von oben geschaut, nicht eingedrungen

genug. Nirgends hatte er in die Seele seiner Gestalten gesehen, er beschrieb nur, aber er schilderte nicht. Alles war von außen erfaßt, nicht von innen. Er war objektiv auf diesen Blättern, aber es schien ihm jetzt eine falsche Objektivität zu sein. Wie der kalte, nüchterne Beobachter, der am Wasser gleichmütig steht und nun ruhig die Todeszuckungen, den letzten Kampf eines Ertrinkenden protokolliert. Er fühlte, je weiter er las, daß der Blick fehlte in die Seele des Untergehenden, wenn er einmal bei dem Bilde blieb. Seine Not, seine Beweggründe, sein Kampf vor der That, seine Nervenschauer, die Blitzbilder seines Gehirns, die wahnsinnige Angst, die Reue, der Wunsch zurück nach dem Leben, die Qualen des Erstickens, die letzten Sekunden unter dem Wasser, den Blicken entzogen bis das Bewußtsein schwand und das Herz seine Thätigkeit einstellte: das hatte er nicht vermocht zu schildern, das war ihm entgangen. Er konnte nicht mehr weiter, weil er nur ein Zuschauer von fern gewesen, als er die Arbeit dargestellt, zu der es ihn wohl drängte, aber die er noch nicht durchgekostet hatte.

Nun wußte er den Fehler, er hatte künstlerisch verwerten wollen was er noch nicht überwunden, womit er noch kämpfte.

Er wunderte sich selbst, wie scharf und genau er sich erkannte. Aber weil ihm das so gelungen war, konnte er auch nun ohne Bitterkeit das Manuskript bei Seite legen, auf das er so gebaut, das ein Hoheslied der Arbeit hatte werden sollen. Es würde ihm später noch einmal Nutzen bringen. Verlorene Zeit bedeutete es gewiß nicht. Es war der Stamm zu etwas Neuem, Späterem.

Er nahm das dicke Bündel, schnürte es zusammen,

siegelte es ein, und begrub es in seinem Koffer. Dann ging er fort, spazieren in den Tiergarten.

Es war herrliche, milde Luft und der köstliche Tag hatte hunderte von Spaziergängern hinaus getrieben. Das Frühjahr war zeitig gekommen und die Bäume setzten die ersten grünen Blätter an. Fröhliche, leicht sommerlich gekleidete Menschen füllten die Wege, alles freute sich des Frühlings, der nun den Einzug hielt.

Und Jessen war es auch frei ums Herz. Es bedrückte ihn nicht, daß er nun wiederum vor der Leere stand; er war voll guten Mutes. Zwar wollte er sich einreden, daß er nun keine ruhige Minute mehr haben dürfe bis er einen Plan gefunden und bis er an der Arbeit war, doch es gelang ihm nicht. Er war vollkommen gleichmütig und zufrieden mit sich selbst, in seiner Lenzstimmung, die ihn wie ein Zauber befallen, als er über den Wilhelmsplatz geschritten und zum ersten Male gesehen, daß schon alles im Schmucke der kleinen, teils kaum erschlossenen Blättchen stand, daß in wenigen Tagen der Frühling gekommen. Er wollte jetzt gar nichts anderes, als sich von der Sonne bescheinen lassen, die heute so schön wärmte, als seine Augen an dem frischen Grün weiden, das saftig überall keim- und trieb-kräftig aus den Knospen geschossen. Er wollte sich die Menschen ansehen, die der schöne Nachmittag herausgetrieben: alle die Bummler, die Pärchen, die alten und jungen Damen, die Offiziere und Soldaten, die Gigerl und gewöhnlichen Sterblichen, die Reiter, die heute ihre Pferde auf den Reitwegen herumtändeln ließen, um sich vor dem Publikum zu zeigen. Alles wollte er sehen wie andere, frohe, einfache, lustige Menschenkinder, die sich nicht den Kopf zersannen über ihren Arbeiten.

So schritt er in wohligem Gefühl auf den Wegen, behaglich, gähnend ab und zu, denn die Luft machte müde mit ihrem weichen, süßen, sanften Kosen.

Stühle waren schon wieder hingestellt, daß sich die Leute setzen konnten für fünf Pfennige, die ein altes Weib einzog. Und dort saß Jung und Alt. Ein Mütterchen vorsorglich noch verpackt, als ob Schnee läge, die aber den Mantel aufgemacht hatte und den Shawl über den Arm gehängt. Daneben ein Kindermädchen mit zwei Rangen, die sie unausgesetzt nötigten aufzustehen, weil sie irgend etwas gethan, was ihnen verboten werden mußte. Dann ein alter Herr mit breiter, schwarzer Binde um den Hals, der wie ein alter Militär ausschaute. Er hatte den Hut abgesetzt und sah blinzelnd zum Himmel auf, von dem die Sonne breit herniederlachte durch das Blätterdach, das noch zu jung und fein war um die Strahlen abzuhalten.

Jessen hörte, wie eine vorübergehende alte Dame sprach:

— Das ist recht unvorsichtig, meine Liebe, sich jetzt schon hinzusetzen. Sie werden sich nett erkälten, meine Liebe!

Und die andere, die neben ihr ging, ein wenig hinkend, antwortete, während sie sich auf den Stock stützte, den sie statt des Schirmes trug:

— Nun, meine Liebe, es ist doch aber schon der dreißigste heute!

Das Wort traf plötzlich Jessen: Der dreißigste? Da gab ja heute Bingersheim bei Westfal sein Fest? Ob er ihm seine Karte übel genommen haben würde, mit der Begründung, daß er zu arbeiten hätte? Daran würde der Riese natürlich nun und nimmer glauben! Pah! Mochte er doch denken, was er wollte! Mochten sie ihm überhaupt alle gewogen bleiben!

Und nun in seiner freien übermütigen Frühlingsstimmung ließ er sie alle Revue passieren, mit denen er da früher zusammen gelebt! Was waren das für Menschen! Wie hatte er mit dieser Gesellschaft verkehren können? Wie war es möglich gewesen, daß er es in diesem Kreise auch nur acht Tage ausgehalten! Es schien ihm heute so unbegreiflich, so ganz unfaßlich. Es dünkte ihm alles so unsäglich fern zu liegen. Er fand ein Vergnügen darin, sich den Kreis nochmals auszumalen, wie sie da in ihren faden Gesprächen bei Tisch sitzen würden, denn Bingersheim hatte sie doch gewiß alle eingeladen. Er sah sie vor sich, diese Horde von Spielern, Säufern, Dirnen . . .

La Bruyère von Anfang an schon betrunken. Bingersheim schlemmend und trinkend auch, aber doch nur auf den Moment lauernd, wo einer die Karten auf den Tisch legen würde. Lilli Mara tanzend wie wahnsinnig, dann zärtlich geworden, jeden küssend. Und der Bieber, dieser stumpfsinnige Geldsack . . . Wie er an ihn dachte, stieg unwillkürlich Haß in ihm auf, gegen diesen Menschen, der mit seinem Gelde Sieger über ihn geblieben war. Doch pfui! Das war gekränkte Eitelkeit! Darüber hätte er erhaben sein müssen! Und doch!

Jessen hatte eine ganz finstere Miene angenommen.

Zur rechten Zeit kam ihm noch der Gedanke, daß er eigentlich dem thörichten Bieber sogar dankbar sein müsse: er hatte ihn ja von seiner blinden Leidenschaft geheilt, denn er hatte ihm durch die Nachricht von der Erbschaft, Mary weggenommen, wenn es richtig war, was ihm damals auf der Straße dieser Zorbrechten erzählt!

Jessen mußte lachen, in der Erinnerung an das Gespräch mit dem „Leuchtfeuer“ auf dem Wintergartenball. Wie er doch im Bann, in der Blindheit des Augenblicks gestanden,

mit einem Menschen dieses Schlages über Kunst zu reden, ihn überhaupt ernst zu nehmen! Dann der ganze Ball! Die Scene bei Mary! Wie weit! Längst überwunden, fast vergessen!

Und sie? Glück hatte sie ihm doch auch gebracht! Ein wenig. Schließlich für ihre Natur hatte sie ja ihm gegenüber alles mögliche gethan! Nein, er wollte ihr nicht zürnen ... Aber wie er sich ernstlich in sie hatte verlieben können, das erschien ihm jetzt rätselhaft. „So eine „Person“ liebt man doch nicht!“ hätten die Dutzendmenschen gesagt, die sich nur nach einem Plane verliebten. Es war ein Irrtum gewesen, in der Leidenschaft ... Heute stand es ihm so fern, als sei es nicht ihm, sondern einem Fremden geschehen.

Dann Braunreuter? Fort! verdorben! Wer weiß wo!

Endlich die Cläre, das war der einzige Lichtblick in diesem Kreise. Was sie war, das blieb sie nun einmal, aber wer weiß, wie sie es geworden, das arme Ding! Ein rührendes Geschöpf! Lange lebte sie ja wohl doch nicht mehr bei ihrer Schwindsucht!

Als er an sie dachte, wurde er weich. Ihr wollte er ein gutes Andenken bewahren. Wenn er sie zufällig noch einmal treffen sollte: Ihr würde er gern noch ein paar freundliche Worte sagen. Aber die anderen?

Er hoffte ihnen nicht zu begegnen.

Seine Gedanken spannen sich fort, während er nach der Charlottenburger Chaussee einbog, auf der Droschken und Equipagen in bunter Reihe fuhren. Alles benutzte den schönen, wonnigen Frühlingstag, um ins Freie zu eilen.

Unwillkürlich kam ihm die Idee, ob nicht Borck und Mary ihm wieder entgegen kommen würden wie schon einmal, und er spähte fast übermütig neugierig den langen

Fahrdamm hinab. Er musterte die herrschaftlichen Wagen, aber die beiden waren nicht zu erblicken.

Jessen kehrte um. Die duftgeschwängerte, junge Lenzluft hatte ihn müde gemacht. Nicht abgespannt, sondern wohlig ermattet. Er wählte den Weg nach dem Brandenburger Thor. Durch die Wilhelmstraße wollte er nach dem Kaiserhof gehen. Es reizte ihn gerade bei Westfal vorüber zu kommen.

Als er an der Wache um die Ecke bog, sah er einen Viererzug laut rasselnd über das Pflaster eilen. Mit einem Blick hatte er das Gefährt erkannt: Mary und Borck. Das war doch wirklich lächerlich geradezu!

Es sah gut aus, wie sie die, anscheinend freilich sicher eingefahrenen, vier Füchse lenkte. Der Bieber saß daneben, tiefer und in sich zusammengesunken, ein wenig schläfrig. Er schien eine Null zu sein neben diesem Weibe.

Jessen aber bemerkte kaum etwas davon, denn durch eine eigentümliche Ideenverkettung schoß ihm bei der Erscheinung Marys ein Gedanke durch den Kopf:

Er vermochte dieses Mädchen, das doch noch vor kaum drei Monaten all sein Fühlen und Sinnen beherrscht hatte, in diesem Augenblicke so kalt zu betrachten, ohne einen Funken von Liebe oder Haß, ruhig wägend, objektiv, als ob er sie zum ersten Male in seinem Leben sähe. Also lag diese Vergangenheit fertig und abgeschlossen hinter ihm. Er hatte sie durchlebt heiß, wild, glühend, als ob er sein Herzblut dabei gelassen: das sollte sein Thema sein. Er kannte den Hintergrund zu seinem Bilde: die rauchenden Essen, die schwieligen Hände, die drohenden Fäuste, der keuchende Atem des arbeitenden Berlins. Nun wußte er, wozu es gut gewesen, daß er dazu seine Studien gemacht, die er erst heute beiseite gelegt. Im Vordergrunde hatte

er selbst gestanden in diesem Treiben, das ihn hart bedroht, ihn hatte zu Grunde richten können, dem er noch glücklich entronnen. War er nicht davon überzeugt, das den Künstler das packt, das spornt und begeistert, darzustellen, dessen er selbst fast schuldig geworden? Lag darin nicht gerade der Grundstoff jedes tragischen Problems? War nicht alles eine große Beichte, ein einziges Bekenntnis, was jener Gewaltige, jener Riese geschrieben, zu dem er, der Zwerg, aufsah: Goethe?

Jessen war seiner Sache gewiß, in diesen Sekunden hatte er seinen Plan. Jetzt war sein Irren und Suchen und Tasten vorbei.

Und es erfüllte ihn eine innere Genugthuung, eine Freude, eine mächtige Gehobenheit, daß er sich kaum mehr zu fassen wußte. Er hätte laut aufjauchzen und schreien mögen vor Glück. Jetzt war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen. Nun war ihm alles sonnenklar.

Nicht Personen wollte er kleinlich gebrauchen, nicht diese Gesellschaft abkonterfeien, die ihn eine Zeit hindurch in der Irre geführt, dieses Weib, das ihn so lange blind gemacht hatte. Was er darstellen wollte, war der Kampf eines Künstlers gegen Versuchung und Anfechtung, sein Durchringen zur Arbeit, sein Abwerfen der Schlacken, unter denen er gedroht zu ersticken! Das Werk, das er vor sich sah, sollte die Geschichte einer Befreiung bedeuten.

Nicht ein Zustand sollte es sein, wie in dem „Hohen Liede der Arbeit“ von dem er geträumt, dessen Bruchstücke er heute begraben, er wollte ein Wachsen, ein Werden schildern, wie der Frühlingstag, den er heute begrüßt, der Monate des Winters bedurft, um von neuem aus der erstorbenen Natur zu erwachen.

Er selbst war schuldig geworden, er selbst hatte geirrt

und gefehlt, aber heute lag ihm die Vergangenheit so fern daß sie ihm zum Anstoß werden durfte, aus dem seine Arbeit stieg. Ein Werk nicht mit dem Kleide seiner Erlebnisse, sondern mit dem Stempel seiner Seele.

Als Jessen an der Kunsthandlung von Schulte vorüberging, blieb er unwillkürlich vor dem Schaufenster halten, ein Bild zog ihn an: „Einzug des jungen Königs Heinrich in London." Die feiste Gestalt Sir John Falstaffs stand am Wege, und des Königs energisches, hoheitsvolles Gesicht, das einst als Prinz Heinz gelacht, schien finster zu sagen:

— Wer bist Du Alter? Ich kenne Dich nicht!

Jessen stürmte nach Hause. Keinen Blick warf er zum „Grand Restaurant Westfal" hinüber.

Im Hôtel fand er, daß für ihn ein Geldbrief angekommen war aus Wengrum.

Er machte sich sofort auf den Weg, um seine Verbindlichkeiten zu begleichen.

Nun war er frei.

Dann setzte er sich in sein Zimmer und begann den Plan zu entwerfen. Nur in großen Umrissen. Nach zwei Stunden war er fertig. Er war seiner Sache sicher.

Und wie er die Feder aus der Hand legte, Kopf und Herz noch glühend von der Arbeit, bemächtigte sich seiner eine heftige, unbezwingliche Sehnsucht nach seinen Lieben, die nun droben in Wengrum bei einander waren. Er sah im Geist das glücklich lächelnde Antlitz seiner alten Mutter, wenn sie ihn in die Arme schließen würde bei seiner Heimkehr. Er fühlte ihre liebe, ein wenig zitternde Hand über sein Haar streichen und er hörte ihre milde Stimme, wie sie sprach: „Mein Sohn, mein liebes, liebes einziges Kind!"

Dann dachte er an den Frühling in Holstein und das

Bild jener friedlichen, stillen Gegend stieg vor ihm auf, mit ihren endlosen, saftigen Wiesen, knickumhegt und dem schweren Boden der Äcker mit der frischen duftenden Saat, dem kräftigen Geruch der Scholle, die Frucht tragen sollte, wie alles dort der Arbeit diente. Und er sah die weiten Haidestrecken in neugrünendem Kraut, die dunklen Moore weitgestreckt.

Und er fühlte und wußte, daß er dort arbeiten konnte.

Als er sich zur Ruhe begab, hatte er seine Habseligkeiten eingepackt und die Abreise auf den nächsten Morgen festgesetzt. Um fünf Uhr sollte er geweckt werden, denn eine Stunde später ging der Zug nach Hamburg.

IX.

Gegen $7^1/_4$ Uhr setzten sich die Gäste Bingersheims zu Tisch. Dieses Mal nicht wie gewöhnlich „oben“, sondern zu ebener Erde links vom Eingang im sogenannten „kleinen Saal“, der bei solchen Gelegenheiten benutzt zu werden pflegte.

Herr Westfal erschien selbst, und sein schwammiges Gesicht verzog sich zu breitem Grinsen, als ihm einer der Herren nach dem anderen sagte, wie gelungen die Anordnung des Tisches sei. Schumann hatte die Ausschmückung geleitet. Der Saal selbst, dessen zwei mächtige Spiegelfenster nach den Linden gingen, war reich verziert. Rosen, Hyazinthen, Orchideen, Centifolien standen in mächtigen Vasen auf den Holztäfelungen, die etwa in Mannshöhe um die Wände liefen. Die Feuerstelle des Kamins war durch ein Rhododendronbeet verdeckt. An der Hinterwand und zwischen den zwei breiten storesverhangenen Fenstern, standen schmale Tische mit Tellern, Gabeln, Messern, Löffeln zum Servieren. Die Tafel war mit reichem Damasttischtuche gedeckt, über und über mit einzelnen Chrysanthemumblüten in allen Farbenspielen teppichartig besät. In der Mitte erhob sich eine Riesenjardinière, aus der ein förmlicher Rosenbusch meterhoch in die Höhe wuchs. Rechts und links davon standen Porzellangruppen aus der Berliner Manufaktur

Vor jedem Teller drängte sich eine ganze Sammlung von Gläsern der verschiedensten Gestalt. Und rechts daneben lag eine Gardenia, wo ein Herr saß, und ein kleines, zierliches Sträuschen Nizzaer Blumen dort wo die Damen Platz genommen hatten. Links fand jeder Teilnehmer das menu vor, welches La Bruyère's Sorge gewesen. Die riesige elfenbeinfarbige Karte mit einem fast fingerbreiten Goldrande nahm sich protzig aus. Man merkte daran des Dicken Geschmack. Eine Erfindung, auf die er stolz war, bestand darin, daß sich links oben in der Ecke auf jedem der Blätter die Abbildung von zwei Karten befand, eine Coeur-Dame und eine Pique-Neun: der „große Schlag". Rechts in der Ecke hatte jeder ein Sinnbild bekommen, damit er sein Couvert gleich erkennen könnte. Diese Anspielungen waren taktlos: sie stammten vom Dicken. Ein Teil der Beziehungen schien überhaupt ziemlich unverständlich. Witz mangelte dem tölpischen Gesellen, dessen Gehirn durch den unausgesetzten Genuß des Alkohols mehr und mehr verdummte.

Mary fand auf ihrem Menu ein von einer Gänsefeder durchbohrtes Coeur-Aß; Borck natürlich einen Bieber.

Zuerst herrschte unter den Gästen einige Mißstimmung, denn einige fühlten sich durch die Speisekartenscherze gekränkt, und ein rechtes Gespräch wollte nicht zu stande kommen. So war Graf Zorbrechten fast beleidigt, da er vor sich einen Leuchtturm erblickte mit rotem Licht, das aus der sehr geschickt vom Zeichner dargestellten Glashaube fiel. Er ward peinlich an den Namen erinnert, den er früher im Regimente, wo ihn kein Mensch leiden konnte, gehabt hatte: „Das Leuchtfeuer". Da er nun neben Bingersheim, Mary gegenüber saß, und annahm, daß dieses Leuchtfeuer eine Anspielung seines Gastgebers sei, so ward er

nicht eher gesprächig, als bis dieser sich über das eigene Menu aufhielt. Der Graf höhnte:

— Wer hat denn diese geschmackvollen Bilder konstruiert?

— Ich weiß nicht! Ich glaube der Dicke!

Mary riß die rechte obere Ecke ihrer Tischkarte ab und warf sie unter den Tisch. Zorbrechten freute sich, eine neue Leidensgenossin zu haben:

— Auch beleidigt?

— Nein durchaus nicht!

— Was war es denn?

— Es sollte wohl auf Jessen gehen! Warum soll ich nicht gestehen, daß ich ihn lieb gehabt habe!

Bingersheim beugte sich zu ihr:

— Nicht wahr, mich hast Du ja auch lieb gehabt?

Sie lachte kalt und höhnisch:

— Nein!

— Na, ich habe mich ja auch getröstet!

Sie machte ein verächtliches Gesicht, und er fuhr fort:

— Ich hatte Jessen auch eingeladen für heute. Aber er schrieb ab. Er hätte zu viel zu arbeiten!

Nun wurde sie aufmerksam, doch sie fragte nicht weiter. Also er arbeitete jetzt. Deshalb sah man ihn nicht. Zorbrechten meinte:

— Das wird ein nettes Zeug sein, was der da zusammenschmiert!

Mary beachtete seine Bemerkung nicht, sondern wandte sich an den Riesen:

— Ob aus ihm noch was wird?

Jener zuckte die Achseln; solche Fragen waren ihm vollständig gleichgültig.

Sie dachte noch einen Augenblick an Jessen. Sie hatte

ihn doch sehr gern gehabt. Er war nur auf die Dauer eben nichts für sie gewesen. Er war zu unerfahren, und schließlich hatte er sich doch ein bißchen als dummer Junge benommen. Daß sie nicht von der Luft leben konnte, das hätte er doch einsehen müssen! Dann wie sie auseinander waren, diese lächerliche Geldsendung! Die paar Mark, die darin gewesen sein mochten! Der gute Jessen hatte ja nichts: Wie lange würde das für sie gereicht haben! Vielleicht hätte sie gerade ihre Hutlieferantin davon bezahlen können.

Mary betrachtete ihre schönen, bloßen Arme und schielte auf den Ausschnitt ihres Kleides aus malvenfarbener Seide mit einem schmalen Maraboutstreifen eingefaßt, denn sie waren alle in großer Toilette, und über die Erwägung, ob ihre Gestalt auch recht in der Stoffzusammenstellung zur Geltung käme, hatte sie Jessen vergessen.

La Bruyère setzte mit laut tönender Stimme am anderen Ende des Tisches auseinander, welche Schwierigkeiten das „Komponieren" des Menus bereitet hätte, und fühlte sich glücklich, daß ihm allseitig Lob dafür gespendet wurde. Er log, er hätte eigens zu diesem Zwecke noch einmal Brillat-Savarins Physiologie des Geschmackes durchgelesen. Das wurde ihm allerdings von Gabitz abgestritten, der die Behauptung aufstellte, daß der Dicke seit vielen Jahren kein Buch mehr aufgemacht hätte. La Bruyère erblickte darin eine Schmeichelei und sagte, darauf bilde er sich etwas ein, denn davon hätte kein Mensch etwas. Die wahre Lebensweisheit bestände darin, nicht zu lesen, was man alles dächte und machte, sondern zu leben, und zwar so gut zu leben wie nur irgend möglich:

— Jeder Schloßabzug ist mehr wert als der ganze Schwindel von Litteratur, denn man lebt nur einmal!

Plötzlich rief Melnich ihm zu:

— Sie haben aber einen Fehler gemacht, Verehrtester!

— Wieso?

— Sie schreiben Chaufroix falsch. Es hängt doch mit chaud und froid zusammen.

Der Dicke, der außer seinem Namen kein französisches Wort zu schreiben wußte, war verlegen um die Antwort. Der Küchenchef hatte das Menu zusammengestellt, und er sich nur wichtig dabei gethan. Seine kulinarischen Ansichten hatten niemals auf wirklicher Kenntnis beruht, sondern immer nur auf Prahlen, und seitdem er das Gewicht mehr auf die Masse als auf die Auswahl zu legen begonnen, war ihm jeder Geschmack abhanden gekommen:

— Ich kümmere mich nicht mehr so besonders um die Speisen. Die Weine, das ist besser, feiner, schwerer. Das ist so meine Domäne.

Schumann hatte das ganze Gespräch, während er das Servieren leitete, gehört und erklärt: Chaufroix hieße es nach einem berühmten Küchenchef; der schreibe sich ohne d.

La Bruyère fühlte sich gekränkt, daß man auf den Kellner hörte. Deshalb hatte er das Bedürfnis sich predigen zu hören:

— Das ist ja alles ganz Wurscht! Aber paßt nur mal auf wie das Ganze klingt!

Und nun las er pathetisch, während er nach jedem Gang und Wein mit der Zunge schnalzte und bedeutungsvoll seine Nachbarn ansah, vor:

Natives . . . . Canapés au caviar	L. Roederer oeuil de perdrix.
Potage crême d'artichauts à la Royale Trépang de Chine	1834 Kings Sherry.

Sterlets au vin de champagne à la Souwaroff	1862 Schloss Johannisberger Cabinet-Auslese.
Selle de pré-salé garnie à la Godard	1875 Mouton Rothschild, Magnum.
Suprême de volaille à la Régence. Homard à l'américaine	1876 Scharzhofberg-Auslese.
Chaufroix d'ortolans à la Lucullus. Côtelettes de foie gras à la Talleyrand.	1865 Chambertin.
Sorbets au château Yquem.	
Faisans truffés, flanqués de cailles. Salade barbe de capucines . . .	1874 Pommery Greno brut.
Pointes d'asperges à la crême . . Croûtes de champignons à la Montmorency	1871 Château Margaux, Schlossabzug.
Pêches à la Monte Carlo. . . . Gâteau mille feuilles à l'ananas. .	1825 Porto.
Fromage. Céleri. . . . . Fruits de France. Dessert. . . .	1834 Ober Ungar.

Herr Westfal, den Schumann gerufen hatte, um den Eindruck zu beobachten, stand hinter ihm und warf von Zeit zu Zeit eine Bemerkung ein über dieses und jenes. Auf einzelne Weine machte er besonders aufmerksam, und erzählte eine verwickelte Lügengeschichte über seine Anstrengungen, gerade diese Sorte zu erlangen, die eigentlich längst vergeben sei, und wovon nur noch in bestimmten, dem Handel unzugänglichen, Kellern hoher Häuser ein Restbestand von einigen Dutzend Flaschen vorhanden wäre.

Dadurch kam die Unterhaltung etwas mehr in Fluß. Sie drehte sich ausschließlich um die Zubereitung einzelner Speisen, die Lagerdauer von Weinen, die Frage der Güte der verschiedenen Jahrgänge. Man stritt sich darüber, ob über eine gewisse Zeit hinaus der Rebensaft noch genießbar sei, und von welchem Jahre ob er im Geschmack zurückzugehen beginne. Es entspannen sich wichtige Gespräche über Moden, über die Frage, ob nach strengen Begriffen im allgemeinen der smoking coat zulässig sei und nicht lediglich der Frack. Man verlachte einen allen bekannten Herrn, der die Geschmacklosigkeit begangen, zum evening dress eine schwarze Kravatte anzulegen, die noch dazu nicht selbst gebunden gewesen war. Bingersheim, der zu seinem Frack eine weiße Weste trug, behauptete, dieses sei das einzige „comme il faut“, und schwarze Westen einfach unmöglich. Darüber erhob der Dicke natürlich ein mächtiges Geschrei. Heinemann, Besitzer neuer aus England bezogener Hemden fügte hinzu: Manschetten mit scharfen Ecken wären ein gänzlich überwundener Standpunkt. Dabei zeigte er seine abgerundeten, kurzen Manschetten. Da ihm Rohmüller, Bingersheim und La Bruyère beistimmten, so fühlte sich der wenig sorgfältig gekleidete Melnich fast beschämt, und suchte alles Weiß, das sich verräterisch zeigte zu verstecken. Er neigte seinen grauen Kopf zu Graf Zorbrechten und fand eine gewisse Befriedigung darin, daß jener sich auch in Verlegenheit zu befinden schien. Wenigstens sagte er zur Cläre, seiner Nachbarin linker Hand, daß man sich erst allmählich an das Civil gewöhnen könne und daß er in nächster Zeit „ganz verflucht patent“ erscheinen werde.

Cläre hörte kaum darauf, sie hatte sich mit Mary über den Tisch hinüber unterhalten. Die beiden, die kein eigent-

liches Verständnis für Essen und Trinken besaßen, langweilten sich bei diesen Gesprächen. Vor allem Cläre, während Mary zuhörte, wenn es nicht zu sehr ins Einzelne ging, um im Klaren zu sein über derartige Dinge, die sie für notwendig erachtete. Sie neigte sich zu Cläre:

— Was macht denn Lilli? Ich denke sie sollte auch heute hier sein?

— Ja sie war auch eingeladen. Sie hatte sogar zugesagt.

— Aber?

— Aber sie schrieb heute nachmittag ab.

— Weshalb denn? Doch nicht meinetwegen?

— Nein bewahre. Sie schrieb, daß sie einen Herrn gefunden hat, der sehr reich ist, und der sie heiraten will. Sie ist verlobt.

Bingersheim hatte das letzte Wort gehört. Er sah sich nun um den Spaß gebracht als Erster die Neuigkeit dem Kreise mitzuteilen. Scharf fuhr er Cläre an:

— Du kannst doch nicht das Maul halten! Laß mich doch das erzählen!

Sie duckte sich förmlich zusammen unter seinen Worten und schwieg. Der Riese aber ergriff sofort die Gelegenheit als eben der Pommery Greno brut eingeschenkt wurde, um an die Sektschale zu klopfen, während er aufstand und durch das Einglas mit starrem Augenausdruck die Gesellschaft ansah:

— Ich habe eine Neuigkeit zu verkündigen, die allen eben so großes Staunen ... eh ... eh ... alle in ebenso großes Staunen versetzen wird wie in ... eh, hm ... wie mich.

Er räusperte sich noch einmal. Er begann immer zu stottern und zu stocken sobald er eine Rede hielt:

— Hm. Lilli Mara hat sich, wie ich heute durch einen Brief in Erfahrung ... erfahren habe....

Er wurde wie aus einem Munde von allen Seiten unterbrochen:

La Bruyère brüllte mit dröhnendem Lachen:

— besoffen!

Heinemann, den der zu viel genossene Wein in gerührte, thränenselige Stimmung versetzt, fragte elegisch:

— ertränkt?

Melnich ergänzte sarkastisch im Gedanken an ihr wüstes Tanzen im „Paradies“:

— das Bein gebrochen!

Borck schwieg und sah nur neugierig Mary an. Graf Zorbrechten sperrte den Mund auf, was ihm einen besonders thörichten Ausdruck verlieh. Rohmüller und Gabitz, die sich eben gegenseitig Geschichten vorlogen über ihre Erfolge bei den Wetten, im Herbst in Hoppegarten, hörten nicht zu.

Bingersheim spielte seinen Trumpf aus:

— verlobt!

Alles lachte. Sofort erhob sich Stimmengewirr. Man fragte, man unterhielt sich mit dem Nachbar, man brüllte, tobte, keifte, lärmte. In der Freude warf La Bruyère sein Glas um, das ihm der hinter ihm stehende Schumann sofort wieder füllte. Der Dicke rief, daß die Gläser zitterten:

— Also meine Herren! Prost! Prost die alte, gute, brave Lilli!

„Prost! Hoch! Heil! Prost!“ schrieen sie nun alle durcheinander, mit den Kelchen anstoßend.

Heinemann war noch gerührter geworden:

— Nein, wenn ich daran denke, wie wir im Wintergarten gegenüber tanzten! Nein, es war zu schön! Und

nun ist sie schon verlobt! Nein, wer das gedacht hätte! Schon verlobt!

Melnich schüttelte den grauen Kopf:

— Da gehört auch Mut dazu! Donnerwetter, alle Achtung!

Und Zorbrechten stimmte bei:

— Muß das ein dummes Luder sein! Ob der Kerl denn gar nicht weiß, was so mit ihr los war?

Mary fühlte sich in ihrem Stolz durch diese Bemerkung verletzt:

— Nun warum nicht? Die Lilli wird gerade eine sehr gute Frau werden!

Der Graf höhnte:

— Und wenn sie ihre leichtsinnige Zeit kriegt?

— Die haben andere Frauen vielleicht auch.

— Oho!

— Sie wird sicher eine sehr anständige Frau werden!

— Werden? Anständige Frau werden? Heh! Heh! es ist zum totlachen!

Graf Zorbrechten besaß aus seiner Offizierzeit her noch einen unwillkürlichen Instinkt der Hochachtung vor dem, was eine Dame bedeutete. Mary aber, die sich niemals gestehen wollte, was sie durch ihre Lebensführung verscherzt hatte, ward wütend über seine Worte:

— Was ist überhaupt anständige Frau! Die sogenannten Damen der Gesellschaft, die sind überhaupt ganz verkommen, die sind viel schlimmer wie die allerschlimmste! Die verheimlichen überhaupt nur alles, das ist der ganze Unterschied! Die sind überhaupt feige, sie haben nicht den Mut es zu sagen! Das ist verächtlich, das ist gemein! Was man überhaupt so von den Verheirateten hört, so von diesen Kreisen allen, das ist überhaupt noch viel schlimmer;

Was hat denn Lilli schließlich so schlimmes gethan, daß sie nicht noch eine sehr gute Frau werden sollte?

Nun konnte Zorbrechten nicht mehr an sich halten, mit der rötlich behaarten Hand schlug er donnernd auf den Tisch:

— Da hört aber doch der Gurkenhandel auf. Was behaupten Sie da? Sie? Was, was sind Sie denn?

Mary Wohlmuth war kreidebleich geworden, sie zitterte am ganzen Leib und schnitt ihm fast kreischend das Wort ab, indem sie sich gegen ihren Gegner weit über den Tisch beugte:

— Was sind Sie denn? Ein rausgeschmissener Offizier!

Graf Zorbrechten sprang so plötzlich und heftig auf, daß sich sein Teller hob, unter den der unterste Westenknopf gehakt hatte, und ein Stück Fasan auf das Tischtuch fiel. Aber im selben Augenblick hatte ihn auch schon der Riese gepackt und mit aller Kraft wieder auf seinen Stuhl zurückgezogen. Der Auftritt war ihm im höchsten Grade peinlich. Er paßte gar nicht in seine Pläne. Das fehlte noch, daß die Weiber etwa hier Skandal anfingen, die doch beide eigentlich nur aus Mitleid eingeladen waren. Vom Essen verstanden sie nichts, den Wein wußten sie nicht zu schätzen, „jeuen“ thaten sie auch nicht mit, wenigstens hatte sich Mary seit dem Abend, wo sie Rohmüller „Banko“ geboten, nicht wieder beteiligt. Nachher erhoben sie womöglich noch den Anspruch, daß man mit ihnen tanzen sollte Nein, davon war keine Rede. Wenn das so fort ging, dann lief ihm schließlich dieses gräfliche Leuchtfeuer noch davon! Und andere folgten. Sie waren schon an und für sich die äußerste Zahl, die zu einer Bank da sein mußte, wenn da auch noch etwa welche fehlten, dann würde am

Ende bacc tournant oder gar quinze oder écarté gespielt werden. Dabei kam nichts heraus.

Bingersheim bemühte sich, den Erzürnten zu besänftigen. Er hatte das Glück, daß der bereits wie alle anderen angetrunkene Zorbrechten sich in einem Zustande befand, in dem sich mit ihm reden ließ, so daß er sogar nach ein paar Minuten in der Festfreude den ganzen Vorfall vergessen hatte. Auch Mary hatte sich wieder beruhigt.

Dazu traf es sich sehr glücklich, daß gerade in diesem Moment Bingersheims Ueberraschung kam: plötzlich ertönte nämlich aus dem hinteren Raum, dessen Thüre geöffnet wurde, der Rakoczy-Marsch von den Geigen, Bratschen, Flöten und Cymbals der Zigeunerkapelle des Szabo Férenczi aus dem „Paradies.“

Ein allgemeines „Ah“ der Befriedigung ward gehört und La Bruyère begann laut den Rakoczy mit zu brüllen, während ihn der Bieber leise mit halb geöffneten Lippen durch die langen Schneidezähne pfiff.

Es lag Berechnung darin, daß Bingersheim die Zigeuner bestellt hatte: er wollte durch die Musik zum Trinken reizen und seine Gäste in möglichst ausgelassene Stimmung bringen. Bei der Musik sprach man lauter und redete sich in die Betrunkenheit hinein. Damit es nun nicht zu lange dauerte und statt Anregung, Müdigkeit brächte, hatte er angeordnet, daß Szabo Férenczi erst beim Sekt beginnen sollte. Um elf Uhr mußten die Zigeuner ins „Paradies“ zurück, wo sie die Nacht über zu spielen hatten. Da verbot es sich von selbst, daß etwa nach Tisch endlos noch getanzt und herumgetobt würde. Wenn aber einmal die Musik anregend gewirkt hätte und alle im richtigen Zustand der Trunkenheit wären, würde eine Bank vorgeschlagen, und da gäbe es keinen Zweifel, daß sie ohne Ausnahme dabei wären.

Solchen Aufwandes hätte es nicht bedurft die Gesellschaft in Stimmung zu setzen, um sie zum „Jeu" zu bringen, aber heute sollte es kein einfaches Spiel werden wie sonst wohl, wo derjenige ging, der „satt" war oder sogar wer keine Nerven mehr hatte gute Nacht sagte: heute galt es, durch die Geister des Alkohols alle Bedenken schwinden zu machen, die Leidenschaften bis auf den Grund aufzuwühlen, heute sollte jeder hoffen, Berge Goldes zu gewinnen, und wer verlor, mußte den Mut haben, auch bis zum Morgen die Partie durchzuhalten.

Bingersheim selbst genoß an Wein nur das Allernotwendigste, er wollte ganz reinen, freien Kopf behalten, denn er mußte beobachten, um der anderen Herr zu bleiben. Er freute sich über seine Wachsamkeit, über die tausend Dinge, die er zu bedenken und zu leiten hatte. Da durfte keiner zu wenig trinken, aber auch keiner zu viel, daß er sich nachher etwa aufs Sofa legen wollte, um seinen Rausch auszuschlafen. Heinemann hatte er den 1865er Chambertin unterschlagen lassen, der ihm zu sehr ins Blut gegangen wäre, und nun gab er die Weisung, daß ihm auch der 1871er Schloßabzug nicht eingeschenkt würde:

— Wenn möglich, Herrn Heinemann und Herrn Rohmüller nur noch Sekt: Jedenfalls keinen Porto!

Die übrigen waren, nachdem die erste Aufregung über den Zwischenfall zwischen Mary und Graf Zorbrechten sich gelegt hatte, im Streit begriffen, ob es sogenannte „anständige Frauen" gäbe oder nicht.

La Bruyère, der niemals in Gesellschaft verkehrt hatte, suchte die übrigen zu überschreien:

— Da muß ich Mary Recht geben. Es giebt überhaupt keine Frau, der sich nichts vorwerfen ließe. Jede hat ihren dunklen Punkt im Leben.

Und Rohmüller griff es auf:

— Ja das ist wahr! Eine ist nur eben unvorsichtiger oder dümmer wie die andere, und da kommt es heraus.

Sie stimmten dem alle bei, bis auf Cläre, die ganz schüchtern sagte:

— Aber die Männer denken immer, alle Frauen müßten so sein. Das ist gar nicht so. Und zum Beispiel ich ...

Sie brach ab und begann scharf und trocken zu hüsteln. Sie hatte sagen wollen, daß wenn sie verheiratet wäre, sie ihrem Mann nicht untreu sein würde, aber noch ehe sie ausgesprochen, fiel ihr ein, daß sie nicht die Berechtigung hatte so zu sprechen.

Niemand hatte auf ihre Worte geachtet, und sie war eigentlich damit zufrieden, denn sie wußte, daß sie nur ausgelacht würde, wenn sie in diesem Kreise Gefühl äußerte. Jessen, das war der einzige gewesen, dem sie so etwas geoffenbart hätte, aber der war ja längst nicht mehr unter ihnen und sie hatte ja auch früher nur wenig mit ihm gesprochen, da er nur Augen und Ohren für Mary gehabt.

Die Stimmung wurde immer weinseliger; die Geigen schwirrten und sangen, die Flöte klang, die Cymbals rasten in wirbelnden Passagen dazwischen mit dem Tone eines Spinettes. Unausgesetzt wurden Hochs ausgebracht auf Bingersheim als Gastgeber und Geburtstagskind, woran während des Diners selbst keiner gedacht hatte, auf Cläre als seine Begleiterin und auf Mary, weil sie das andere weibliche Wesen war am Tisch. Dann hielt Rohmüller eine Rede auf La Bruyère als Menuverfasser, die jedoch der Dicke in einer Anwandlung von Großmut auf Herrn Westfal überleitete. Dieser erschien denn auch und trank ein paar Glas mit, überall anstoßend und jedem Einzelnen versichernd, daß er nur reine Weine führe und zwar die

besten Marken, daß diese Sorte die feinste Blume habe, die es überhaupt gebe, daß der Körper jener anderen unerreicht sei, daß sein Küchenchef für den ersten Koch Europas gelten müsse, und sogar der ganzen Welt, denn drüben verstünden sie nichts von der Küche, nicht einmal die Chefs der Eisenbahnkönige. Dazwischen ließ er durchleuchten, daß dieser berühmte Kulinarier eigentlich im Grunde genommen gegen ihn selbst gar nicht in Betracht komme. Außerdem wäre sein Lokal das einzige, wo wirklich ungeniert „gejeut" werden könne, denn die anderen großen Restaurants litten es nicht.

Das gab das Signal, das Gespräch auf das Spiel zu wenden. Nun wurde überhaupt von nichts anderem mehr geredet.

Jetzt war Bingersheim dort, wohin er gesteuert hatte, denn er wußte, daß durch die Erzählungen die Leidenschaften aufs äußerste geschürt wurden, und daß es nicht mehr lange dauern konnte, daß von selbst das baccarat beginne. Und nun achtete er nicht mehr so sehr auf sich und vergaß der alten Regel langsam zu trinken. Er sagte sich, daß er so gut wie nichts, für seine Gewohnheiten wenigstens, heute an Wein genossen hätte. So leerte er ein Glas 1835er Ober-Ungar nach dem anderen.

Die Tafel ward abgeräumt, Kaffee, Schnäpse und Cigarren aufgestellt. Man behielt nicht mehr Platz, sondern lief herum und setzte sich hier und dort. Graf Zorbrechten verließ zuerst seinen Stuhl, da er aus Marys Nähe fortkommen wollte. Er nahm Platz zwischen Rohmüller und La Bruyère, die sich eben alle möglichen Geschichten über hohes „Jeu" erzählten. Der Dicke suchte dabei fortwährend den andern zu überbieten, indem er ihn kaum zu Ende kommen ließ, sondern ihn jedesmal mit der Redensart unter-

brach: „Das ist aber noch gar nichts, da habe ich etwas erlebt.“ Und nun folgte eine Geschichte, die gewöhnlich im Sande verlief, weil La Bruyère bereits zu betrunken war:

— Das ist nichts. Da habe ich was ganz tolles erlebt, was Nerven betrifft. Bingersheim war's. Also wir jeuen und er steht dabei. Er war eben gekommen. Und da fragt er so nebenbei: was in der Bank ist. Man sagt so einige zwanzigtausend Mark. Er ruft sofort: „Banko“. Richtig, Sisidscheff hielt die Bank, wissen Sie, der gelbe kleine Russe mit dem Ziegenbart. Bingersheim nimmt sie mit zwanzigtausend Mark. Nein einundzwanzigtausend. Doch zwanzigtausend ...

Der Dicke unterbrach sich, widersprach sich mehrmals und endete schließlich damit, daß er aufstand und zu Bingersheim hinüberlief. Dort blieb er sitzen, er hatte die Geschichte vergessen.

Man erhob sich allgemein. Schumann ging mit verschiedenen Cigarrenkistchen eben herum und bot seine „Henry Clay“, „Manuel Garcia“, „La Mejor“, „Punch“, „El Eden“ an. Ein anderer Kellner reichte immer von neuem die verschiedenen Schnäpse herum.

La Bruyère leerte einen Curaçao Cusenier sec, Originaltopf nach dem anderen. Zorbrechten und Gabitz sprachen über die Gewinnaussichten am nächsten Sonnabend im „Frühjahrs-Handicap“ Hoppegarten. Gabitz war natürlich für den österreichischen Hengst: „Servus“, der Rothaarige für den deutschen: „Telramund“. Heinemann, der dazu trat, erzählte, daß Braunreuters beide „Rennschinder“ für zusammen nur sechsunddreißig Doppelkronen fortgegangen seien.

Cläre und Mary hatten sich um die Taille gefaßt und drehten sich leise nach den Klängen des Walzers „Ach,

wie so süß", im Kreise, während sie mit der freien Hand die Schleppe hochhielten. Aber bald mußten sie aussetzen, weil Cläre zu husten begann und außer Atem kam.

Bingersheim musterte seine Gäste, es schien ihm als ob irgend einer fehlen müßte. Richtig Melnich. Er hatte es nicht gleich entdeckt: der Kopf war ihm doch ein wenig benommen. Merkwürdig! Vielleicht kam das von den vierzehn Tagen, wo er so ruhig gelebt, um die „Pechserie" vorüber gehen zu lassen Er war eben nichts mehr gewohnt. Aber wo mochte denn nur Melnich stecken? Er mußte ihn suchen, denn keiner durfte ihm heute entwischen, am wenigsten gerade der alte Spieler, der vor der Zeit grau geworden war unter den Aufregungen einer guten Bank. So fragte er denn Schumann.

— Herr Melnich sitzt bei den Zigeunern und spielt Geige mit. Er spielt sehr schön. Das wußten Sie wohl nicht, Herr von Bingersheim?

— Nein! der spielt Geige?

— Haben Sie ihn denn nicht spielen hören im „Paradies"? Gewiß Herr von Bingersheim! Ach da spielt er sehr schön!

Der Riese fuhr herum:

— Woher wissen Sie denn das Schumann? Sind Sie denn auch dagewesen?

— Natürlich. Man muß das doch auch kennen, wo die Herren Kavaliere so viel davon reden.

Es schien Bingersheim als ob Schumann kein so gleichgültiges, bleiches Gesicht hätte wie sonst. Der Kellner sprach ganz gegen seine sonstige Gewohnheit ziemlich familiär weiter:

— Unsereiner will sich doch auch mal amüsieren! Den gnädigen Herrn habe ich ja auch öfters da gesehen.

— So, ich Sie nicht!

— Na man zeigt sich nicht so. Man kann nicht wissen wie die Herren Kavaliere darüber denken!

Dann huschte Schumann weiter mit seinen Cigarren.

Bingersheim schaute ihm nach: Sonderbar! Sicher war der auch betrunken! Wenn er nur sonst alles besorgte! Also der kannte das „Paradies“ auch. Allerdings, sie waren ja immer stark „in Tritt“ gewesen wenn sie dorthin kamen, da mochte er wohl den Kellner übersehen haben. Er blickte nach der Uhr. Es war elf. Die Zigeuner mußten fort. Aber da fingen sie noch einmal an zu spielen. Er trat in den Nebenraum: Melnich stand unter der Kapelle und geigte. Er ließ sich nur vom Cymbal begleiten. Es war ein Lied in langer, breiter Cantilene. Unwillkürlich blieb der Riese stehen und lauschte. Er kümmerte sich sonst nicht um Musik, aber das klang wirklich ergreifend. Nur war er sich nicht klar, ob es nicht blos der Wein wäre, der ihn für einen Augenblick weich stimmte. Plötzlich dachte er einmal wieder daran, daß es doch nicht so übel sein würde, eine nette, allerdings natürlich sehr reiche Frau zu haben, und dann sich ganz zurückzuziehen, keine Karte mehr anzurühren. Aber das waren eben nur Stimmungen, genau so wie dann, wenn er sich einmal seiner Kindheit erinnerte und seines Vaters, der immer krank war, und weinte, wenn er von der Mutter sprach. Seine Schwester — pah, an die dachte er nie. Niemals hatte sie sich um ihn mehr gekümmert. Nicht einmal die Geburt ihrer Kinder hatte sie ihm aus England angezeigt. Aber sein Vater . . . Da konnte er manchmal sogar weich werden, und das geschah ihm sonst nicht leicht. Aber er schüttelte diese Ideen von sich ab. Solche Sentimentalitäten führten zu nichts und bei einem Manne wie er, waren sie doch einfach dumm.

Je länger Melnich spielte, von dem er nur den grauen, seitwärts auf die Geige geneigten Kopf sah, destomehr kehrten Bingersheims Gedanken zu dem zurück, was ihn eigentlich beschäftigte, zu seinem „großen Coup“ heute abend. Und als der Spieler abbrach, nahm er ihn beim Arm und zog ihn mit sich fort, während die Zigeuner ihre Instrumente zusammenpackten. Jetzt war der geeignete Moment gekommen: nun mußte das „Jeu“ beginnen:

— Ich habe gar nicht geahnt, daß Sie so schön spielen! Seit wann spielen Sie denn eigentlich?

— Seit wann? Immer.

— Weshalb haben Sie uns denn nie was vorgespielt?

— Gott, Sie verstehen ja doch alle nichts von Musik!

— Na, nun, La Bruyère spielt doch zum Beispiel Klavier.

— Ja, er paukt so'n bißchen herum, das ist doch keine Musik!

Dabei waren sie in den Saal zurückgekommen. Zufällig fiel Bingersheims Blick auf das Fenster links und er sah, daß die Vorhänge nicht völlig zugezogen waren, und daß an der Scheibe jemand lehnte, der durch den Spalt hineinzublicken versuchte. Er ging heftig auf das Fenster zu und gewahrte nun ein kleines, dürftig gekleidetes Mädchen, das sich beide Hände an das Gesicht hielt. Sie fuhr erschrocken zurück als sie innen an der Scheibe ein Gesicht bemerkte, raffte schnell ein Körbchen mit frischem Moos auf, in dem einzelne Veilchensträuschen lagen, und floh scheu davon.

Der Riese wurde zornig:

— Schumann! Schumann!

Ein Kellner erschien.

— Sorgen Sie doch dafür, daß wenigstens hier zu-

gemacht wird, damit nicht jeder Straßenbengel hereinglotzen kann!

Melnich näherte sich ihm:

— Sagen Sie mal, lieber Herr von Bingersheim, wie wäre es denn, wenn wir ein kleines „Jeu“ entrierten?

Er beherrschte sich und antwortete, als ob ihm als Gastgeber nichts daran gelegen sei:

— Nehmen Sie doch die Sache in die Hand.

— Ich habe schon oben Nr. 19 zurecht machen lassen.

— Warum nicht hier?

— Schumann meinte, es sei besser oben und hinten. Kommen Sie doch mit den andern hinauf. Rohmüller und Heinemann sind schon oben.

Bingersheim that gleichgültig, aber sobald Melnich verschwunden war, sagte er es den übrigen.

Alle waren einverstanden, auch Mary, nur Cläre sah ihn vorwurfsvoll an.

In dem Zimmer Nr. 19 war der Tisch bereit. Karten lagen da, die Vorhänge waren dicht geschlossen worden, Cigarren standen auf dem Nebentisch und der Pommery schäumte in den Kühlern. Die Herren waren eben eingetreten und stritten sich darum, wer die Bank halten sollte. Jeder wollte sie haben, nur der Riese nicht, der aus einem gewissen Gefühle der Beklemmung und doch Erwartung schloß, seine Stunde sei noch nicht gekommen. Er wollte erst ein paar Banken „auffliegen“ lassen, dann eingreifen. Das hatte zugleich den Vorteil, daß bereits mehr Geld im Umsatze war, wenn er anfing. So blieb er denn in Reserve, scheinbar sich darum bekümmernd, daß auch alle zu trinken hätten, daß Kaffee gebracht würde und die Cigarren bereit ständen.

Während dessen hatte endlich Rohmüller die Bank übernommen.

Mary und Cläre kamen Arm in Arm von dem unteren Saale herauf, den sie als die letzten verlassen hatten. Als sie in den Gang zum Zimmer Nr. 19 bogen, verschwand ein blonder Mädchenkopf hinter der Portière an der Seite, wo es nach der Küche ging, und als sie vorüber waren, schaute er ihnen neugierig nach. Es war das Küchenmädchen, das wieder lauschte.

Herrn Westfals große, breite Gestalt erschien im Korridor. Er schnaufte vom Treppensteigen und sein gedunsenes Gesicht mit der Kupfernase, schien noch schwammiger und röter zu sein als gewöhnlich.

Das Küchenmädchen entfloh. Er schnalzte mit der Zunge und stolperte ihr ein paar Schritte nach:

— Na was ist denn? Was reißt du denn aus mein Kind? Pst — du! Kleene! Du! Hör mal! Verdammt!

Er hatte so laut geschrieen, daß ein Kellner erschien.

— Was befehlen Sie, Herr Westfal?

— Was ist denn, was, was, ich habe doch nicht gerufen! Räumen Sie lieber ab, da unten, da muß Ordnung 'rein kommen!

Der Kellner entgegnete, die Herrschaften wären eben erst hinaufgegangen! Herr Westfal wurde zornig:

— Hol' Euch der Teufel alle. Ich sage Euch, unten ist alles in Unordnung. Ich verlange daß Ordnung gemacht wird. Verdammte Schweinerei. Ordnung. In meinem Hause muß immer Ordnung sein.

Er lallte noch etwas, dann bog er in den Gang ein zur Küche, dem Mädchen nach.

Der Kellner brummte und stieg die Treppe hinab.

Gegen einen Kollegen, der beschäftigt war, die zer-

knitterten, auf dem Tisch, auf den Stühlen oder am Boden liegenden Servietten aufzuheben, machte er sich Luft:

— Der Alte hat tüchtig eingeheizt!

Rohmüller hatte bereits eine Bank verloren und sie an Melnich, darauf an Heinemann abgegeben. Als sein letztes Geldstück fort war, warf jener die Karte auf den Tisch und stand mißmutig auf:

— Es ist kein Bankwetter heute!

Bingersheim saß mit Mary und Cläre ruhig auf dem Sofa in der Ecke, als ginge ihn die ganze Sache nichts an, als habe er nur den freundlichen Wirt gespielt. Dabei leerte er ein Glas Cognac nach dem anderen, denn es war in ihm eine ungeheure Aufregung, weil er vor dem Moment bangte, wo er sich in den Kampf stürzen sollte. Das Glas zitterte, als er es zum Munde führte, so daß der klebrige Saft auf sein Beinkleid tropfte. Cläre nahm ihm das Taschentuch aus dem Westenspalt und wischte ihn ab wie eine gute, sorgsame Wärterin. Mary sah dem Spiele zu, kalt und ohne Bewegung, nicht einmal darauf achtend, ob Borck gewann. Nur als Rohmüller wie es schien alles Geld welches er besaß bei seiner Bank verloren hatte, flog ein zufriedenes Lächeln über ihr Gesicht, und sie schaute ihn eine Weile mit höhnischer Befriedigung an, als er zum Nebentisch getreten war, um ein paar Gläser Sekt hinunterzustürzen. Dann verfolgte sie ihn mit den Blicken, wie er herumlief und jeden vergeblich bat, ihm doch etwas zu borgen. Endlich kam er an den Bieber. Sie unterhandelten mit einander. Mary hob sich ein wenig von ihrem Sitze, zu sehen, ob Borck ihm etwas geben würde. Als sie bemerkte, daß der Bettelnde unverrichteter Sache abzog, legte sie sich befriedigt in die Kissen zurück. Rohmüller begann mit den paar Geldstücken, die er noch hatte, zu pointieren.

Eben war wiederum eine Bank, die fünfte schon, aufgeflogen, und es schien so, als ob niemand für den Moment die Karten nehmen wollte, da hielt Bingersheim den Augenblick für seinen „großen Coup“ gekommen. Er setzte sich an den Tisch, bat zu mischen und abzuheben:

— Ich übernehme die Bank mit tausend Mark.

Cläre hatte den Versuch gemacht ihn zurückzuhalten aber er hatte nicht auf sie geachtet.

Bingersheim gab Karten:

— Nichts gilt mehr.

Er überflog die Sätze:

— Meine Herren, ich mache darauf aufmerksam, daß die Bank übersetzt ist!

Aber niemand wollte sein Geld zurückziehen. Melnich sprach trocken:

— Die Bank braucht ja nicht mehr einzuziehen als tausend Mark.

Des Riesen Antwort klang gereizt:

— Zahlt aber auch nicht mehr aus!

Dann tönte es durcheinander:

— Selbstverständlich!

— Kartenhalter geht vor!

— Ab!

Die Bank hatte zwei Zehnen, also nichts, und kaufte noch eine Zehn dazu: also wiederum nichts. Bingersheim schob die zehn Hundertmarkscheine auf den Tisch:

— Bitte sich darüber zu vereinigen.

La Bruyère unternahm mit viel unnützen Worten die Teilung.

Bingersheim zählte von neuem Geld ab, schob den Rest wieder in die Brusttasche und legte die Banknoten hin:

— Die Bank geht weiter mit zweitausend Mark. Bitte zu mischen. Wer hebt ab?

Nun gewann die Bank drei Mal hinter einander und das Geld fing an sich vor dem Riesen zu häufen. Jetzt kommt der „große Umschwung“ sagte er sich. Aber nach weiteren vier Mal Karten geben, besaß er keinen Pfennig mehr. Er überlegte einen Augenblick: zuerst tausend, dann zweitausend, das waren dreitausend verloren. Ganz einerlei, er mußte es zwingen, es ging eben nicht sofort! Und er legte eine neue Bank mit fünftausend Mark. Als er es eben angekündigt, und das Geld aus der Brieftasche genommen hatte, ward es ihm leid. Es war im Grunde genommen thöricht, so viel auf einmal zu setzen. Doch nun ging es nicht mehr zu ändern.

Einmal gewann er, dann verlor er, um im nächsten Momente wieder zu gewinnen. Er ärgerte sich darüber. Das mußte ja jeden Menschen unruhig machen, auch wer die besten Nerven besaß. Da war es schon noch besser, überhaupt gleich das Ganze zu verlieren. Dieses „Nicht leben und nicht sterben können“, das war doch zu entsetzlich!

Aber es wollte kein Ende nehmen, immerfort schwankte Gewinn und Verlust hin und her.

Cläre war aufgestanden und sah ängstlich dem Spiel zu. Sie stand hinter Bingersheim. Er konnte sie im Spiegel sich gegenüber sehen, als er einmal die Augen erhob, während Borck mischte, weil die Taille zu Ende war:

— Geh doch! Das kommt davon, wenn Du immer dahinter stehst, das kann kein Glück bringen, wenn einem immer so jemand über die Schulter sieht.

Unhörbar zog sie sich zurück. Aber das Spiel änderte sich nicht. Der Bankhalter begann nervös zu werden:

— Wenn doch mal jemand die Bank hielte, daß es wenigstens aus wäre!

La Bruyère that ihm den Gefallen:

— Banko!

Es wiederholten sich die ständigen Worte: „Auf welche Karte?“ und „Bank giebt!“

Der Dicke hob die Karten:

— Kleiner Schlag!

Mit dröhnendem Lachen ließ er seine mächtige Tatze, mit langen, gebogenen, spitz geschnittenen Nägeln auf den Tisch fallen, daß Melnichs auf den Rand der Platte gelegte Cigarre ins Rollen kam und zu Boden fiel. Ebenso laut antwortete gereizt Bingersheim:

— Ich höre es. Du brauchst nicht so zu schreien!

Und nun verließ ihn Ruhe und Besonnenheit. Aufregung, Nerven, Alkohol, Rauch, Hitze, war ihm zu Kopf gestiegen. Er warf den ganzen Rest seines Kapitals auf den Tisch:

— Die Bank geht weiter!

Und sein gewagtes Vorgehen schien zu glücken. Die Bank schlug fünf Mal hintereinander und dann gelang es Bingersheim, noch sechs Mal geschickt zu kaufen, so daß er wenigstens die eine Seite stets hatte.

Vor dem Bankhalter begannen sich die Summen zu häufen.

Mit wechselndem Glück ging die Bank noch eine Weile weiter, doch als es von der Rokokouhr auf dem Kamin ein Uhr schlug, hatte der Riese einen solchen Stoß von Papiergeld und solche Goldhaufen vor sich liegen, daß notwendigerweise eine Pause eintreten mußte, um Ordnung zu schaffen, denn schon streifte er ab und zu einmal einen

Hundertmarkschein mit dem Ärmel des Frackes fort und ein Zwanzig-Markstück kollerte zu Boden.

— Meine Herren, einen Augenblick. Die Bank macht Toilette.

Er begann im Papier zu blättern und die Noten zu schichten, dann ordnete er das Gold oberflächlich in Haufen zu hundert Mark. Schweißtropfen standen ihm an der Stirn und perlten herab, ohne daß er sie trocknete. Er hatte keine Zeit dazu, denn das Glück verflog leicht und jetzt mußte er daran denken es zu halten.

Während dessen war fast vollkommene Stille eingetreten. Alle fühlten sich erschöpft und abgespannt, und versanken für den Augenblick in Berechnungen über Gewinn und Verlust. Keiner redete ein Wort. Nur das Glucksen beim Schlucken des Sektes, der durch die Kehle rann, war zu vernehmen, wenn einer ein paar Gläser kalten Schaumweines hinabstürzte. Gabitz steckte ein Streichholz an: man erschrak fast als beim Anstreichen an der Schachtel der Phosphor laut aufzischte.

Nur unablässig hörte man das leise Klingen des Goldes und das Rauschen des Papiergeldes, das Bingersheim noch einmal durchblätterte.

Cigarrendampf und Hitze waren fast unerträglich geworden. Cläre, die es in dieser Temperatur mit ihrer kranken Lunge eigentlich nicht mehr auszuhalten vermochte, unterdrückte von Zeit zu Zeit ein Hüsteln. Mary hatte der Wein überwältigt. Sie lag in der Ecke des Sofas und schlief.

La Bruyère löste den Bann indem er nach dem Kellner klingelte. Schumann erschien. Trotz des dichten Qualmes konnte man sehen, welch gerötetes Gesicht er heute hatte, besonders abstechend gegen sein sonstiges Aussehen.

— Schumann bringen Sie mir welsh rarebits.

Heinemann, der sein Einglas eingeklemmt hatte und dessen eigentümliche Gesichtsfalte noch schärfer und unangenehmer hervortrat als sonst, verlangte café double.

Der Dicke rief im Kommandoton:

— Und dann ... Sekt ... Sekt ist gar nicht mehr hier!

Schumann machte eine Bewegung:

— Herr von Bingersheim hat keinen bestellt.

— Aber ich bestelle ihn, ich ordne doch alles an für ihn ... was? nicht?

La Bruyère war wütend.

Der Kellner würdigte ihn keines Blickes, sondern verschwand mit hochmütig erhobenem Kopfe.

Zorbrechten wälzte seine Stielaugen. Er witterte Insubordination:

— Besoffen ist er wahrscheinlich! Das ist wirklich unglaublich. So'n Lümmel. Was hat der sich zu besaufen! Er ist im Dienste hier!

Rohmüller benutzte den Lärm, um sich noch einmal an Borck zu machen mit der Bitte, ihm etwas zu borgen:

— Pumpen Sie mir doch was!

— Aber Sie haben doch eben was gekriegt! Immerfort, von allen Seiten!

— Alles futsch. Alles ... Ich gebe Ihnen die Versicherung Sie kriegen es morgen früh wieder. Wahrhaftig. Ich habe es zu Haus liegen.

Der Bieber blickte ihn ungläubig an.

— Mein Ehrenwort, ich habe es zu Haus liegen. Sie kriegen es bis morgen mittag wieder!

Aber der Bieber blieb unerschütterlich:

— Holen Sie's doch, wenn Sie's zu Haus haben! Warum holen Sie's denn dann nicht?

Rohmüller machte Ausflüchte. Es sei so spät und er wolle nicht erst nach Haus gehen.

Endlich ließ sich Borck überreden und gab ihm, obwohl er ihm eine halbe Minute vorher versichert, daß er selbst in großer Not wäre, und daß er kaum noch etwas zum Setzen hätte, tausend Mark, die denn auch Rohmüller ohne weiteres Wort des Dankes zu sich steckte.

Inzwischen hatte Bingersheim seine Übersicht gemacht. Er besaß 106,280 Mark in Banknoten und 2720 Mark in Gold. Es schien unerklärlich, wo mit einem Male diese enormen Summen in bar hergekommen waren, nachdem doch im Anfange, als das Spiel verhältnismäßig niedrig begonnen hatte, alle behaupteten „absolut kein Geld zu besitzen."

Der Riese hatte, da er etwas mehr als 20,000 Mark mitgebracht, immerhin schon über 80,000 gewonnen. Aber damit konnte er sich nicht begnügen, denn er sagte sich immer von neuem, daß heute der Tag seines Glückes sein müßte:

— Die Bank geht weiter mit 10,000 Mark.

Trotz der hohen Summe wurden die 10,000 Mark sofort übersetzt. Doch Bingersheim gewann. Und von nun ab gewann er unausgesetzt, fast ohne Unterbrechung. Gegen dreiviertel zwei Uhr hatte er wieder einen Haufen von Gold und Noten vor sich liegen wie vorhin. Jetzt stockten die Sätze. Das bare Geld fehlte.

Borck forderte von Rohmüller die 1000 Mark zurück, die er ihm vor dreiviertel Stunden geborgt, aber jener erklärte, er habe sie verloren. Da er jedoch noch Geld vor sich liegen hatte, so verlangte der Bieber erregt, daß er ihm wenigstens irgend etwas gäbe um zu setzen. Zum mindesten

die Hälfte von dem, was er noch hätte. Auch dieses wollte Rohmüller nicht herausrücken, da er doch nur versprochen habe, die tausend Mark morgen wiederzugeben, aber nicht heute. Borck war wütend, und er wandte sich an Bingersheim:

— Nimmst du unbare Sätze an?

Jener nickte. Der Bieber nahm daher ein paar Visitenkarten, die er jede einzelne beschrieb mit:

„Gut für tausend Mark."

Die andern folgten seinem Beispiele.

Dadurch trat ein Moment Pause ein, den der Riese dazu benutzte, ein paar Gläser voll Sekt hinunterzustürzen und wiederum „Toilette zu machen". Er hatte dieses Mal weit über 100,000 Mark gewonnen, so daß er nun etwa 200,000 Mark bar bei sich trug, die seine Weste unförmlich dick aufblähten. Mit 20,000 Mark setzte er die Bank fort. Einen Augenblick überlegte er, ob er nicht lieber aufhören solle: sein Gewinn war schließlich eine Summe, mit der sich rechnen ließ, aber der Traum von dem „großen Coup" ließ ihn nicht zur Besinnung kommen.

Die arme Cläre wagte es nicht, ihm wieder irgend ein Zeichen zu geben, vom Spiele zu lassen. Sie meinte in der Luft ersticken zu müssen. Deshalb ging sie endlich auf den Korridor, um sich zu erholen.

Als sie hinaustrat, fand sie alles leer. Es herrschte Totenstille auf dem Gange und auf der Treppe. Sie schritt hin und her bis an die breite Wendeltreppe, die in das Erdgeschoß führte. Die Kühle that ihr erquickend wohl, und nachdem sie einen kurzen Hustenanfall überwunden, fühlte sie sich leichter und angenehmer. Sie achtete nicht darauf, daß sie sich mit ihren bloßen Schultern erkälten mußte. Nichts war zu vernehmen als abgebrochene Laute aus dem Zimmer heraus, wo gespielt wurde. Sie

lauschte, ob sie etwa Bingersheims Stimme vernähme Sie fürchtete sich vor den Worten: „Die Bank geht weiter“, denn dann mußte er ja eine Bank verloren haben. Aber sie vernahm nichts.

Als sie auf und niederschreitend am Gange, der nach der Küche führte, vorüberkam, hörte sie, wie Schumann hinter der Portière erregt sprach:

— Was hast Du mit dem Chef? Sage mal! was hast Du? Warum fragt er immer nach Dir?

Eine weibliche Stimme, die ihr bekannt vorkam, entschuldigte sich, einmal über das andere versichernd:

— Du weißt doch, daß mir Herr Westfal immer nachsteigt, wenn er was im Kopf sitzen hat! Das weißt Du doch. Ich kann doch nichts dafür!

— Das kommt davon, weil Du Dich immerfort hier auf dem Gange herumtreibst!

— Ach rede doch nicht, Du bist ja auch nicht klar heute!

— Was? Ich?

— Ja, gerade Du!

Dann vertönte die Stimme den Gang hinunter. Cläre war so neugierig geworden, daß sie die Portière ein wenig bei Seite schob, und nun sah sie das hübsche, kleine, blonde Küchenmädchen mit dem Kellner gerade noch um die Ecke biegen. Als sie das Paar erblickte, wußte sie, an wen sie bei dem Klange der Worte gedacht: das war ja die leibhaftige Lilli!

Sie hörte Schumann zurückkommen und huschte eilig ein paar Schritte davon, weil sie sich schämte, daß er sie beim Horchen ertappen möchte.

Er wankte an ihr vorbei. Sein Gang fiel ihr auf. War denn der auch betrunken? War nur alles betrunken

heute Abend? Fast bekam sie einen Schrecken als er sich plötzlich umwandte und mit weicher, mitleidsvoller Stimme, wenn auch ein wenig schwerer Zunge sprach:

— Fräulein, Sie werden sich erkälten so hier, aus der Hitze ... hier raus ...

— Aber Schumann, was haben Sie denn nur heute Abend?

Er machte zuerst ein Gesicht als ob er geärgert sei, dann aber klang es traurig:

— Ich habe mich betrunken!

— Das thun Sie doch sonst nie.

— Ja Fräulein. Unsereiner will doch auch mal was haben! Und ich mußte mich auf den Beinen halten. Das geht jetzt schon bald Monate, daß ich überhaupt kaum mehr ins Bett komme ...

Er bekam das Schlucken:

— Pardon, pardon ... heute am Tage konnte ich nicht schlafen. Und da hab' ich mal gefeuert, und dann kam der Ärger dazu. Ja, ja, unsereiner hat auch Ärger.

Sie fragte ihn mitleidig worüber. Ohne viel Umschweife rückte er heraus:

— Ich bin nämlich verlobt mit dem hübschen Ding da, die Küchenmädel ist, die Emma. Wissen Sie, Fräulein, Emma Reckzeh. Das ist, wenn ich's Ihnen im Vertrauen sagen soll, aber reden Sie nicht darüber, das ist nämlich die Schwester von dem Fräulein Lilli Mara.

Cläre entfuhr ein lautes „Ach!“ Aber sie glaubte ihm, die Ähnlichkeit in der Stimme und auch im Äußeren war zu groß. Solches Haar gab es selten ... Sie schlug die Augen nieder als Schumann verächtlich sagte:

— Wir sind nicht stolz auf die Verwandtschaft. Das können Sie mir glauben!

Und dann, als ob er fühle, Cläre damit auch getroffen zu haben:

— Sehen Sie, Fräulein, Sie sind ein gutes Mädchen. Alles was recht ist. Vor Ihnen habe ich immer Hochachtung gehabt. Unsereiner macht sich auch Gedanken über so was. Aber wissen Sie, die Emma, die ist auch so'n bißchen leicht. Das ist so. Das liegt im Blut, wenn die Schwester so ist!

Er war ganz vernünftig und ruhig geworden, und erzählte ihr nun, er habe Sorge gehabt wegen der Emma, denn das Mädel sei gut und brav, aber Herr Westfal sei plötzlich hinter ihr her, und das bedeute nichts Gutes. Jedenfalls müßte sie jetzt fort, hier aus dem Haus. Das habe sie aber nicht gewollt, darüber hätten sie sich gestritten. Er unterbrach sich plötzlich:

— Der Herr kommt ...

Schumann öffnete Cläre die Zimmerthür. Sie trat in den Raum zurück, aus dem ihr Hitze und Rauch wie eine Wolke entgegenschlugen.

Herr Westfal kam von dem hinteren Saal, durch den er gehen mußte, um sein Privatzimmer zu erreichen, das nach dem Hofe zu lag:

— Das Personal kann schlafen gehen. Nur Sie bleiben wegen der Herren ...

Schumann machte eine finstere Miene und wandte ein, daß er nun schon die dritte Nacht überhaupt nicht schlafen würde, und morgen hätte er bei der Weinabrechnung zu thun. Aber Herr Westfal wollte nichts davon wissen. Ein anderer könne die Sache nicht übernehmen.

Mit Achselzucken und heftigen Handbewegungen ging der Kellner davon.

Herr Westfal fluchte etwas von unbotmäßigem Volk und schlürfte den Korridor hinab.

Als Cläre eintrat war Bingersheim noch immer im Gewinnen. Er hatte einen ganzen Stoß von Bons in der Bank. Einzelne lauteten auf 100, 500, 1000, ja es waren sogar nicht wenige, die über 10 000 und mehr ausgestellt waren. Visitenkarten, Briefbruchstücke, sogar abgerissene Zeitungsränder hatten sie zu den Schuldverschreibungen benutzt.

Mary war erwacht und sah dem Spiele zu, wütend darüber, daß der Bieber Bon auf Bon verlor. Er wußte gar nicht recht für wie viel er eigentlich gut gesagt, aber es mußte eine bedeutende Summe sein. Solch einen Verlust hatte er noch niemals gehabt.

Graf Zorbrechten, der links die Karten aufhob, und Melnich hatten zwar auch verloren, aber der Hauptgewinn für Bingersheim war seit einer Stunde die rechte Seite gewesen. Dort saßen Borck, Gabitz, Rohmüller und Heinemann, während La Bruyère links setzte, allerdings nicht regelmäßig, da er sich in derartigem Grade der Alkoholbetäubung befand, daß er nicht recht wußte was er that, und nur ab und zu einmal Geld irgend wo hin auf den Tisch warf.

An Rohmüller zeigten sich alle Merkmale des übermäßig erregten Menschen, der seiner Nerven nicht mehr Herr ist. Er jammerte laut über jeden Verlust. Er schimpfte in unangenehmer Weise, wenn sie sogar auf der rechten Seite einmal gewonnen hatten, und er gerade „dieses Mal“ seiner Ansicht nach nicht genügend gesetzt hatte. Fortwährend bat er Borck, doch für ihn die Karten aufheben

zu dürfen. Doch der Bieber antwortete ihm nicht einmal. Dann versuchte er die verschiedensten Mittel, um, wie er sich einbildete, das Glück zu zwingen: Den Bon, den er vorgeschoben, teilte er durch ein darauf gelegtes Streichholz oder einen Zahnstocher, was bedeuten sollte, daß er nur die Hälfte des Wertes gälte. Er saß einmal auf dem Stuhl, dann kniete er, dann stand er wieder, und endlich kauerte er sich nieder, indem er ein Bein wie ein Orientale unterschlug. Er spuckte dreimal aus vor jedem Satz. Er drehte die Bons verkehrt herum. Er rollte die Papierstücken zusammen. Er verlangte, daß die dritte Karte „caché" gegeben werden sollte und dafür die erste aufgedeckt. Er wünschte vor jeder Taille dreimal abgehoben zu haben, und mitten darin plötzlich noch mehrmals. Er zuckte nervös mit den äußeren Augenwinkeln, wobei sich das Fleisch der Backen verschob. Seine fast schon feucht gewordenen Finger, die ausnehmend lang und zierlich, nach vorn verdünnt waren, zitterten, daß sie zu trommeln schienen, wenn er einen Satz machte.

Dazu hatte er die Gewohnheit, seine eigene Kasse weit auf den Tisch vorzuschieben, so daß er nie wußte, was er eigentlich gesetzt hatte und was nicht.

Bingersheim bat mehrfach darum, reines Spiel zu machen, weil er nicht übersehen könne was stände. Das gab jedesmal den Anlaß zu einigen scharfen Worten.

Gabitz, Ritter von Eisenthor, der hohe Summen an den Bankhalter verloren hatte, verhielt sich vollständig apathisch. Er war wie gebrochen, ganz teilnahmlos. Wie eine Maschine schrieb er seine Bons und machte seine Sätze. Mit starren, glanzlosen Augen sah er auf die Karten und das wechselnde Spiel. Seine fleischige, ringüberladene Hand, die Nägel schmutzig durch das Anfassen des Geldes

und der Karten, ruhte auf den Bons, falls sich einige wenige bei ihm für einen Augenblick gesammelt hatten, als ob er einen Raub zu bewahren hätte gegen hundert gierige Fäuste, die sich nach seiner Habe ausstreckten.

Der einzige, der ziemlich gleichmütig blieb, und ein tausend nach dem anderen verlor, war Heinemann. Er war viel zu betrunken, als daß er imstande gewesen wäre, sich ein klares Bild von seinen Verlusten zu machen.

Und der Riese sah die Bons, der Tausende bebedeuteten, sich häufen und schwellen immer mehr. Jedesmal wenn für die Bank ein „Coup" mißlang, und er auszahlen mußte, stieß er heftig mit dem Absatz auf den Boden. Er vermochte kaum mehr den Talon zu halten. Seine Hand zitterte beim Geben. Er versah sich mit den Karten, er ließ einzelne fallen, er gab doppelt, so daß erst lange Auseinandersetzungen stattfanden, wem eigentlich die Karten gehören sollten. Dann zog er in der Aufregung einmal einen Satz der rechten Seite ein, statt ihn auszubezahlen. Der Schweiß stand ihm an der Stirn, und er fühlte sein Hemd auf dem Rücken ankleben. Seine weiße Kravatte war aufgegangen und ein Ende hing herab. Das Einglas, das er in nervöser Hast unablässig aufsetzte, um es im nächsten Moment wieder fallen zu lassen, war vollständig blind geworden vom ewigen Anfassen. Sein strohgelbes sonst angeklebtes Haar hatte sich unter der Einwirkung des Schweißes stellenweise dunkel gefärbt und stand ihm auf dem Wirbel in die Höh'.

Er wagte es nicht, zu zählen, absichtlich wollte er es nicht. Er vermochte auch nicht annähernd zu schätzen. Nur vorwärts, nur weiter, nur nicht die Zeit verpassen, denn das Glück konnte umschlagen. . . .

Und weiter ging sein Glück, weiter häufte sich das Geld.

Mary trat an den Bieber heran mit der ärgerlichen Frage, wie viel er schon verloren hätte. Aber er konnte ihr keine genaue Antwort geben. Er schätze es auf weit über 200 000 Mark, sagte er endlich.

— Das mußt Du wieder gewinnen! Hörst Du?

Doch er hatte keine Lust weiter zu spielen. Er meinte, es wäre besser wenn er einmal aussetze und eine Pause mache. Er hätte jetzt kein Glück. Dabei stand er auf und ging vom Tische fort. Cläre flehte ihn an:

— Sagen Sie meinem Riesen doch, er soll aufhören nun!

Borck stampfte mit dem Fuße auf! Wollte die ihn auch noch ganz nervös machen?

Mary drängte ihn:

— Spiele weiter! Vorwärts!

— Nein, erst eine Cigarette will ich draußen rauchen, ich muß an die frische Luft.

— Schlappier!

In diesem Augenblicke sah Bingersheim auf. Es beunruhigte ihn, daß Borck, wie es schien, nicht mehr spielte. Auf der Seite wo er gesetzt, waren die Sätze durch sein Fehlen schon bedeutend niedriger, und zwei „Coups“, die er eben gewonnen, brachten nicht so viel ein wie er gehofft hatte.

Gerade auf den Bieber rechnete er für heute. Millionen wollte er ihm abnehmen.

Mary ließ Borck nicht los:

— Laß mich für Dich setzen!

Er wollte es nicht, doch sie drängte:

— Dann thue es selbst! Vorwärts!

— Nein.

— Laß mich für Dich. . .

„Meinetwegen“ sagte er endlich, in der stillen Hoffnung,

daß es Glück bringen müßte, wenn ein anderer für ihn spielte.

Mary trat an den Tisch:

— Ich setze für den Bieber.

Bingersheim traute der Sache nicht recht und fragte Borck:

— Giebst Du ihr Vollmacht? Gilt was sie jetzt?

Sie blickte den kleinen, grätigen, leichenfahlen Bieber scharf an, und er, der nun wirklich an eine Fügung glaubte, gab seine Einwilligung:

— Es gilt: Jede Summe!

Dann ging er hinaus um seine Cigarette zu rauchen.

Triumphierend drehte sich Mary gegen Bingersheim:

— Für wieviel hat der Bieber Bons in der Bank?

Der Riese schien ihre Frage zu überhören. Sie wiederholte:

— Für wieviel hat er Bons?

Das Spiel ging ruhig weiter. Der Bankhalter hatte nur immer ein Wort für sie:

— Setze nur!

Aber sie ließ nicht ab, denn sie wollte einen Ueberblick haben. Sie fragte noch einmal. Bingersheim, der sich einbildete, ein Zählen zwischendurch müsse ihm den großen Glückszug, die Serie zerstören, lehnte es ab, des Biebers Bons herauszusuchen. Sie fragte, ob sie selbst nachsehen dürfe, aber das litt er nicht. Trotzdem versuchte sie in dem Haufen von Pappkärtchen und Papierstückchen zu wühlen. Er verbot es ihr. Sie ward dunkelrot. Es kam von ihren bebenden Lippen:

— Du hast wohl kein Vertrauen zu mir?

— Es stört das Spiel! . . .

Plötzlich durchzuckte sie kochende Wut. In der ersten Erregung wußte sie kaum was sie beginnen sollte, und dann

that sie dasselbe, wie damals als Rohmüller sie erzürnt hatte und schleuderte ihm ein herrisches, höhnisches:

— Banko!

entgegen.

Alle fuhren auf. Man wußte nicht, wieviel sich in der Bank befand, aber daß es Hunderttausende waren, schien sicher zu sein.

Bingersheim wollte ihren Ruf überhören, oder als Scherz auffassen. Aber da forderte sie kalt:

— Dann bitte ich die Bank abzugeben.

Melnich drehte sich zu ihr um:

— Wissen Sie denn auch was in der Bank steht?

Sie achtete nicht auf die Frage. Nochmals tönte:

— Banko!

Bingersheim war noch immer nicht gewillt, ihr Gebot für ernst zu nehmen. Das war ein so ungeheuerlicher „Coup", daß er ähnliches noch nicht in seiner Spielerlaufbahn erlebt hatte. Er suchte auszuweichen:

— Ich weiß nicht einmal, ob ich so ein Gebot annehmen muß!

Doch von verschiedenen Seiten wurde nachdrücklich gesagt: natürlich, und Rohmüller, wie Zorbrechten forderten dringend, daß die Spielregeln eingehalten würden. Er müsse annehmen, oder die Bank abgeben.

Er zögerte noch immer. Um Mary von ihrem Vorhaben abzubringen, legte er den Talon fort und begann mit vor Erregung unsicheren Fingern die Bons oberflächlich zu durchfliegen.

Alle folgten ihm mit den Augen, bis auf Heinemann, der dazu nicht mehr genügend zu sehen vermochte, und La Bruyère, der die Gelegenheit benutzte, um am Nebentische noch einen fine champagne zu trinken.

Melnich rief, seinen Graukopf schüttelnd:

— Sie hätten eher „Toilette“ machen müssen. Die Bons sehen nach nichts aus, aber Sie hätten längst aufhören müssen. Theoretisch. Das ist freilich Gefühlssache. Ich habe den Marchese Tarravallos in St. Sébastian einen Satz annehmen sehen von 1600000 Franken.

Als niemand fragte, ob der Marchese gewonnen oder verloren habe, fügte er nachdenklich hinzu:

— Er . . . verlor.

Der Riese war durch die Geschichte im Zählen gestört worden.

— Bitte geben Sie doch Ihre Geschichten ein ander Mal zum Besten! Ja?

Melnich zuckte gleichgültig die Achseln.

Der Bankhalter sprach triumphierend:

— Es stehen etwa 730000 Mark.

Nun glaubte er seiner Sache sicher zu sein, daß sie zurücktreten würde. Aber Mary dachte nicht daran:

— Sind gehalten.

Trotz der allgemeinen Trunkenheit entfuhr allen ein „Ah“ des Erstaunens.

Bingersheim wehrte sich mit seinem letzten Grunde:

— Wer steht mir dafür, daß der Bieber einverstand'n ist?

Der Zweifel reizte sie von neuem:

— Er hat es gesagt. Ich verlange, daß die Geschichte nun erledigt wird. „Banko“, sage ich. Auf die Karte links. Oder die Bank wird abgegeben!

Der Riese überlegte hin und her. Seine Pulse schlugen. Das Herz klopfte ihm fieberhaft. Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Wenn er nun verlor? Was dann? Ach was, dann hatte er ja noch 200000 Mark, sogar bar,

in der Tasche! Und wenn er den Coup gar nicht machte, wenn er nun aufhörte? Wenn er seinen Nerven nachgab? 730000 und 200000? Da fehlten gerade 70000 Mark an einer Million! Also noch nicht einmal eine Million hätte er da besessen! Nein, darum die ganze Wirtschaft? Darum die Anstrengungen? Das, der „große Coup“ seines Lebens? Nein! Jetzt war ihm das Glück günstig gewesen wie noch nie. Jetzt in diesem Augenblick sollte es ihn verlassen? Das war undenkbar! Und wenn nun der Bieber nicht zahlte, was Mary hier für ihn spielte? Aber er mußte zahlen, er hatte alle als Zeugen, daß Borck für sie gut gesagt hatte. Darum wollte er auch den Coup wagen. Endlich kam die große Entscheidung. Und er gab sich einen Ruck, stieß brüsk Cläre zur Seite, die ihm in den Arm fallen wollte, und gab Karten. Rechts eine offen, links eine verdeckt, sich selbst eine verdeckt, dann wieder rechts offen, verdeckt links und sich. Rechts lag auf dem Tisch ein „kleiner Schlag“. Das schien ihm eine gute Vorbedeutung zu sein, denn es galt ja nicht, und da würde die andere Seite kaum eine Acht oder Neun haben können.

Während er die Karten verteilte, drängte sich alles um ihn herum.

Hinter ihm stand angstvoll Cläre. Sie hielt sich die Augen zu, um die Entscheidung nicht mit ansehen zu müssen. Mary hatte La Bruyère's Platz links eingenommen. Aber sie war stehen geblieben und hate nur seinen Stuhl bei Seite geschoben. Ohne mit der Wimper zu zucken, sah sie drüben den kleinen Schlag sich aufdecken. Sie hatte nur den einen Gedanken: sie wollte, sie mußte gewinnen. Er sollte es schon fühlen, daß er es gewagt hatte, an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln, indem er ihr nicht erlaubt, sich aus seinem Gewinnhaufen Borcks Bons heraus-

zusuchen, um sie zu zählen. Sie meinte in diesem Moment den Mann mit dem lächerlich angekleisterten blonden Haar und seinem albernen Gesicht zu hassen, diesen Mann, den sie verachtete, weil er sie verführt hatte, und wenn es auch zehnmal ihr Wille gewesen war und ihre Schuld! Wenn sie verloren hätte, würde sie ein zweites Mal „Banko" gesagt haben, und ein drittes Mal, und so lange bis sie gewann. Wenn er dann aufhörte, so konnte sie ihn doch wenigstens verachten, daß er keine Nerven mehr hatte, daß er feige war. Sie legte sich schon die Worte zurecht! Und der Bieber mußte bezahlen; er konnte es ja! Und wenn es ihm sein ganzes Vermögen gekostet hätte. Was lag daran?

Es gab ja so viel reiche Männer. Fort mit ihm. Ein anderer.

Bingersheim drehte mit einem Ruck seine Karten um: Treff-Fünf und Coeur-Fünf. Also nichts.

Mary zögerte einen Augenblick. Sie wollte ihn zappeln lassen. Sie fühlte sich glücklich. Sie wußte, daß alle Augen auf sie gerichtet waren. Und sie wußte daß sie diesen Spielern am meisten Eindruck machte, wenn sie so that, als ob es sich um gar nichts handelte. Deshalb faßte sie nach den Karten langsam, mit dem größten Gleichmute, erst dann als Bingersheim gesagt: „Ich gebe." Und sie besaß die Koketterie, kurz ehe ihre Finger die Blätter berührten, den rechten Arm noch einmal zurückzuziehen, an dem sie bemerkt hatte, daß eines der reich mit Steinen besetzten Armbänder aufgesprungen war. Scheinbar mit der vollkommsten Ruhe faßte sie mit der linken Hand nach dem Gelenk und ließ das Schloß einschnappen.

Der Riese schnalzte erregt mit den Fingern.

Sie nahm die Karten in die Hand, warf einen Blick darauf und legte sie wieder hin.

Seine Stimme zitterte:

— Karte?

Sie wußte nur so viel, daß man für gewöhnlich bei einer Fünf keine Karte mehr nahm. Sie antwortete nicht, als ob sie gar nicht einmal mit den Gedanken bei der Sache wäre.

— Karte?

Es klang fast wie ein Angstschrei.

Plötzlich fiel ihr bei, es in seine Entscheidung zu stellen, und sie sagte vollkommen gleichmütig:

— Wie Du willst!

— Heißt das nun ja oder nein?

— Meinetwegen. Ja.

Sie mußte sich totkaufen! Und er schleuderte förmlich das oberste Blatt des Talons auf den Tisch:

— Pique-Aß.

Sie hatte sich also höchstens verbessert, sagte er sich. Aber Ueberlegungen halfen nichts, er mußte sich eine Karte nehmen: Wieder eine Fünf. Nochmals Coeur.

Er legte seine drei Fünfen auf. Die Stimme versagte ihm fast und man vernahm heiser sein:

— Fünf.

Die Glieder schlugen ihm förmlich. Wie Uebelkeit stieg es ihm vom Magen herauf.

Mary schob ihr Pique-Aß zurecht, legte eine Treff-Zehn daneben, und drehte darauf eine Carreau-Fünf um:

— Das kann ich besser: sechs.

Bingersheim sprang auf. Nun hielt er sich nicht mehr:

— Ich bin doch auch zu dumm! So einen „Coup“ überhaupt anzunehmen! Zu dumm, zu albern, zu blöd-

sinnig! Es ist wirklich zum Lachen! Das kommt davon, wenn die Weiber auch noch „jeuen“ wollen! Ist so was schon dagewesen?

Er lief auf und ab, die Hände in den Hosentaschen vergraben, mit seinem struppigen Haar, der aufgegangenen Kravatte und der Scheibe im Auge, durch die er nichts sehen konnte.

Cläre stand in der Ecke starr und wortlos.

Mary aber nahm ein Körbchen vom Nebentisch, das an der Stirnseite einen halbkreisförmigen Ausschnitt und gegenüber einen geflochtenen Henkel hatte. Es diente zum Einschenken der guten Weinmarken, damit der Satz nicht mit ins Glas kam. Und in diesen Korb fegte sie mit einer Tischtuchbürste den ganzen Rest an Bons, als ob es Brodkrumen wären.

Doch Bingersheim fand sich sofort wieder. Er glaubte doch noch an sein Glück. 200000 Mark bar hatte er ja doch noch in der Tasche:

— Die Bank geht weiter!

Er setzte sich und warf Banknoten auf den Tisch. Niemand konnte ihm die Bank streitig machen, denn keiner hatte genügend bar Geld mehr dazu.

La Bruyère verlangte, daß erst einmal die Bons gezählt und in Ordnung gebracht werden sollten, aber davon wollte keiner etwas wissen, und das Spiel begann sofort. Mary wollte mit Bons pointieren wie die anderen, doch der Riese erklärte, er nähme von ihr nur bare Sätze an. Das konnte sie nicht, denn trotz der 730000 Mark, die sie in Bons liegen hatte, besaß sie nicht einen Pfennig Geld.

Sie bebte vor Erregung, aber sie konnte nichts dagegen thun und ging hinaus zum Bieber, den Korb in der Hand.

Als sich eben die Thür hinter ihr geschlossen, erschien

Herr Westfal. Keiner achtete auf ihn. Er sah eine Weile dem Spiele zu.

Bingersheim verlor langsam, doch ohne Unterbrechung. Seine Erregtheit stieg von Minute zu Minute. Da begann auch Herr Westfal zu setzen. Zuerst nur ganz wenig. Nur ein Zwanzigmarkstück, dann immer mehr. Er gewann fast immer.

Der Riese verlor.

Immer mehr Geld nahm er aus dem Vorrat bis er ihn fast erschöpft hatte.

Als die Uhr zehn Minuten nach drei zeigte, lagen nur noch 300 Mark in der Bank. Beim nächsten Kartengeben, wo er gewann, das Doppelte. Darauf verlor er.

Er besaß nichts mehr.

Er stand auf. Er wußte gar nicht wie ihm geschehen. Es war ihm zu Mut, als ob sich alles um ihn im Kreise drehte. Nichts mehr hatte er. Er durchsuchte alle Taschen: nein, nicht mal mehr ein Silberstück. Keinen Pfennig!

Das war der „große Umschlag," das war der „große Coup" seines Lebens?

Da erinnerte er sich der Cläre. Sie saß in der Ecke auf dem Sofa neben Mary, die mit Borck wieder eingetreten war. Er ging zu ihr:

— Cläre hast Du Geld bei Dir?

— Ja!

— Wie viel?

— Zweihundert Mark.

— Aber ich habe Dir doch noch vor ein paar Tagen dreihundert gegeben?

— Lilli bat mich darum!

— Verdammte Wirtschaft. Die kriegst Du doch nicht wieder. Gieb mir Deine zweihundert Mark.

Zitternd reichte sie ihm ihr kleines Portemonnaie aus Krokodilsleder.

Am Tisch hielt Borck die Bank. Er war schon der zweite Bankhalter nach Bingersheim. Und der Riese setzte die zweihundert Mark der Cläre auf einmal.

Er verlor.

Sein Entsetzen wuchs.

Borgen würde ihm keiner, das wußte er bestimmt. Cläre blieb seine einzige Hoffnung:

— Hast du noch was zu Hause?

— Nein, nichts!

Er fluchte und blieb ratlos stehen. Mary spielte gleichgültig mit dem schönen Fächer aus Schildkrot mit Straußenfedern. Sein Blick streifte sie, aber er wagte es nicht, um Geld zu bitten. Endlich entschloß er sich und ging zu Herrn Westfal. Doch dieser entschuldigte sich mit großen Zahlungen, die er morgen, am ersten Mai, an die Lieferanten zu leisten habe. Bingersheim fragte Rohmüller, der hörte ihm kaum zu. Er bat Heinemann, Gabitz, Melnich. Alle entschuldigten sich damit, sie hätten selbst verloren. Selbst La Bruyère wollte nichts herausrücken. Der Bieber warf ihm sogar höhnisch die Worte zu:

— Ich borge grundsätzlich nicht. Ich bilde mir ein, das stört das Spiel.

Wütend wandte sich der Riese ab. Kein Mensch achtete auf ihn. Er ging schließlich auf den Korridor hinaus um Schumann zu suchen. Er fand ihn auf einem Stuhle am Küchengang eingeschlafen.

— Können Sie mir nicht Geld verschaffen?

Schlaftrunken fuhr der Kellner in die Höhe. Er versicherte es sei unmöglich. Er solle doch noch ein Mal mit Herrn Westfal sprechen, obgleich er nicht glaube, daß dieser

helfen würde. So ging denn Bingersheim in das Zimmer zurück, Schumann hinter ihm. Herr Westfal war nicht mehr da.

— Er wird schlafen gegangen sein!

Der Kellner entfernte sich.

Noch einmal versuchte der Riese Geld zu bekommen:

— Wer pumpt mir hundert Mark. Morgen bestimmt zurück. Morgen früh!

Antwortlos verhallte seine Stimme. Es sah nicht einmal einer der Spieler auf. Kein Mensch that als ob er da wäre.

Bebend vor Aufregung und Wut stürmte Bingersheim hinaus. Dröhnend fiel hinter ihm die Thür ins Schloß. Er raste die Treppe hinab. Irgend einen Mantel und einen fremden Hut griff er in der Garderobe unten auf. Dann ließ er sich das Thor vom verschlafenen Portier öffnen. Schon durch die Scheiben, während er wartete bis sich der Schlüssel im Schloß drehte, leuchtete ihm von der Straße das Feuer aus den Kohlenbecken der Asphaltarbeiter entgegen. Es gab wieder ein Mal Nachtarbeit. Am „Grand Restaurant Westfal“ war das Asphalt morsch und zerstörungsreif.

Die Arbeiter blickten verwundert auf, als der riesige Herr mit dem Hut, der ihm nicht paßte, mit offenem Überzieher, unter dem das zerknitterte, schmutzige Hemd mit der gelösten Kravatte hervorlugte, aus der Thür trat und wie sinnlos die Linden hinunterlief nach dem Café Bauer zu . . .

Herr Westfal hatte sich mit einem Gewinn von dreitausend Mark zurückgezogen, und war durch den dunklen kleinen Saal nach seinem Privatzimmer gegangen. Er tastete sich im Dunklen durch den Raum, sich an Stühlen

oder Tischen stoßend, da er unsicher ging und die Richtung zur entgegengesetzten Thür verfehlte. Dabei fluchte er laut. Endlich war er in seinem Comptoir. Vergebens versuchte er Licht zu machen; wie er auch an dem kleinen Hebel drehte, der die electrische Leitung in Gang setzen sollte, es hatte keinen Erfolg. Wieder begann er laut für sich zu schimpfen. Er redete sich ein, das Mädchen, welches hier abstäubte, müsse an der Leitung gespielt und sie verdorben haben. Dabei vergaß er ganz, daß er selbst vor ein paar Tage erst den Befehl gegeben hatte, stets wenn Geschäftsschluß sei, jedenfalls wenn in der Küche nichts mehr gebraucht würde, die Leitung für das Hinterhaus abzustellen. Es war vorgekommen, daß die Mädchen während der ganzen Nacht das electrische Licht in ihrer Kammer hatten brennen lassen.

Herr Westfal suchte nach Streichhölzern. Weder auf dem Schreibtisch, noch auf dem Nachttisch im Schlafzimmer nebenan, konnte er welche entdecken. Immer ging sein Schimpfen fort. Endlich kam er auf die Idee, auf den großen Regalen zu suchen, die das Komptoirzimmer an den Wänden umliefen. Dort waren die Correspondenzen, die Rechnungen, und ganze Jahrgänge der Blätter aufgeschichtet, die im „Grand Restaurant Westfal" gehalten wurden. Schließlich entdeckte er eine Schachtel Fünfminutenbrenner. Er strich eines der Wachshölzer an, aber das Wachs war spröde und hart geworden und brach. Wieder schob es Herr Westfal auf die Bedienung. Das nächste brannte, doch bei dem Versuch, es in das Loch der Schachtel zu stecken, welches dazu diente, das Kerzchen stehend zu erhalten, ging es wieder aus. Erst das dritte konnte er befestigen. Er ließ die Schachtel mit dem brennenden Kerzchen auf dem Regal neben den Rechnungen stehen. Das gewonnene

Geld legte er daneben. Dann öffnete er das Fenster, weil er glaubte es sei zu heiß im Zimmer. Ununterbrochen klang sein Fluchen und Schimpfen.

Eine Haarnadel, die er trotz seiner Trunkenheit auf dem Fensterbrett liegen sah, ließ plötzlich einen Plan in ihm aufblitzen, den er fast vergessen, weshalb er das Personal zu Bett geschickt und gerade Schumann den Nachtdienst zugewiesen.

Und er zog sich beide Stiefel aus, wobei er dermaßen ins Wanken geriet, daß er fast gefallen wäre. Dann öffnete er vorsichtig die Thür, ließ sie hinter sich offen, und stieg, sich an der Wand an leeren Weinkisten hintastend, die im Corridor übereinander standen, eine eiserne Wendeltreppe hinauf. Er suchte möglichst vorsichtig zu gehen, er schlich auf den Zehen, um keinen Lärm zu machen, dabei hustete er jedoch laut, und schimpfte, wenn er sich stieß.

Nun stand er auf dem Boden. Wenn er ihn durchschritt hatte er noch fünf Stufen hinab, und dann kam er, sich links wendend, an den Gang, an dem die Mädchenkammern lagen.

Aber der Trunkene verfehlte den kurzen Treppenabsatz, fiel, und schlug mit dem dicken, gedunsenen Kopf heftig gegen die Wand.

Er grunzte noch ein paar Mal und blieb liegen.

Und unten in seinem Komptoir wehte der Zug, da nun Fenster und Thür offen standen, die kleine Flamme des fast erlöschenden Kerzchens gegen das Papiergeld und die Stöße von Rechnungen dicht daneben. Das sterbende Licht hatte noch Kraft genug ehe es sank, das Papier zu belecken. Und die leise züngelnde Glut fand den Weg bereitet in Ballen und Stößen von Zeitungen und von dort in hölzernen Kisten mit dünnen Spähnen gefüllt, durch die

Gitteröffnungen der Wendeltreppe hinauf nach dem Boden, der rund herum lief um das „Grand Restaurant Westfal.“

Vor dem Hause wartete Bingersheims leere Droschke, die er zur Fahrt nach seiner Wohnung und zurück benutzt, auf die Bezahlung. Der Kutscher unterhielt sich mit den Asphaltarbeitern.

Bingersheim ließ durch Schumann Borck bitten, einen Augenblick heraus zu kommen.

Mary wurde aufmerksam als der Bieber aufstand, und folgte ihm. Im Nebenzimmer wartete der Riese. Er sah aus, als ob er um Jahre älter geworden wäre.

Der Eintretende, hinter dem Mary erschien, fragte ihn was er wolle:

— Ich bin zu Haus gewesen ...

— Das dachte ich mir, Du hast wohl Geld geholt?

— Nein ...

— Du ... hast wohl keines mehr?

— Nein ...

— Ja was hast Du denn dort gemacht?

— Das habe ich geholt!

Dabei zog Bingersheim aus der Innentasche des Überziehers einen Revolver.

Borck erschrak, Mary blieb kalt. Der Riese hob die Waffe:

— Und ich sage Dir, wenn Du mir nicht jetzt was pumpst, bleibt mir nichts anderes übrig als mich ...

Der Bieber wollte ihn abweisen, aber Bingersheim war so verändert und sah so verzweifelt aus, daß er ihm fast glauben mußte. Und nun klang es noch ein Mal:

— Entscheide Dich. Du bist reich, Du kannst es!

Schon wollte ihm Borck irgend einen Vorschlag machen als Mary drohend ihm ins Wort fiel:

— Du willst dem was geben, der so thut als ob ich ihn betrügen könnte? Ich? Das verbiete ich Dir! Als er gewonnen hatte, da war er hoch, und nun thut er als ob er sich totschießen würde! ...

Der Riese achtete nicht auf ihre Worte. Er hatte allen Stolz verloren. Er packte Borck am Arm und wollte ihn nicht loslassen und bat und flehte ohne Unterlaß. Fast wäre der haltlose Bieber wieder weich geworden, wenn nicht Mary mit allen Mitteln gesucht hätte, ihn von dem Bittenden abzubringen. Aber als der Wankelmütige, der ganz in der Macht dieses Weibes war, von ihr die Drohung vernahm, daß wenn er einen Pfennig verborgen würde, es aus wäre zwischen ihnen, da machte er sich los und verließ das Zimmer. Sie drängte ihn vollends hinaus mit dem verächtlichen Worte:

— Schlappier!

— Aber wenn er nun doch ...

— Ach taxiere ihn doch nicht zu hoch. Hat sich etwa Braunreuter erschossen? Er ist viel zu feige, das lange Laster. Feige ist er, wie ihr alle ...

Er betäubte sein Empfinden, indem er sich einredete, sie müsse recht haben. Aber er verlangte, daß sie wenigstens fort gingen. Dann war er Bingersheim los, der doch sicher noch einmal gebettelt hätte. Es war ihr recht:

— Hast Du wenigstens den Wagen bestellt?

— Ich wußte doch nicht wann!

— Der kann ja warten!

— Aber die guten Pferde sind hin, wenn sie hier ein paar Stunden in der Nacht stehen.

— Dann werden andere gekauft ...

Sie rauschte die Stufen hinab, während die Schleppe

ihrer hohen, fürstlichen Gestalt nachglitt, als ob ein knisternder Seidenstrom sich ergösse ...

Im Zimmer Nummer neunzehn saßen nur noch Rohmüller, Melnich und Zorbrechten. La Bruyère lag der Länge nach auf dem Sofa ausgestreckt und schlief. Er hatte Frack und Weste ausgezogen, die als Knäuel auf dem Boden lagen. Heinemann und Gabitz waren gegangen, ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen.

Die drei Spieler schimpften darüber, daß Borck auch noch verschwunden war:

— Das reiche, geizige Vieh!

Melnich hatte die Bank und jeder der anderen eine Karte.

Der Bankhalter blickte plötzlich Rohmüller scharf an, der einen Tausendmarkschein zusammengefaltet mit dem Knicke nach oben, dachartig auf die beiden Ränder gestellt hatte:

— Gilt das nun „moitié“ oder „ganz“?

Der andere streifte ihn mit lauerndem Auge. Seine Antwort kam zögernd heraus:

— „Moitié“, weshalb? Das versteht sich doch von selbst!

Melnich legte die Karten aus der Hand:

— Weshalb? Weil ich mir einbilde, daß Sie selbst nicht klar darüber sind. Ich habe bemerkt, daß Sie die Banknote einmal als fünfhundert, einmal als tausend gelten lassen!

— Sind Sie verrückt?

— Nein Herr Rohmüller, aber wenn Sie eine gute Karte haben, dann bringen Sie Ihren Schein zum Umfallen, so daß er tausend gilt, statt fünfhundert. Sie spielen falsch!

Er schlug donnernd auf den Tisch.

Der Angeschuldigte war kreidebleich geworden.

Graf Zorbrechten rollte seine Stielaugen, daß sie sich noch mehr vorzuschieben schienen und bestätigte:

— Sie „jeuen“ falsch!

Endlich fand Rohmüller Worte:

— Was? Sie Schuft! ...

Melnich nahm die Karten vom Tisch und warf sie Rohmüller ins Gesicht. Die beiden stürzten sich aufeinander. Zorbrechten kam dem Graukopf zu Hilfe.

In diesem Augenblicke vernahm man aus dem Nebenraum einen dumpfen Lärm, wie den Knall eines Schusses, den Fall von etwas Schwerem.

La Bruyère stöhnte im trunkenen Halbschlaf.

Die Kämpfenden hörten nichts.

Nur Schumann, der sich hinten im Servierraum auf einen Tisch gestreckt hatte, fuhr auf, aber bald legte er sich wieder.

Es war still im „Grand Restaurant Westfal“, nur im Zimmer Nummer neunzehn rangen die Spieler, auf der Bodentreppe knisterte die Flamme, und an der Thür nach den Linden klapperte der Portier am Schlüsselloch. Cläre stand draußen, die dem Riesen nachgeeilt:

— Ist Herr von Bingersheim wieder gekommen?

— Jawoll, er ist 'raufgegangen!

— Gott sei Dank!

Dann trat sie ein. Das Haus lag im Schweigen.

Unter den Linden stand der Kutscher von Bingersheims noch immer wartender, unbezahlter Droschke. Die Wilhelmsstraße herauf kamen Scharen von Arbeitern im Sonntags-

rock und bogen nach dem Brandenburger Thore ein. Sie sangen die Arbeitermarseillaise. Die kräftigen Gestalten, die das Asphalt aufrissen, wo es morsch, verwittert, und ausgefahren war, blickten ihnen schweigend nach, wie sie, Frauen, Männer, Kinder durcheinander, dem Tiergarten zustrebten.

Es war der Morgen des Arbeiterfeiertages: Der erste Mai.

E n d e.

Theodor Fontane

Gesammelte Romane und Erzählungen.

Erste Gesamt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

48 Lieferungen à 50 Pf oder 12 Bände geh. M. 24.—.
geb. M. 33 —

Inhalt: L'Adultera. Grete Minde. Cécile. Ellernklipp. Schach von Wuthenow. Unterm Birnbaum. Vor dem Sturm. Irrungen, Wirrungen. Stine. Graf Petöfy. Kriegsgefangen, mit dem Portrait des Dichters in Photogravüre.

Separat-Ausgaben

Preis per Band geh. M. 3.—; in Original-Band geb. M. 4.—.

L'Adultera 2. Aufl.
Cécile, Neue Ausgabe.
Irrungen, Wirrungen, 3. Aufl.
Graf Petöfy, Neue Ausgabe.
Stine, 3. Aufl.
Schach von Wuthenow, Neue Ausgabe.
Kriegsgefangen, 2. Aufl.

Frau Jenny Treibel
Roman aus der Berliner Gesellschaft.
Preis geh. M. 4.—; eleg. geb. M. 5.—

Rudolf Lindau

Gesammelte Romane und Novellen.

Erste Gesamt-Ausgabe.

Erscheint soeben.

36 Lieferungen à 50 Pf.; oder 6 Bände geh. M. 18.—;
geb. M. 24.—.

Inhalt:

I. Band: Im Park von Villers. — Gordon Baldwin. — Das rote Tuch. — Verkehrtes Leben. — II. Band: Gute Gesellschaft. — Souvenir. — Tötliche Fehde. — III. Band: Robert Ashton. — Glückspendel. — IV. Band: Die kleine Welt. — Lebensmüde. — Liquidirt. — Der Seher. — Treu bis in den Tod. — V. Band: Reisegefährten. — VI. Band: Der Gast. — Zwei Seelen.

Der letzte Band wird mit dem Bilde des Verfassers in Heliogravüre geschmückt sein.

Bestellungen auf diese Gesamtausgabe übernimmt jede Buchhandlung, sowie die Verlagshandlung direkt.

Der Gott des alten Doktors.

Erzählung

von

Karl Emil Franzos.

Preis geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.50.

Die Suggestion und die Dichtung.

Gutachten über Suggestion und Hypnose

von

Prof. Dr. Otto Binswanger-Jena, Geheimrath Prof. Dr. Emil du Bois-Reymond Berlin, Prof. Dr. Albert Eulenburg-Berlin, Prof. Dr. Siegmund Exner-Wien, Prof. Dr. August Forel-Zürich, Prof. Dr. Fr. Fuchs-Bonn, Prof. Dr. P. Grützner-Tübingen, Wirkl. Geh. Rath Prof. Dr. H. v. Helmholtz-Berlin, Prof. Dr. Ludwig Hirt-Breslau, Prof. Dr. Friedrich Jolly-Berlin, Prof. Dr. Otto Kahler-Wien, Prof. Dr. Richard v. Krafft-Ebing-Wien, Prof. Dr. E. Mendel-Berlin, Hofrath Prof. Dr. Theodor Meynert †, Hofrath Prof. Dr. Hermann Nothnagel und Hofrath Prof. Dr. W. Preyer-Berlin.

Herausgegeben von **Karl Emil Franzos.**

Preis M. 2.—.

Angesichts der Rolle, welche die Erscheinungen der Suggestion und Hypnose im naturalistischen Roman, wie in der Tagespresse spielen, hat Franzos vor einiger Zeit in seiner „Deutschen Dichtung“ an die hervorragendsten Physiologen, Psychiater und Nerven-Pathologen Deutschlands und Oesterreichs die Frage gerichtet, was die Wissenschaft von diesen Erscheinungen hält. Die Gutachten, die als Antwort einliefen, haben allgemeinste Beachtung gefunden, die sich derselben nun, wo sie gesammelt und für die Buchausgabe bedeutend erweitert vorliegen, in erhöhtem Maße zuwenden dürfte. So bietet das Büchlein in anziehendster Form und aus berufenster Feder die verläßlichste Orientirung über Fragen, die heute Jedermann interessiren.

Druck von G. Pätz, Naumburg a. S.